This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 81 778

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Das heutige Rußland.

Das heutige Rußland.

Momentaufnahmen

von

Friedrich Schütz.

Erste und zweite Auflage.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1897.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

PRESERVATION
COPY ADDED
ORIGINAL TO BE
RETAINED

DK25
.S3

MAY 24 1995

GENERAL

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Die Photographie, sagt man, verdrängt die Kunst. Das ist gewiß beklagenswert, aber für die erwünschte Treue der Darstellung giebt es kaum Besseres als Momentaufnahmen, die mit dem ersten Eindrucke die Umrisse eines Bildes festzuhalten suchen. In diesem Geiste sind die folgenden Blätter während und nach der Krönung Nikolaus' II. entstanden. Eine erkleckliche Zahl vortrefflicher, auch berühmter Kollegen war damals nach Rußland geströmt. Ein geistreicher Freund, der den Vertretern der Presse fördernd zur Seite stand, pflegte sie scherzend die „Gesandten der öffentlichen Meinung" zu nennen.

Der Autor, als Berichterstatter der „Neuen Freien Presse" in Rußland weilend, wurde durch dies stolze Wort an die charakteristischen Schilderungen der verschollenen Gesandten Venedigs erinnert, die in ihren lebendigen, wahrheitsgetreuen, völlig absichtslos entworfenen Berichten anschauliche Bilder für künftige Geschichtsschreiber stellten. Wenn ein Teilchen ihrer Kunst für die russischen Momentaufnahmen gewonnen wurde, dann wäre das Ziel des Verfassers erreicht.

Er schrieb diese Aufsätze, die jetzt um manche Zugabe vermehrt erscheinen, zumeist in Petersburg, unterstützt von dem Rate und der Erfahrung einsichtiger Kenner Rußlands. Unablässig bestrebt, die Physiognomie des vielfach nach ungerechtfertigten Maßstäben und deshalb falsch beurteilten großen Reiches in sich aufzunehmen, lenkte er während seiner Arbeit naturgemäß den

Blick zur Heimat. Nicht nur durch die Empfindung veranlaßt, welche Geburt und Lebensgewohnheit einflößen. Die innere Lage Österreichs beschäftigt mehr, als man gemeinhin glaubt, die ernsten politischen Kreise. Es giebt — manche Erscheinung ließ dies wahrnehmen — trotz aller Schonung für die Empfindlichkeit eines Großstaates und die volle Berechtigung desselben, seine inneren Angelegenheiten zu ordnen, eine Art österreichischer Frage. Was sie zu ergründen und zu erforschen sucht, ist das Ziel der mächtig anwachsenden klerikalen Reaktion in Österreich. Ist diese erfüllt von den unheilvollen Tendenzen des siebzehnten Jahrhunderts, die mit dem Glauben der Protestanten Intelligenz und Volkskraft im Reiche Ferdinands II. für Menschenalter zerstörte? Strebt sie nach der Wiederkehr des Konkordates mit seinem geweihten Geßlerhut? Sie wird diesmal ihr Ziel kaum gewinnen. Nicht als ob es an der Förderung hiefür fehlte, es giebt der Mächtigen genug bei uns, die den Befähigungsnachweis für alles und jedes vom Beichtzettel abhängig wünschten; aber die Stellung Österreichs ist seit drei Jahrzehnten wesentlich verändert. Sein Verhältnis zu Ungarn, das nicht freiwillig in die Irrgärten der Klerikalen folgen wird, seine Abhängigkeit von internationalen Strömungen, die Beschränkung der pfäffischen Fürsprecher auf doch nur beschränkte Kreise des Donaureiches — werden dieses in eine gesündere Richtung zurückzwingen.

Österreichs neueste Krankheit, der Polonismus, sein Erbübel, der Einfluß der Beichtväter, der schon so viele Länder und Kronen kostete, werden hoffentlich nicht hindern, daß der politische Wirrwarr, den die Hände der Jesuiten schüren, früher oder später zu Ende geht; die Österreicher werden würdig bleiben, Bundesgenossen des deutschen Volks zu sein, das seiner Natur nach nie aufhören kann, der Kultur und dem geistigen Fortschritt zu dienen.

Wien, im November 1896.

Friedrich Schütz.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel . . . . . 1—11
Land und Leute. — Geistige Strömungen. — Die Demonstrationen am Krönungstage. — Alexander II. — Sein Verfassungsprojekt.

Zweites Kapitel . . . . . 12—26
Die Zarenfamilie. — Nikolaus II.

Drittes Kapitel . . . . . 27—38
Das Ministerium. — Witte. — Lobanow. — Sein Tod. — Ferdinand von Bulgarien.

Viertes Kapitel . . . . . 39—52
Die äußere Politik Rußlands. — Schischkin. — Li-Hung-Tschang. — Die chinesischen Bahnen. — Die Politik Lobanows. — Österreich und Rußland.

Fünftes Kapitel . . . . . 53—64
Bei Pobedonoszew.

Sechstes Kapitel . . . . . 65—79
Die Presse und ihr Verhältnis zu Nikolaus II.

Siebentes Kapitel . . . . . 80—93
Ein Tag bei Leon Tolstoi.

Achtes Kapitel . . . . . 94—109
Das russisch-französische Bündnis. — Fürst Woronzow-Daschkow. — Die Slavophilen. — Im Schlosse von Pawlowsk. — Ein Gespräch mit General Kirejew.

Neuntes Kapitel . . . . . 110—124
Nochmals die Slavophilen. — General Komarow. — Rußland und die Czechen. — Die Judenfrage.

Seite

Zehntes Kapitel . . . . . 125—144
Staat und Kirche. — Die Dreifaltigkeitskirche des heiligen Sergius. — Orthodoxe Glaubensströmungen. — Das slavische Lourdes. — Die Einsiedler von Gethsemane.

Elftes Kapitel . . . . . 145—157
Die polnische Frage.

Zwölftes Kapitel . . . . . 158—170
Die Deutschen. — England und Rußland. — Die Polizei.

Dreizehntes Kapitel . . . . . 171—200
Die Katastrophe auf dem Chodinkafelde. — Ihre Ursachen.

Vierzehntes Kapitel . . . . . 201—208
Ein Wort über die Armee. — Schlußbetrachtung.

Erstes Kapitel.

Land und Leute. — Geistige Strömungen. — Die Demonstrationen am Krönungstage. — Alexander II. — Sein Verfassungsprojekt.

Wladimir, einer der Fürsten Rußlands, die dessen Größe begründeten, gab seinen Kindern Lehren für das Leben, welche einen Schatz von Erfahrungen bargen. „Empfangt die Fremden gut," ermahnte er, „denn die Art, die ihr ihnen zeigt, wird den Ruf bestimmen, welchen ihr genießt." Vielleicht ist auf dies Zarenwort die große Gastfreundschaft zurückzuführen, welche in Rußland üblich ist, vielleicht hängt mit ihm auch die Haltung der Regierung gegenüber den Vertretern der ausländischen Presse bei den letzten Krönungsfesten zusammen; in jedem Falle muß zugestanden werden, daß ihr Entgegenkommen, ihre Gastlichkeit sich nicht nur auf äußerliche Formen beschränkte, man gestattete vielmehr freimütig, so oft dieses gewünscht wurde, auch durch die Oberfläche der Dinge in ihr Inneres zu blicken. Möglicherweise liegt dem ein gewisser Hochmut zu Grunde oder die Überzeugung, daß Rußland durch kein Urteil Schaden nehmen könne und man ließ den Fremden deshalb anstandslos in die Ämter sehen, ihre Einrichtungen genau beobachten, zeigte ihm auch ruhig die Institutionen, welche die Schattenseiten des Lebens verbergen. So eröffnete man uns willig die ausgedehnten Anstalten, die bisher erfolglos versuchen, der erschrecklichen Kindersterblichkeit Einhalt zu thun, und wir konnten in

die berühmten Kerker treten, die in den großen Städten und zur Krönungszeit durchaus nichts Auffälliges zeigen.

Nicht nur hier, auch sonst war der Eindruck ein anderer, als der, welchen man nach den gewohnten Schilderungen erwartet, die über Rußland im Umlauf sind.

„Das ist natürlich," sagen unsere Begleiter, „wir überlassen es den Feinden, das Bild unseres Landes zu malen. Sie haben Rußlands Ruf mit ihrer Methode sehr verschlimmert. Voreingenommen kommen fremde Schriftsteller zu uns. Einzelne von ihnen suchen nach den ersten Eindrücken, die sie empfangen, nach allem Schlechten, um die herkömmliche Auffassung zu bestärken. Natürlich finden sie Mangelhaftes, namentlich im Innern des Landes. Diese Eindrücke werden verallgemeinert und erhalten das Gepräge einer Schilderung des russischen Gesamtzustandes. Wer die Dinge nicht aus solchen Gesichtspunkten beobachtet; wer in Rechnung zieht, wie spät dieses Rußland in die europäische Gemeinschaft trat, wie viele Unterbrechungen seine Entwicklung durch Fremdherrschaft und innere Unruhen erlitt und wie schwer ihm die Bildung eines Ständewesens wird, auf dem sich der moderne Staat aufbaut — der wird milder richten und zweifellos finden, daß er hier einem im Aufblühen begriffenen Staatswesen begegnet."

Unleugbar ist es nicht schwer, dieser Urteilsrichtung Rechnung zu tragen; denkt man vollends daran, wie häufig die äußere Politik der europäischen Staaten, durch Unterschätzung dieses und jenes Nachbars unheilvoll beeinflußt wurde, dann möchte man, geleitet von den ersten Eindrücken, die man in Rußland von dem imponierenden Auftreten seiner Staatsfunktionäre, von der Haltung seiner Armee, von der Leistungsfähigkeit seiner in normalen Zeiten vortrefflich funktionierenden Eisenbahnen gewinnt, nach eindringlichen Worten suchen, um zu verhüten, daß dieser große Staatsorganismus nicht mit zu geringem Maße bemessen werde. Man braucht deshalb durchaus nicht blind für die Schattenseiten des Bildes zu sein. Gewiß wird der länger hier Weilende Züge entdecken, die eine naivbrutale Gewaltthätigkeit und

viel Unentwickeltes bloßlegen; er wird Dinge wahrnehmen, die selbst an hervorragender Stelle den Mangel an Initiative und einer harmonisch ineinander greifenden Verbindung mit anderen wichtigen Amtsfaktoren verraten, er wird endlich — vielleicht seltener, als er es erwartete — beobachten können, daß der Charakter an verantwortungsvoller Stelle wertvoller sein könne, als das Talent; aber zum Glücke für die Russen leugnen auch sie selbst ähnliche Übelstände nicht.

„Unsere Administration wie vieles andere bei uns," sagen sie, selbst wenn sie in Amt und Würde stehen, „ist sehr besserungsbedürftig. Darüber täuschen wir uns nicht, und in dieser Erkenntnis liegt, wie wir glauben, unsere Zukunft. Sie werden dieser Einsicht an vielen einflußreichen Stellen begegnen; alle unsere besseren Elemente sind erfüllt von der Meinung, daß Rußland der Größe seiner Aufgabe noch nicht gewachsen ist, daß seine gewaltige Ausdehnung, seine Lage, sein Klima, seine ganze Vergangenheit ihm den Eindruck des Unvollendeten aufdrücken. Die Natur und der Kampf gegen ihre fortwährenden Einwirkungen auf unser Leben werden noch viele Schwierigkeiten machen; auch darüber, wie das Ziel zu erreichen wäre, gehen die Meinungen auseinander, und bei der Langsamkeit, die hier Plan und Ausführung, Gedanken und That, Befehl und Vollziehung trennt, sind wir gewiß noch weit von dem Endpunkte unseres Strebens, aber wir glauben schließlich doch die Begabungen finden zu können, die uns dahin führen."

An Talenten fehlt es in Rußland keineswegs. Seine gesamte Intelligenz hat, in fortwährendem Aufsteigen begriffen, den Weg aller echt veranlagten Naturen gemacht. Von der Kunst bloßer Nachahmung gelangte sie zu der des selbständigen Schaffens. Das Vermögen des Russen, an seiner Eigenart beharrlich festzuhalten, hat sie hiebei kräftig gefördert. Schon auf dem Kreml bewunderten wir die Hartnäckigkeit, mit der ungebildete, aber ihrer Volkskraft bewußte Fürsten große Baukünstler aus der Fremde nötigten, einen russischen Stil zu schaffen, der zwischen griechischen, scythischen und slavischen Auffassungen

schwankt. Deutsche Ästhetiker spotten über das Auffallendste und Kühnste dieser Baudenkmale, die Wassilikirche, als einen Narrenturm. In Wahrheit ist sie eine merkwürdige Ausgestaltung des bizarrsten Barock, die uns in den Wirkungen ihrer durch Jahrhunderte gleichmäßig erneuerten bunten und vielfarbigen Tünche die kecken polychromischen Effekte der Alten erraten läßt. Der byzantinische Barockstil dieses Baues ist von den modernen russischen Architekten künstlerisch verschönt und ausgestaltet worden. Russische Maler, wie Wereschtschagin und Ssemieradski; Meister, wie Laganowski und Ramasanow, unterstützten sie hiebei; sie alle sind in ihrer Art ebenso eigenartig wie die neueren russischen Schriftsteller, die uns nicht nur die perlende Thräne ihres Volksliedes, sondern die ganze Geistesrichtung eines Denkerkreises veranschaulichten, der in rührender Weise zwischen bangem Zweifel, düsterem Pessimismus und selbstzerfleischender Ironie die Wahrheit der Dinge zu ergründen sucht. Es wäre gewiß falsch, aus ihren Charakterbildern Schlüsse auf das ganze russische Volk zu ziehen; es war vielleicht auch nicht angemessen, ihre der deutschen Gemütsrichtung widerstrebende Art einfach in unsere jüngere Poesie zu übertragen; aber die starke individuelle Kraft dieser Litteratur ist so wenig zu leugnen als die volle Selbständigkeit des russischen Geistes auf allen Gebieten, die er berührt. Der Ökonom, der Kaufmann, der Vertreter praktischer Wissenschaft, der Journalismus bewährt dieselbe nicht weniger als die neueren Historiker, in deren Schule die russischen Staatsmänner gebildet sind, die in ihren Gesprächen so nachdrücklich auf den innigen Zusammenhang des hellenischen Volksgeistes, der in Byzanz fortlebte, mit den politischen Einrichtungen Rußlands hinzuweisen pflegen. Da auf geistigem Gebiete die individuelle Kraft, das Gepräge der Selbständigkeit so ausschlaggebend wirken, darf man wohl annehmen, daß eine Nation, welche so viele eigenartige Talente besitzt, schließlich auch der politischen Gefahren und Hemmnisse Herr werden muß, die ihre innere Entwicklung aufhielten und so häufig in die Schatten reaktionärer Mächte hüllten.

Dies Ziel wird allerdings nur mit Mühe zu erreichen sein, wiewohl einer der entscheidendsten Schritte zu demselbem gemacht ist. Trotz seiner Unermeßlichkeit hat Rußland durch ein oft gewaltthätiges, aber häufig von genialen Eingebungen geleitetes System seine volle Einigkeit gewonnen. Die Polen ausgenommen, will niemand, der politisch ernst denkt, in diesem Reiche eine Schwächung des Staatsganzen und seiner Kraft; föderalistische, partikularistische Wünsche leben nicht einmal in den Köpfen. Aber dies Reich wird von einem Volke bewohnt, das vorläufig die staatsfördernde Kraft nicht in genügendem Maße besitzt. Der Adel hat durch gewaltsame Erschütterungen, durch selbstverschuldete Übel, durch die Bodenkrisis, die augenblicklich die ganze Welt berührt, seine Bedeutung verloren — der Klerus macht wohl keine Kulturkämpfe in Rußland, er hat auch nicht die Verfolgungswut der Priester anderer Religionen, die Torquemadas und Lamormains haben hier keinen Boden; aber die russische Kirche dient dem Staate um einen hohen Preis, sie will, daß er das Bildungsniveau nicht erhöhe, damit ihre Macht — „die Macht der Finsternis", sagt der Dichter — leichter und länger fortdauere — die Bureaukratie der Tschinowniks, vielfach vortrefflich wirkend, gilt doch mit als Ursache der Übel, die in Rußland reformbedürftig erscheinen — der Mittelstand, der an Stelle des Adels treten könnte, ist erst im Werden begriffen — das eigentliche Volk in seiner untersten Schichte, zum Teil gut veranlagt, anstellig und gewandt, auch bereit, wie die Geschichte wiederholt gezeigt, die höchsten geistigen Güter des Menschen zu verteidigen, ist leider überreich an Elementen, die eine politisch träge und unbewegliche Masse bilden. Das fatalistische „Nitschewo" und „Choroscho", „Es wird schon gehen" und „Es ist gut", ist, wie schon Bismarck in Petersburg bemerkte, sein Alpha und Omega.

In diesem Geiste riefen die Ahnen der so leicht zu lenkenden Bevölkerung nach den kräftigen Warägern, um eine starke Regierungshand zu gewinnen. Man will sie fühlen hierzulande; wiederholt sind es die Russen selbst gewesen, die ihre

Fürsten baten, in ihrer Strenge nicht nachzulassen. „Wir brauchen einen Herrn," dieser Ruf tönte in der alten Vjetsche, der Volksversammlung, von Pskow und Nowgorod, die das Recht hatte, Landesherren einzusetzen. Er ist seither in den verschiedensten Variationen lebendig geblieben.

Aus ähnlichen Volkszügen, aus der Begeisterung für das orientalische Imperatorentum in Byzanz, aus dem kräftigen Walten mächtiger Herrscher oder einer die willenlosen Fürsten tyrannisch lenkenden Umgebung ist das autoritative Zarentum entstanden. Russische Schriftsteller sagen, „auch das hellenische Volksgefühl mit seinen demokratischen Wallungen sei neben demselben lebendig und der oberflächliche Beobachter übersehe diese Erscheinung nur zu häufig," aber diese Behauptung ist nur bis zu einem gewissen Grade richtig. Das Volk, gewohnt immer nach oben zu blicken, bleibt zufrieden und ruhig, so lange keine Wolken am Himmel stehen; erst im Unglücke fühlt es seine Kraft. Das weiß jeder Zar. Selbst eine so rücksichtslos dämonische Natur wie der Große Peter, dessen zahllose Stöcke, die auf dem Rücken seiner Ratgeber zu tanzen pflegten, man heute noch in den Schlössern von Petersburg sehen kann, mußte dieser Erscheinung Rechnung tragen. Man fand jüngst einen Brief von ihm, den er an den Senat gerichtet, als er in dem Netze eines schlauen türkischen Paschas so stark festgehalten wurde, daß ihn nur die Klugheit der ersten Katharina retten konnte.

„Das Unglück war gegen mich," schrieb der Allmächtige. „Ich habe Rußland ungenügend vertreten. Ich beuge mich eurem Urteile. Wollt ihr mein Leben? Es ist zu eurer Verfügung."

Viel stärker haben die meisten Herrscher nach ihm die traurige Wirkung des Mißgeschickes erfahren. Selbst in der jüngsten Zeit konnte man nach dem Chodinkafeste auf dem Friedhofe, der die Leichen der Verunglückten barg und den Schmerz in Shakespearischen Accenten lebendig werden sah, einen Vorgeschmack der Stimmungen ernster Zeiten gewinnen. Das Totenfeld war von Truppenmassen cerniert, auf den schmalen Kieswegen

des Friedhofes sprengten geräuschvoll berittene Wachen umher, zwischen den Grabsteinen blitzten überall Bajonette. Das hinderte die Menge nicht, schimpfend und drohend ihren Gefühlen Luft zu machen.

„Ihr habt uns gestern," rief sie den Truppen höhnisch zu, „nicht bewacht, warum bewacht ihr heute die Toten, die nicht aufstehen und nichts mehr thun können?!"

Trotz solcher Erscheinungen hat es in Rußland nicht an Versuchen gefehlt, eine Art von Freiheitsrecht zu begründen. Es war vor Peter dem Großen in dem Statut der Zemstwos aller Gebiete, aus denen sich Rußland nach und nach zusammensetzte, lebendig. Der Zar hob es auf, weil er mit Recht eine Gefahr für sein gewaltiges Kulturwerk darin sah. Nach einigen Jahren suchte der Adel unter der Kaiserin Anna eine Habeas-Corpus-Akte zu gewinnen, die vielleicht das autokratische Rußland in eine oligarchische Republik mit dem Schicksale Polens verwandelt hätte. Die Zarin mit dem hübschen Knabenknopf von ungewöhnlich kräftigen Zügen zerriß unmittelbar nach der Krönung die eben unterzeichnete Charte, die den Preis ihrer Wahl gebilde hatte, unter dem Jubel des Heeres und der Geistlichkeit. Ein Kammermädchen — die Umwälzungen vollzogen sich damals im Geiste der Komödie Scribes — hatte ihr heimlich den Plan zugesteckt, wie den kühnen Anschlägen des Adels zu begegnen sei. Die ersten Mutigen, die es versucht hatten, Rußland die Freiheit zu geben — ein Günstling der Kaiserin unter ihnen — wanderten zum Schafott, in den Kerker, nach Sibirien. Die große Zarin Katharina II. versuchte trotzdem, das alte Volksrecht neu aufleben zu lassen. Als sie ein neues Gesetzbuch einführen wollte, berief sie auf dem Boden der alten Zemstwos eine Ständeversammlung nach Moskau; Beamte, Adelige, Bürger, Bauern, Russen, Tataren, Lappen, Kalmücken tagten hier vereint. Sie hatten das Recht der Indemnität. Sie berieten unter dem Schlagwort: „Diese Versammlung will das Wohl Aller und jedes Einzelnen." Man stellte Anträge auf Abschaffung der Leibeigenschaft, der Prügelstrafe, der Folter; man beriet die Grundlinien einer Verfassung — leider machte

der Krieg all diesen schönen Träumen ein Ende. Wieder nach fünfzig Jahren plante Napoleon in den eisigen Schrecken Moskaus eine verfassungsmäßige Regierung für Rußland und nur kurze Zeit hierauf suchten — abermals erfolglos — die Minister Alexanders I., Adam Czartoryski, Novossiltsow und Strogonow, eine Konstitution „nach den Principien und den Herzenswünschen Katharinas II." zu entwerfen.

In neuerer Zeit war nur einer von den Nachfolgern des ersten Alexander mit ähnlichen Plänen beschäftigt — Alexander II.

Dieser Monarch, der Rußland unleugbar eine große Strecke auf der Bahn des Fortschrittes vorwärts führte, die Leibeigenschaft aufhob, eine Justizreform einführte, welche das Gerichtswesen auf eine moderne Grundlage hob, hat nur Undank für seine Bestrebungen geerntet. Das Monument, das man ihm im Kreml, wo er geboren wurde, aufrichtet, bleibt — nicht zur Ehre des Landes — unvollendet; auch die Kirche, die bestimmt ist, den Platz zu weihen, wo die Mörderhand den unglücklichen Fürsten traf, steigt in ihrem engen Gerüste nur langsam in die Höhe. In der Bauhütte, die auf dem Boden eines abgelenkten Newaarmes steht, scheinen sich die Arbeiter für ewige Zeiten einrichten zu wollen. Alexander II., der jahrelang in Rußland eine ähnliche Beurteilung in offiziellen Kreisen erfahren hat wie in Österreich der Volkskaiser Joseph bei den Finsterlingen, ist auch bei den Liberalen seines Volkes nicht populär. Man wirft ihm die Leichtigkeit, mit der er sich durch oberflächliche Ratgeber wie Ignatiew in den Krieg treiben ließ, ebensoheftig wie das Unstete seines Charakters vor, das ihn — er ähnelt darin seinem Oheim, dem ersten Alexander — aus einem Äußersten in das andere führte. Jener begann als Schüler Laharpes, eines französischen Revolutionärs, zum Teile in dessen freisinnigen Auffassungen — vor seinem Lebensende war er mit Metternichs Hilfe zu einem eigenwilligen Gewalthaber herabgesunken, der ganz in den Händen des verhaßten Volksfeindes Araktschejew lag. Sehr zu seinem Schaden machte Alexander II. ähnliche Schwankungen durch; sein grausamer Versuch, die geistige

Strömung des Landes einzudämmen, schuf den erschreckend revolutionären Dilettantismus der Nihilisten. Er führte einen gewaltigen Umschwung in den Auffassungen des Kaisers herbei.

Im Winterpalais sind seine Wohngemächer in ihrer vornehmen Einfachheit unverändert erhalten, in seinem Arbeitszimmer wurde kein Möbelstück von der Stelle gerückt, an der es am letzten Lebenstage des Zars stand. Stil und Charakter der Einrichtung blieben völlig unberührt: die Farben der Tapete, hoffnungsvoll grün, Tische, Stühle von Mahagoniholz, an den Wänden Bilder der europäischen Potentaten, das Porträt des Kaisers Franz Joseph in russischer Uniform zu ihren Häupten — eine der wenigen österreichischen Erinnerungen, denen man in den Petersburger Schlössern begegnet. Auch auf dem Schreibtische herrscht die alte Ordnung, nur gestört durch einige feine Batist-Taschentücher, die starke Blutflecken zeigen, wie das Bett dicht neben der Arbeitsstätte des Kaisers, auf dem er sein Leben aushauchte. Von dieser Stelle fällt der Blick unwillkürlich auf die alten, auf dem Schreibtische ruhenden Notizblätter, Federn, Stifte, Briefbeschwerer und grauen Mappen, in denen Alexander die wichtigsten Regierungsakte aufzubewahren pflegte. In einer von ihnen lag der Entwurf der Verfassung für Rußland. Der Blick des Kaisers ruhte auf ihm, ehe er in den Tod ging. Mit ihm war auch dies Werk verloren.

Der Verfassungsentwurf Alexanders II. ist seinem Inhalte nach außerhalb Rußlands nicht gekannt, auch hier spricht man nicht viel von demselben und seinem eigentlichen Urheber, dem Minister Loris-Melikow. Außer von der Partei des Rückschrittes wird der Gedanke, Rußland zu einem verfassungsmäßigen Staate umzugestalten, von vielen gebildeten und patriotischen Staatsmännern bekämpft, die aus den gegenwärtigen Zerrbildern der parlamentarischen Verhältnisse einzelner westeuropäischer Länder die schärfste Opposition gegen eine Repräsentativ-Verfassung in Rußland und die politischen Auffassungen der modernen Welt ableiten. Alexander II. hatte nicht die Absicht, die Grenzen des Parlamentarismus zu weit zu ziehen.

„Es lohnt vielleicht nicht," sagte mir Graf Tolstoi, einer der Wenigen, die Kenntnis von dem Entwurfe erhielten, „allzu eifrig nach dem Inhalte zu forschen. Die Verfassung, die man damals plante, sollte eine parlamentarische Beratung nur von Fall zu Fall, nur wenn dies in dem Belieben der Regierung lag, ermöglichen; auch das Wahlrecht war beschränkt wie das Beratungsrecht; wie sollte man dabei viel gewinnen?"

Loris-Melikow beabsichtigte wirklich nicht viel mehr, er dachte nur einen Schritt nach links zu thun.

„Seine Lage war eine ungemein schwierige," erzählt einer seiner Vertrauensmänner. „Er strebte deshalb nur ängstlich und tastend nach seinem Ziele. Wenn wir ihn drängten, pflegte er abwehrend zu sagen: ‚Laßt mich machen, vertraut mir. Vergeßt nicht, daß ich kein geborener Russe bin und daß ich deshalb nicht so energisch vorgehen kann, als ich möchte.' Loris-Melikow knüpfte nach dem Beispiele der Ratgeber Alexanders I. an die Vergangenheit an. Was er wollte, war ein großes erweitertes ‚Semstwo'." In Rußland sind starke Grundlagen für eine repräsentative Verfassung. Das Dorf hat sein ‚Mir', das sich ganz parlamentarisch verwaltet, die Städte haben ein Selfgovernment und wieder ihre Beratungskörper; die Provinz, der Kreis haben ihre Semstwos, nur dem Gesamtgebiete des Staates fehlt die Möglichkeit zur Äußerung eines Volkswunsches. Loris-Melikow wollte ein Semstwo für das Reich. Die Wahl für dasselbe sollte unter ähnlichen Bedingungen geschehen wie für die Kreisvertretungen, die wir besitzen; einzelne von diesen hatten nur Vertreter zu dem Centrum zu entsenden in ähnlicher Art, wie dies die ersten Verfassungsverfügungen Schmerlings normierten — nach österreichischem Muster also, das man hier häufiger in der Gesetzgebung nachahmt als das deutsche und französische. Dort, wo Semstwos nicht bestanden, würde bis zur Schaffung eines neuen Wahlrechtes die Regierung die Deputierten bestimmt haben, sie konnte auch sonst durch Ernennungen von Abgeordneten ihre Position sichern. Was in den Kreis der Beratung dieser Körperschaften zu ziehen sei, hatte das Ministerium festzustellen; natürlich dachte

man zunächst an eine Vorberatung der Gesetze, die jetzt an den Staatsrat gelangen. Alle diese Absichten machte der Tod Alexanders II. zunichte. Man glaubte damals vor weiteren Gefahren zu stehen. Den Truppenleitern, die man beim Regierungswechsel in Eid nahm, wurde bedeutet, daß, falls auch Alexander III. von dem Schicksale seines Vaters ereilt würde, sein jüngerer Bruder Wladimir als Vormund des Thronfolgers die Regierung weiterführen werde, und daß ihm zu gehorchen sei. In solchen Stimmungen mußten die konstitutionellen Pläne untergehen. Man wußte sehr bald, woran man sei. Eines Abends erschien Aksakow im Vorstande des Slavischen Vereines, dessen Präsident heute General Ignatiew, der Minister von damals, ist. Aksakow hielt eine Rede über Rußland. Was er forderte, war Besserung der Verwaltung, Kampf gegen die Korruption, aber auch Kampf gegen die modern-politischen Schlagworte einer falschen Freiheit und einer staatsgefährlichen Parlamentsmacht. ‚Wir wollen keinen Parlamentarismus!‘ rief er heftig, ‚brächte man ihn zu uns, unsere braven Dworniks würden ihn mit ihren Hausbesen herauskehren!‘ Man kannte nach diesen Worten die neue Richtung des neuen Herrn, der ihr zeitlebens streng, hart und rücksichtslos treu blieb“ . . . . . .

Seither ist eine geraume Zeit verstrichen. Alexander III. ist tot, Nikolaus II. ist sein Nachfolger.

„Es wird sich nicht viel ändern unter ihm,“ hört man hier vielfach sagen. Das scheint in Bezug auf die Verfassungsfrage richtig zu sein — im übrigen ist eine teilweise Wandlung doch erfolgt: das Regierungssystem ist milder und gerechter, das Wort ist freier, manche Schranke fällt, die Meinung regt sich selbstbewußter, ein Frühlingshauch zieht durch das Land, ein neuer Geist regt seine Schwingen — sehen und hören wir, ob er siegreich bleiben wird.

Zweites Kapitel.

Die Zarenfamilie. — Nikolaus II.

Wie über Rußland selbst herrschen jenseits der Grenzen dieses gewaltigen Reiches, dessen Ausdehnung Humboldt mit der des sichtbaren Teiles der Mondfläche verglich, auch über die Männer, die hier maßgebenden Einfluß ausüben, nicht die richtigen Voraussetzungen. Schon in den ersten Stunden eines Aufenthaltes in Petersburg wird dies bezüglich einer Person auffallend merkbar. Dies ist Nikolaus I., dessen Auffassungen allerdings in starken Abschwächungen und Umformungen noch heute für das kaiserliche Haus maßgebend sind, und dessen hundertjähriges Geburtsfest man eben besonders festlich beging. Man hat ihn häufig als einen „Don Quixote der Reaktion" dargestellt. Das ist er nicht. Dieser Zögling der Schule Metternichs, der ihrer Frivolität, ihrer Selbstsucht und ihrer Leichtfertigkeit durchaus fernblieb, der das Legitimitäts-Princip ernst und das Gottesgnadentum für etwas Selbstverständliches nahm, das den Herrschern hohe und schwere Pflichten auferlegt, hatte neben seiner naiven Überzeugung, daß es einem Menschen von der Höhe des Thrones möglich sei, die Gedankenwelt Europas zu beherrschen, zu regeln und nach Belieben zu formen — auch edlere Züge. Dadurch wird es erklärlich, daß dieser starre Absolutist, dieser Nero honetter Art, wirklich nicht mehr leben wollte, als er sein System und den Glauben an die Richtigkeit seiner Überzeugungen jäh zusammenbrechen sah. Ob er Gift genommen, wie das Volk

behauptet, ob er wie die Heldin des bekannten französischen Dramas sich freiwillig der eisigen Luft des Winters aussetzte, um seine angegriffene Lunge vollends zu zerstören, ist für die Beurteilung seines Charakters ohne Belang. Er starb wie der Held einer Tragödie, der die Irrtümer seines Lebens mit dem Tode sühnt. Man beurteilt ihn deshalb jetzt nachsichtiger als zur Zeit, da die Erinnerung an seine Regierungssünden lebendiger war. Man rühmt ihm seine Vaterlandsliebe nach, die ihn häufig mit seinem für Sklaven und nicht für Menschen geschaffenen System in starke Widersprüche brachte. Eine der Folgen derselben war, daß ihm, dem Bildungsfeinde, Rußland eine große Kulturförderung dankt. Er hat aus Furcht vor republikanischen Wendungen der alten Klassiker diese und ihre Sprache brutal aus der Studienordnung gestrichen, aber derselbe Fürst hat Petersburg nicht weniger schaffen helfen, als Peter I. und Katharina II., ja das heutige europäische Bild der Stadt ist sein eigentliches Werk — sein Werk auch die Erhöhung der Bedeutung ihrer prachtvollen Sammlungen, mit denen er, der Finsterling, wie mit zahlreichen ähnlichen Institutionen, dem Bildungsbedürfnisse in Rußland außerordentlich Vorschub geleistet hat. Genau so hat sich sein Verhältnis zu der damaligen aufstrebenden Litteratur gestaltet. Er liebte das gedruckte Wort nicht — auch den Geist nicht, der ihm innewohnte, aber er fühlte sich zu den Schriftstellern hingezogen, deren Erfolg die Bedeutung Rußlands nach außen heben half. Er fürchtete Puschkin und förderte ihn, er war erbittert über die satirische Kühnheit Gogols, und doch schützte er ihn vor der Gewaltherrschaft der Censur. Von solchen Auffassungen geleitet, wählte er seinem Sohne, dem nachmaligen Alexander II., den Erzieher und Lehrer. Er verwarf die Kandidatur eines Generals und Höflings, die man ihm vorgeschlagen, und erhob einen Dichter der romantischen Schule, Schukowski, zu diesem Amte. Dieser hatte die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gezogen, als er die Geburt des Thronfolgers mit einem Gedichte feierte. „Sei ein Mensch," lautete dessen Schlußwort, „und du wirst auf deiner Höhe stehen!" Man erinnert sich noch wie in Österreich ein ähnliches Wort, bei

ähnlichem Anlasse gesprochen, für den Poeten Grillparzer viel weniger glückliche Folgen hatte, als dieser Zuruf in der rauhen Luft des Nordens und am Hofe eines der absolutesten Monarchen, die je das Scepter führten.

Den schönen menschlichen Zug, für den ein feingebildeter Erzieher seinen Zögling in der Folge zu begeistern wußte, hat dieser auf dem Throne bewahrt. Alexander II. war der letzte der Zaren, die eine unmittelbare Berührung mit dem Volke liebten. Auf dem Newski-Prospekt, auf den breiten Brücken, die über die Newa-Arme zu dem Zauber der reizenden Inseln führen, welche den Anziehungspunkt des reichen und vornehmen Petersburg bilden, sah man ihn häufig zu Fuß, gefolgt von einem riesigen Bernhardiner, leutselig den Gruß der Vorübergehenden erwidern. Dies Bild eines patriarchalischen Herrschers mit bürgerlich-biederen Zügen ist mit ihm entschwunden. Der Sohn liebte die ängstlichste Zurückgezogenheit; für das Volk gab es keine Audienzen mehr; es war nicht möglich, in seine Nähe zu gelangen; fuhr er aus, so waren die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln getroffen; sein Wagen, von einer schützenden Garde umgeben, raste über das Pflaster — hastig, pfeilschnell, als jagte das Unglück hinter ihm. Den Winterpalast, in dessen Keller die Minen der Nihilisten gedrungen waren, mied er mit erklärlicher Scheu; er blieb in dem roten, bescheiden zu den goldigen Kuppeln der benachbarten Alexanderkirche aufblickenden Hause, das seit einem Jahrhundert den Thronfolgern zugewiesen ist, nachdem es früher die Kaiserin Elisabeth für den Grafen Rasumowski erbaut hatte, dessen Sohn durch seine rührige Agitation gegen Napoleon I. in die Weltgeschicke eingriff.

Vor der langen Zeile des Anitschkow-Palais, dessen Fenster nun dicht verhängt, wie blind, in den Newski-Prospekt hineinstarren, kommt mir ein Gespräch mit dem Grafen Andrássy in Erinnerung, das ich vor Jahren, kurz vor dessen Tode, mit diesem führte.

„Alexander III.," meinte der ehemalige österreichische Minister des Äußeren, „ist oft in falschem Lichte erschienen. Ich hatte Gelegenheit, seine Charakterzüge zu studieren, ich sah ihn wieder-

holt, gewiß auf die seltsamste Weise nach einem Hoffeste, wo vor dem Vestibule im Schlosse große Unordnung bei der Zufahrt der Wagen herrschte. Der Zar, damals noch Kronprinz, der ein wenig ungeduldig ins Freie getreten war, geriet in eine Wagenburg, statt zu seiner Equipage. Ich las in seinen Zügen, wie peinlich ihm diese Situation sei. Ich trat vor ihn. ‚Hoheit,‘ tagte ich ihm, ‚ich werde Ihnen Ihren Wagen schaffen.‘ Das hat ich auch zu seiner Freude. Einen Tag später hatten wir ein Gespräch. Der Kronprinz gab sich offener als sonst. Ich gewann die Überzeugung, daß er ein Mann starken Willens sei, aber ich glaubte sicher schließen zu dürfen, daß man von ihm keine kriegerische Überraschung zu erwarten hätte, auch wenn man ihn drängen wollte, der Welt eine solche zu bereiten. Er war eine durchaus friedliche Natur, die ernste Komplikationen fürchtete. Er hatte offenbar genug an den Greueln des Krieges, den er mitgemacht und dessen Erscheinungen ihm als gutem Familienvater ein wahres Entsetzen eingeflößt hatten. Man hielt ihn für apathisch; das war er nicht; sein Charakter entbehrte nicht einer gewissen Lebendigkeit, aber wenn ich entscheiden sollte, welcher Sinn in ihm am meisten entwickelt war, so würde ich sagen, es war der Familiensinn.“

Die Richtigkeit der Hauptzüge dieser Zeichnung bestätigen hier Personen, die in der Umgebung Alexanders III. gewirkt. Er war in der That durch die Folgen des letzten türkischen Krieges dermaßen abgeschreckt, daß sein Regierungssystem hiedurch wesentlich beeinflußt war. Er war noch durch ein zweites Furchtgefühl bestimmt — durch das, welches die Nihilisten in ihm weckten. Das Auftreten derselben, die Ursachen ihrer Macht beurteilte er nicht mit staatsmännischem Auge, es war ihm nicht gegeben, die Dinge von einem höheren Standpunkte zu betrachten. Schon die Entwicklung, die sein Geist genommen, hinderte ihn daran; Alexander II., dem sein Vater Nikolaus einen so trefflichen Berater der Jugend gab, hatte die Heranbildung seines jüngeren Sohnes, des späteren Zars, viel weniger ernst genommen, als die des Erstgeborenen. All seine Liebe, all seine Fürsorge galt diesem

Frühverstorbenen, dessen Bild noch heute überall in der Wohnung des ermordeten Kaisers an bevorzugter Stelle hängt. Der zweite Sohn, Alexander, in seiner Jugend vielfach zurückgesetzt, und wegen seiner geringen Befähigung weniger als der begabte Bruder geschätzt, schien selbst durchaus nicht gewillt, eine höhere Stufe der Bildung zu gewinnen. „Laßt mich in Ruhe," bat er lachend „ich hab's nicht nötig, ich werde doch nicht regieren müssen."

Das Schicksal hat es anders gewollt. Der lernscheue Großfürst stieg die Stufen des Thrones empor.

Er zeigte hier das Bestreben, seinen Mann zu stellen.

Seine Regierung hatte drei Phasen: in der ersten gebot die Furcht vor dem Nihilismus Vorsicht, in der zweiten, wo man größere Sicherheit fühlte, war die Reaktion am stärksten, in der dritten, wo die Schrecken der Hungersnot die Schwächen dieses Systems enthüllten, begann eine Reaktion von unten gegen die von oben. In all diesen Zeitläufen ist sich der Zar treu geblieben, er wußte, daß der Stellung des autokratischen Zars vielfach enge Grenzen gezogen sind, er kannte ein spitzes, treffendes Wort des ihm so wenig sympathischen Battenbergers: „Der kleinste deutsche Fürst vermag mehr in seinem Kreise, als der russische Kaiser in dem seinen." Er fühlte wohl, wie aus den Bräuchen, die zur Zeit launenhafter und doch leicht lenkbarer Fürstinnen herrschten, sich nach und nach eine Tradition der kaiserlichen Umgebung gebildet hatte, die auch gegen den fürstlichen Willen regierte. „Der Kaiser kann bei uns," hörte ich hier sagen, „viel Gutes thun, aber er kann ungleich weniger, als die Welt glaubt." Der Zar in Rußland ist der Inbegriff der Macht, diese selbst besitzt er nicht, sie ist in den Händen Anderer. In seiner Gottähnlichkeit erinnert er auch darin an das höchste Wesen, daß die, welche ihn am meisten anzubeten scheinen, sich die Attribute seiner Gewalt aneignen. Einem solchen Zustande entgegenzuwirken, arbeitete Alexander III. mit der ganzen Zähigkeit seiner Natur. Ihm fehlte Talent oder Genie seiner großen Vorgänger, deren Eingebungen dem Reiche den Stempel ihrer geistigen Bedeutung aufdrückten — für die Erweiterung der persönlichen

Macht des Zars hat er so energisch wie sie gewirkt. Er bekämpfte jeden Einfluß, den er neben sich zu fühlen begann, ob dieser von einem Minister, von einem Mitgliede seiner Familie, ob er von seiner Frau kam, welcher er ein so treuer Gatte war. Natürlich fand das Walten eines so starken persönlichen Übergewichtes, das jeden Widerstand vernichtete, in dem autokratischen Rußland seine Anhänger. Die Liberalen aber, die sehr zahlreich sind und die Gedankenströmungen im Reiche kräftig beeinflussen, haben für den verstorbenen Zar nur ein abfälliges Urteil; während die Kirche, die Konservativen, die Franzosen seinen Sarkophag in der Peter- und Pauls-Kathedrale mit zahllosen Erinnerungszeichen schmücken, gegen die alles verschwindet, was auf den Nachbargräbern fromme Pietät gestiftet hat, verurteilen sie die Regierung Alexanders III. auf das schärfste.

„Er hat," erklärte mir einer ihrer hervorragendsten Vertreter, „seinem Sohne ein schlechtes Erbe hinterlassen, denn alle besseren Principien unserer Gesetzgebung und unserer Verwaltungsgrundlage wurden durch ihn vernichtet; er beschränkte die Rechte des Reichs- und Staatsrates, ja selbst die herkömmliche Macht der Minister; er stimmte regelmäßig, unbekümmert um die Entscheidungen und Ansichten des Regierungskonseils, mit demjenigen seiner Räte, der die reaktionärste Forderung erhob; auch wenn nur Ein Minister in diesem Sinne gegen alle anderen Kollegen stand, trat der Kaiser auf seine Seite und entschied hiedurch zu seinen Gunsten; er hat der Justiz in politischen Dingen das Öffentlichkeitsrecht, das sie bereits besaß, genommen; die Folge war, daß die Kerker sich mit politischen Verbrechern bevölkerten; er hat, weil er unablässig Furcht und Schrecken fühlte, beides dem Volke einflößen wollen; er hat auch in der äußern Politik rücksichtslos seinen Eingebungen und persönlichen Stimmungen nachgegeben; das zeigte er nicht nur den Bulgaren gegenüber, auch zu dem populären französischen Bündnisse griff er erst, nachdem ihn der Kampf Deutschlands gegen die russischen Werte durch die Zeit und die Form, in der er geführt wurde, in seinen persönlichen Empfindungen tief verletzt hatte; er hat der Kirche die nach russischer Auffassung

ganz falsche Stellung einer kriegerischen Macht gewinnen wollen. Der ‚fromme General' in Rußland ist eine Schöpfung Alexanders III.; in Moskau haben jüngst die Truppen es als ein Glück empfunden, daß der bekannteste von diesen messe- und weihrauchsüchtigen Offizieren, Apostol Kostanda, von seiner hohen Stelle durch die Ernennung des Großfürsten Sergius zum Kommandierenden entfernt wurde. Man hat Alexander III. im Auslande den Friedensfürsten genannt — in Wahrheit hatte er Krieg mit aller Welt: Krieg mit den Bulgaren, Krieg mit den Liberalen und der Presse, Krieg mit den Deutschen in den baltischen Provinzen, Krieg mit den Polen, Protestanten und Juden, Krieg mit dem Andenken seines Vaters, dem er schon bei Lebzeiten unfreundlich gegenüberstand, Krieg mit der Schule, die er künstlich und mit allen Mitteln herabzudrücken suchte, — zuguterletzt den Zollkrieg, der als eine Gefahr für unsere materiellen Verhältnisse auflebte. Von all seinen Kämpfen hat die öffentliche Meinung nur Einen mit Sympathien begleitet, den, welchen er gegen die Korruption geführt. Ehrlich und voll Begeisterung für anständige Moralprincipien tönte ihm fortwährend ein Wort seines Vaters im Ohre. ‚Weißt du,' hat ihm dieser während des Krieges, angeekelt von dem Treiben der Lieferanten und der Generale, gesagt, ‚daß ich fürchte, wir zwei sind hier die einzigen ehrlichen Leute!' Er begann, in Erinnerung daran, die energischesten Schritte gegen das Erbübel der russischen Verwaltung; da er aber häufig sich von persönlichen Stimmungen ‚für die politisch Verläßlichen' beherrschen ließ, ist er der Krankheit nicht Herr geworden. Sie wucherte in seiner nächsten Nähe. Nach seinem Tode war man genötigt, einen seiner Ratgeber, den Minister Kriwoschein, zu entlassen, weil seine Hände nicht rein und schon bereit waren, in Rußland ein Panamino zu schaffen. Es war nur natürlich, daß die Reihen der Bewunderer Alexanders III. sich immer mehr lichteten. Intime Kreise wissen von einem Briefe Aksakows, desselben, der als Mitarbeiter Alexanders III. den Parlamentarismus in Rußland zunichte machte, indem er ihn als das Vorspiel der Kommune erklärte. ‚Ich habe mich getäuscht in

Alexander III.,' schrieb dieser Aksakow unmittelbar vor seinem Tode einem Freunde. ‚Er hat unsere Verwaltung verdorben, die Schule in ihren Keimen bedroht, er hat Rußland um fünfzig Jahre zurückgeworfen.'"

Wie das Reich auf die Dauer dieses System ertragen hätte, darüber gehen die Meinungen stark auseinander, genug an dem, daß Alexander III. nicht fähig war, es zu ändern. Er konnte, wie sein Großvater, vom Platze weichen, nicht nachgeben. Der Tod ersparte ihm, hierüber schlüssig zu werden. Das Ereignis kam unerwartet. Man hielt seine kräftige Natur für widerstandsfähiger, er hatte sein Übel durch Übertreibung einer Bewegungskur verschärft. Wie alle Menschen seiner durch politische Vorurteile beschränkten Denkweise ein Gegner ärztlichen Rates, hatte er, sehr zu seinem Schaden, „die Mediziner" sich fern gehalten, so lange dies irgend möglich war. Ein kleiner Marinedoktor machte während eines Aufenthaltes des Kaisers in Finnland auf die Natur seines Leidens aufmerksam. Es war zu spät. Sein Sohn Nikolaus, der eben der Härte und Strenge einer nach veralteten und simplen Auffassungen geleiteten Erziehung entzogen wurde, mußte den Thron besteigen. Man hatte ihm erst kurz vorher gestattet, im Umgange mit Offizieren „Kameraden" zu suchen und in einem rückhaltlosen Zusammensein mit ihnen die Freuden der Jugend zu genießen.

Nikolaus II. ist in seinem Äußern wie in seinem Wesen stark unterschieden von seinem Vater; allerdings seine bleichen Gesichtszüge erinnern an Alexander III., aber sie sind in eine freundliche Gutmütigkeit umgeprägt, ihr Ausdruck ist ein gewinnender. Der Vater war robust, der Sohn ist schmächtig, klein wie die Mutter; der Vater blickte scheu, das Auge des Sohnes sieht frei und offen in die Welt; der Vater legte sein Gesicht — der Öffentlichkeit gegenüber — regelmäßig in düster-ernste Falten, Nikolaus II. ist freundlich, ein fast kindliches Lächeln umspielt seine Lippen. Das Mahnwort, das Alexander II. begleitete, stets menschlicher Empfindungen eingedenk zu bleiben, umschwebt auch ihn, er liebt offenbar die ernste, stolze Attitude nicht,

die ihm Ceremoniell und Etikette aufnötigen. Man erzählt, er hätte den Vater gebeten, ihn ganz seinen Neigungen leben und das Glück stiller Zurückgezogenheit fern vom Throne genießen zu lassen. Das ist ein Märchen; es ist auch unwahr, daß er dem Militär abhold ist. Am russischen Hofe gilt in dieser Richtung die Tradition, die einer seiner ersten Fürsten begründen half. Dieser erschien am liebsten im Kreise „seiner Krieger". Eines Tages beklagten dieselben, daß man sie mit Holzbesteck und nicht mit Silber speisen lasse wie die Höflinge.

„Ihr sollt Silber und Gold haben, Jungens," rief der Zar, „denn mit Soldaten kann man beides, für Gold und Silber nicht immer Soldaten haben!"

Der junge Zar bethätigt unausgesetzt seine Vorliebe für das Militär, er ist mehr für die Schauspiele der Armee, für Revuen, Paraden, Lagerbesuche eingenommen als sein Vater, dem jede Repräsentation und jede vorgezeichnete Arbeit in die Seele verhaßt gewesen. Der Sohn ist gewissenhafter, voll Pflichttreue, er liest alle Aktenstücke, erledigt alles pünktlich, hört seine Räte, so oft es nötig erscheint; an genügendem Fleiße hat er es bisher gewiß nicht fehlen lassen. Im übrigen herrscht über ihn, seine Auffassung und Denkrichtung das größte Geheimnis. Der junge Zar ist das Rätsel Rußlands. Wie wird er sich entwickeln? Von Natur zurückhaltend, ist er es jetzt noch mehr. Er spricht auffallend wenig, seine Antworten, meist in unverfängliche Worte gekleidet, beschränken sich auf das Allernotwendigste; die Mauer, die zur Zeit Alexanders III. zwischen Zar und Volk aufgestiegen war, besteht noch; einen Augenblick konnte man glauben, der neue Herr wolle sie durchbrechen; man hatte ihn offenbar rasch überzeugt, daß dies nicht wohlgethan sei. Die alte Gewohnheit blieb aufrecht. Er läßt seine Minister walten, fast nie durchkreuzt er ihre Entscheidungen.

„Ich fühle die Unerfahrenheit meiner Jugend," meinte er bescheiden zu seiner Umgebung, „ich will nicht vorgreifen."

Er zeigt sichtlich das Bemühen, nicht in den Fehler zu geraten, der andere Monarchen erprobte Ratgeber rasch entfernen

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

ließ; er war genötigt, manchen der Wege Alexanders III. zu verlassen, dessen Ministern wie seinem Andenken bezeigt er ostentativ fast übereifrig die höchste Achtung.

„So war es unter dem seligen Kaiser!"

Das ist eine Zauberformel derer, welche die alte Richtung vollständig erhalten wollen.

Der Kaiser ist voll Liebe für seine Mutter. Auch sie ist streng konservativ, das erwähnte Zauberwort fällt häufig von ihren Lippen, und den Eindruck desselben verstärkt der Ton der Mutterliebe. Zweifellos, die Kaiserin-Witwe hat heute mehr Einfluß als zur Zeit, da ihr Gatte lebte. Wie lange diese Macht währen wird — das ist die zweite Frage, die sich das politische Rußland stellt.

Jedenfalls beginnen scharfblickende Augen schon das Keimen der Gegensätze zweier Höfe zu erkennen. Der Hof von gestern steht nicht neben dem von heute, er steht ihm gegenüber. Zu beiden drängen Ehrgeizige, Stellensüchtige, Minister, Diplomaten — dennoch zeigt der jüngere den frischern Glanz; er ist voll Frühlingsstimmung, voll frohgemuter Hoffnung — der alte Hof ist ernst, trocken, von grauen Tönen des Herbstes berührt; dem jungen fehlt vorläufig noch die nagende Langweile der vornehmen Welt. Der Kaiser liebt seine Frau. Inmitten eines Glanzes, der förmlich bestimmt scheint, alle wahren und warmen Empfindungen zu dämpfen, herabzudrücken und zu fälschen, hat er sich die volle Herzensneigung für seine schöne Lebensgefährtin erhalten. Ein echter Gemütszug beherrscht die nächste Umgebung des Zars. Man hört vorläufig nicht, daß die Kaiserin politischen Einfluß übe. Sie ist eine Deutsche und hat viele Vorurteile zu besiegen. Gatte und Gattin sind jedoch viel — fast unausgesetzt beisammen. Man sieht die Kaiserin selbst im Arbeitskabinett ihres Gemahls, sie stickt lautlos, um ihn nicht zu stören, und bleibt still in seiner Nähe. Öfters kommen die Minister. Die Kaiserin will sich erheben.

„Bleib' doch, Sascha. Du störst uns nicht."

Die Kaiserin stickt ruhig weiter, während die Excellenz Vortrag hält.

Nikolaus II. hat bisher nur im mildesten Sinne seiner Herrscherpflicht genügt. Den Verweis, den er der Deputation des Semstwo von Twer erteilt, war nur souffliert. Man hatte irrtümlich eine „Umsturzadresse" von demselben erwartet. Die Rede des Kaisers und der huldigenden Edelleute stimmten durchaus nicht zusammen. Soweit die Etikette dies gestattet, hat der Kaiser den Irrtum gutgemacht. Es liegt nicht in seinem Naturell, die Peitsche zu schwingen und Drohworte auszustoßen. Er hat auch den Bittstellern die Möglichkeit, sich dem Throne zu nähern, erleichtert. Die zahllosen Glückwünsche, die er zu seiner Thronbesteigung erhielt, beantwortete er persönlich; einzelne derselben enthielten Vorschläge, Regierungsprogramme, die gegen die bisher herrschende Richtung polemisierten.

„Welche Kühnheit!" meinte man in der Umgebung des Zars.

„Man lasse die Leute," erwiderte dieser, „ich will nicht, daß sie behindert werden."

Ähnlich pflegt er hie und da auch seine Minister zu beeinflussen. „Über diesen Vorfall soll man mir in Zukunft berichten, wenn neue Entscheidungen nötig werden", oder: „Darüber will ich alles lesen"; solch ein Befehl genügt, um ein feindseliges Vorgehen gegen diese und jene Person hintanzuhalten. Der Kaiser sucht sich über alles zu orientieren, er liest die Petersburger Zeitungen; dadurch ist er besser unterrichtet, als sein Vater es war, obwohl der russische Brauch, viele Fragen der öffentlichen Diskussion vollständig zu entrücken, manches Wissenswerte seinem Auge entzieht. So war es — anfangs wenigstens — nach dem Unglücke auf dem Chodinkafelde. Der Kaiser zeigte sich damals nachgiebig; gegen seine Auffassung gestattete er die Fortdauer der Festlichkeiten; schließlich hat er doch der persönlichen Stimmung Ausdruck gegeben; er lehnte alle Ordensverleihungen, alle Beförderungen aus Anlaß der Krönungsfeste ab. Das traf nicht nur einen der indirekten Urheber der Katastrophe, den Polizeimeister Wlassowski, sondern auch den Bürgermeister von Moskau, die Würdenträger dieser Stadt und zahlreiche Privatpersonen; selbst ein Dankbrief des Kaisers an den Großfürsten Sergius, den

Gouverneur, der bereits ausgefertigt und den Amtsblättern zur Veröffentlichung zugestellt war, wurde, wie Eingeweihte wissen, durch telephonischen Befehl im letzten Augenblicke unterdrückt.

Nikolaus II. ist eine stille Natur. Er macht nicht viel Worte, dankt mit einem Lächeln, mit einem freundlichen Winke, mit einem Händedrucke. Gelang es wirklich, ihn anzuregen, dann öffnet sich sein Auge groß und voll, und über seinen gelblichen Teint fliegt ein rosiger Hauch. Er ist am dankbarsten für intimere Genüsse; davon wissen die russischen Maler zu erzählen, deren Riesenbilder auf gewaltigen Staffeleien in die Pracht des Winterpalastes gerollt werden, wo der Kaiser lange bewundernd vor ihnen weilt. Er genießt ihren Reiz schweigend, seine Empfindungen kommen gedämpft und mit leiser Stimme zum Ausdrucke. Das Hofleben hat wenig Reiz für ihn. Er fühlte sich am glücklichsten, wenn er als Kronprinz in Dänemark auf den königlichen Schlössern wohnen durfte, wo der zukünftige Zar wie ein Student aus wohlhabender Familie in engem Raume einquartiert war. Eine chinesische Blende verdeckte das Bett, Arbeits- Schlaf- Ankleide- und Empfangszimmer waren in ein Gemach gedrängt — aber sein Bewohner durfte in herrlicher Natur die Freiheit genießen, als ein Mensch unter Menschen heiteres Leben atmen.

Die Kaiserfamilie liebte seit jeher bürgerliche Zurückgezogenheit. Der russische Zug mit seiner Schwärmerei für einfach ländliches Wesen berührte auch sie. In Peterhof, dem Versailles der Zaren, giebt es vornehme Schlösser, der Hof meidet sie, er zieht die kleinen Cottages vor, von deren Schwelle jeder Zwang gebannt ist. Ihr Speisezimmer hat nur Raum für sechs bis acht Personen; kommen Gäste, dann öffnen sich die prächtigen Schloßsäle, vor deren Fenstern goldige Tritonen und Götterfiguren im Stile Ludwigs XIV. mit überraschenden Wasserkünsten spielen. Sonst sind hier zur schönen Sommerszeit alle Sporte lebendig. Ein hübsches für den Kaiser gefertigtes Bild zeigt seine Schwestern, die das Fahrrad meistern; der Zar selbst hat das Velociped nie gemocht, er spielt mit Vorliebe hinter dichten aus Stäben geformten

und von jungem Grün umsponnenen Wänden Lawn-Tennis. In so froher Umgebung wandelt sich sein Wesen, der junge Offizier, der nichts — auch kein beobachtendes Auge — fürchtet, wird lebendig und alle Erinnerung an Bürde und Würde der Krone ist abgestreift. Die Einsamkeit, in der dies allein möglich scheint, sucht der Kaiser, so oft dies angeht. Auf der Fahrt zu der Ausstellung nach Nischninowgorod erweckte im Hofwaggon der Knopf, den man drückt, um das Notsignal zu geben, seine Aufmerksamkeit.

„Könnten wir nicht eine Probe damit machen?" fragte er lächelnd.

„Gewiß," meint sein Adjutant.

Der Kaiser drückt auf den Apparat. Seine Nachbarschaft in den nächsten Coupees bebt erschreckt zusammen — ein Notsignal im Hofwaggon weckt trübe Erinnerungen — der Zug hält.

„Bleiben wir doch eine Zeit," befiehlt der Kaiser.

Er steigt aus, tritt in die Morgenlandschaft, die im schönsten Herbstlichte erstrahlt. Rasch schlendert er, während über ihm die Lerchen schwirren und jubeln, weiter; plötzlich kommt er auf dem Rückwege an eine lebendige Hecke, eine endlose Linie von Soldaten, welche die Geleise bis Nowgorod zu bewachen haben.

„Halt!" ruft man dem Kaiser zu, „Halt!"

Zar und Gefolge müssen gehorchen.

„Halt!" tönt es zum drittenmale.

Ein Offizier eilt herbei, welcher der Gesellschaft erklärt, daß niemand hier passieren dürfe.

„Diese Wache schützt den Zaren!"

„Also mich?"

Der Kaiser tritt näher, belobt lachend den Führer wie die Soldaten, und giebt jenem, was er an Cigarren und kleinen Erinnerungen bei sich trägt.

„Dies für Sie zum Andenken," sagt er heiter, „die Barschaft, die ich in der Tasche habe, wollen wir an die Mannschaft verteilen lassen."

Sonstige persönliche Züge des Kaisers, markante Aussprüche desselben sind nicht bekannt. Man weiß, daß er Anstrengungen

machte, nachzuholen, was sein Vater in seiner Erziehung durch die Abneigung gegen das klassische Studium versäumte. Der Zar spricht viele Sprachen, besonders fertig Englisch, und hat eine Vorliebe für die brittische Litteratur, namentlich für Shakespeare. Die Anglophoben von Petersburg haben hieraus und aus der großen Teilnahme, die der Kaiser anfangs für seinen Onkel, den Prinzen von Wales zeigte, mit Unrecht politische Konsequenzen abgeleitet.

„Nikolaus II.," sagte mir Fürst Uchtomski, der den Zar auf seiner Orientreise begleitet hat und deshalb — ohne Grund — als sein geheimer Preßagent gilt — „ist ein offener Charakter, dessen Züge leicht erkenntlich werden. Er möchte Gutes wirken nach allen Seiten hin, er würde gerne jedes Unglück mildern, alles Drückende erleichtern. Man könnte das aus vielen, an sich belanglos erscheinenden Vorfällen erweisen; vielleicht ist es am deutlichsten hervorgetreten, als er sein Abenteuer mit dem Attentäter in Japan hatte. Blutüberströmt dachte er nur an andere, er beschwichtigte seine Umgebung und die Japaner, die natürlich erschreckt und voll Angst waren. Er hörte nicht auf, während die Ärzte ihm Hilfe leisteten zu versichern, daß er selbst alles thun wolle, um das Peinliche des Vorfalls zu verwischen. Wenige Fürstensöhne, wenige Leute überhaupt würden in solcher Lage eine so große Herzensgüte zeigen. . . ."

Ist eine solche Natur die richtige für einen Boden, wie den Rußlands? Stimmt sie zu den Aufgaben des Thrones?

Für den Augenblick genügt der Grundzug ihres Wesens, um von Millionen Menschen einen schweren Druck zu nehmen; für die Zukunft wird Nikolaus II. stärkerer Kräfte und der Anspannung all seiner geistigen Fähigkeiten bedürfen.

„Ermanne dich, mein Fürst! Erhebe dich! Eine beispiellose Macht ist dir verliehen! Du bist wie ein irdischer Gott! Nütze deine Kraft für dein Vaterland!"

So apostrophierte einer der größten russischen Tagesschriftsteller Alexander II., als dieser den Thron bestieg.

Ähnliches möchte man dem jungen Zar zurufen.

Nicht daß er diesem oder jenem politischen Schlagworte nachgebe — auch nicht, daß er die staatsrechtliche Grundlage des Reiches wesentlich verändere, ist Wunsch und Sehnsucht der gebildeten russischen Vaterlandsfreunde — was sie wollen, ist, daß der Kaiser zum Wohle des Landes, welches seiner Obsorge vertraut ist, das edle Streben, die guten Absichten, die ihm innewohnen, mutig bethätige — wenn es sein muß, im Kampfe mit der intriguierenden alten und doch niemals von ihrer Altersschwäche überzeugten Hofmacht, die zu allen Zeiten versuchte, sich zwischen Fürst und Volk zu drängen.

Drittes Kapitel.

Das Ministerium. — Witte. — Lobanow. — Sein Tod. — Ferdinand von Bulgarien.

Die Räte des jungen Zars sind meist dieselben, die Alexander III. dienten, Durnowo der Präsident, und Pobedonoszew, der bekannte Vertreter und Leiter des russischen Kirchenwesens, bilden den am entschiedensten nach rechts strebenden Teil des Ministeriums; im übrigen ist dasselbe von minder prononcierter Färbung, und es folgt fügsam der Richtung, welche die herrschende des Tages ist. Goremykin, der Chef des Departements der innern Angelegenheiten gilt bei Optimisten sogar als liberal, der Kriegsminister Wannowski schwankt in seinen politischen Meinungen, beschränkt sich auf sein Ressort oder auf die wie allerorten auch hier geltende Gepflogenheit, entscheidende Abstimmungen durch Kompromisse herbeizuführen.

Von den Ministern des verstorbenen Kaisers gilt der Finanzminister Witte als der aufgeklärteste. Er ist wie sein der Amtszeit nach viel jüngerer Kollege, der ehrliche Chilkow, einer der Männer, die sich selber schufen und ihren Wert durch eigene Kraft gewannen. Vom Bahnbeamten, vom Chef einer Eisenbahnstation hatte er sich zu dem Leiter des Finanz- und Handelsamtes emporgeschwungen und, wie natürlich, auf diesem weiten Wege zahlreiche Feinde gefunden. Keiner von ihnen bestreitet seine Begabung. Er ist nicht nur kenntnisreich, besitzt nicht nur ein starkes Organisationstalent, seine Eingebungen lassen ihn nicht bloß glückliche Konzeptionen finden, er besitzt auch die für

einen Minister seltene Gabe des Fleißes und die noch seltenere Kunst, tüchtige Kräfte zu finden und neben sich zu dulden. „Er ist ein Arbeiter und versteht es, für sich arbeiten zu lassen." Das will viel heißen in Rußland, wo man den Eifer im Amte wenig kennt, und wo die Bureaukratie noch häufig in orientalisch beschaulichem Gleichmut ihre Pflicht ausübt. Witte hat das Bahnnetz Rußlands wesentlich erweitert, und er ist fortwährend bestrebt, neue Schöpfungen auf diesem Gebiete ins Leben zu rufen. Handel und Wandel gewinnen hiedurch, und der Kriegsminister findet, daß sein rühriger Kollege ihm die Mühe, die Truppen von einer Grenze des Reiches zu der anderen zu schieben, welche sonst zwei Jahre erforderte, wesentlich erleichtert hat. Wenn erst das ganze geplante Schienennetz vollendet, die sibirische Bahn befahren sein wird — was zu Beginn des nächsten Jahrhunderts der Fall sein soll — dann kann Rußland seinen Mobilisierungsplänen europäischere Berechnungen zu Grunde legen als heute. Auch als Handelsminister hat Witte seine Verdienste, er holte sich Mitarbeiter, wo sie zu finden waren — wenn nötig, aus dem Kreise der radikalsten Theoretiker. Einer seiner Sektionschefs, der das Referat über Arbeiter- und socialpolitische Fragen führt, war zur Zeit Alexanders II. unter den Angeklagten, die ihre schriftstellerische Thätigkeit als eine anarchistische zu verteidigen hatten. Es war gewiß nicht leicht, ihm den Weg zu Amt und Würde zu bahnen, und der Finanzminister brauchte hiezu all die Energie, die ihm innewohnt.

Mit derselben Eigenschaft und seiner ganzen zielbewußten Zähigkeit hatte Witte auch die Währungsfrage für Rußland entschieden, denn das ist sie — seit der Minister-, der Reichs- und Staatsrat das Projekt der Goldwährung im Principe und zum großen Teile auch in seinen Ausführungsbestimmungen genehmigt haben. Die Beendigung des Werkes ist aus rein technischen Gründen für kurze Zeit vertagt, aber der Metallschatz für die Goldreserve ist durch die letzte Pariser Anleihe auf der entsprechenden Höhe; die Münzprägung hat begonnen und war schon so weit vorgeschritten, daß man eigentlich den definitiven Abschluß der

Währungsreform mit den Krönungsfesten verbinden wollte. Man sieht bereits Gold und Silber im Lande und kann beobachten, wie die Einführung des neuen Systems denselben Schwierigkeiten begegnet wie in Österreich. Nicht nur, daß die Bevölkerung argwöhnisch auf die ungewohnte Metallmünze blickt, die ihr minder bequem und angenehm erscheint, als das leichte Papiergeld, auch die Feindseligkeit der jedem Fortschritte abholden politischen Richtung äußert sich genau so wie dort. Wenn es richtig ist, wie der französische Ministerpräsident jüngst meinte, daß das Ideal politischer Reife mit der parteilosen Beurteilung wirtschaftlicher Fragen zusammenfalle, so ist man von diesem Zustande in Rußland, wo es eigentlich keine Parteien, sondern nur geistige und politische Strömungen giebt, genau so weit entfernt wie anderorts. In Petersburg haben die reaktionär Gesinnten gegen die Goldwährung mit denselben flachen und bildungsarmen Argumenten gestritten, welche in Wien die Klerikalen und Agrarier in Umlauf brachten. Die „Poesie des Papiergeldes" wurde auch hier besungen, der Wahnwitz, daß eine gesunde Regelung der Geldverhältnisse zu dem Ruine des Landes führt, ist auch in Rußland gepredigt worden. Über die Relation, die hier nach anderen Principien bestimmt ist, als in Wien und Pest, wurde genau so und mit den nämlichen Gründen heftiger Haltlosigkeit gestritten. Sie wurden in der Presse, im Staatsrate, im Ministerium laut. Trotzdem ist der Finanzminister Sieger geblieben. Er hat sein Projekt im Reichsrate mit einem Vortrage verteidigt, der als ein Meisterwerk gilt. Der Sektionschef von ehedem docierte mit der genauesten Sachkenntnis die große wirtschaftliche Frage und wirkte hiedurch so überzeugend, daß ein Gegner nach dem andern in sein Lager überging; er wies nach, wie die reichen Länder zu einem geregelten Münzverhältnisse nach bestimmten wirtschaftlichen Gesetzen kamen; er fand die interessantesten Vergleichungspunkte für die in Österreich und Rußland beabsichtigten Reformpläne. Zug für Zug folgte er den in Wien eingeschlagenen Wegen bis zu jener Enquete der wirtschaftlichen und finanziellen Autoritäten Österreichs,

deren Beratungen in der Fremde eine viel höhere Würdigung und Wertschätzung finden, als in der flüchtigen Heimat; er zeigte, wie Rußland rascher zur Aufnahme der Barzahlungen kommen werde, als das benachbarte Österreich, er kritisierte mit dem schärfsten Spotte die in Petersburg verteidigte Anschauung, daß man geduldig mit der Regelung der Valuta warten müsse, bis die natürlich zu gewärtigende und immer mehr fortschreitende Festigung der Finanzen sie von selbst herbeigeführt hat — er geißelte endlich die Theorien der Bimetallisten, die er als einen der stärksten wirtschaftlichen Irrtümer des Jahrhunderts bezeichnete. Dieser Vortrag des Ministers hat die Frage entschieden.

Er ist natürlich von Bedeutung für seine persönliche Stellung, denn die Intelligenz hat hier — vielleicht gerade weil sie auf einen verhältnismäßig kleineren Kreis beschränkt ist — einen höheren Anwert, als man gewöhnlich glaubt.

Dadurch ist das unbehinderte, rücksichtslose Walten starker, die bestehende Ordnung heftig befehdender Naturen, denen man hier häufig genug zu begegnen pflegt, erklärlich. Man denke nur, wie einem Manne von der Art Tolstois, der nicht nur in Romanen und freien Gebilden der Phantasie, sondern auch in kühnen Abhandlungen die socialen Zustände geißelt, dem Militarismus die tiefsten Wunden schlägt und den monarchischen Gedanken schonungslos bekämpft, in Staaten mit freieren Gesetzgebungen, als sie Rußland besitzt, mitgespielt würde. Hier ließ ihm ein Monarch von den Gesinnungen des verstorbenen Kaisers bedeuten, „er möge seiner Überzeugung folgen, man werde ihm nichts thun".

„Allerdings," sagt man mir: „Diese Anerkennung geistiger Bedeutung ist nicht ganz freiwillig. Man schweigt im Publikum, wenn das Mittelmaß drangsaliert wird, man erträgt auch ruhig die Strafe der Konfiskation, die der Verbreitung einer Schrift oft mehr förderlich als hindernd ist — sollte man jedoch wagen, einem Genie wie Tolstoi ein Haar zu krümmen, so würde dies eine geistige Bewegung entfesseln, welche die drakonischesten Mittel nicht einzudämmen vermöchten."

Auch der talentvolle Mann, der das hiesige Finanzministerium

leitet, hat vieles von der Art lebhafter Temperamente, welche die Heerstraße verschmähen. Er zügelt seine Rede nicht, er ist streitlustig im Rate der Krone, er thut manches, was den Schablonenmenschen Schreck einjagt, dennoch steht er fest; sein Talent hält ihn.

„Witte," meinen die Kenner hiesiger Verhältnisse, „wird nie durch einen sachlichen Irrtum, nie durch irgend etwas fallen, was sein Ressort berührt, er kann nur durch eine seiner scheinbaren Unbedachtheiten und Rücksichtslosigkeiten straucheln, die er genau so wie ein größerer deutscher Staatsmann mit der Stellung einer ‚hohen Excellenz' vereinbar hält." —

Die Führung des Ministeriums liegt durchaus nicht in der Hand seines Präsidenten Durnowo, der nominell an der Spitze des Kabinetts steht. Er war unter Alexander III. im Besitze eines wichtigen Ressorts. Die Ereignisse, die mit der Entfernung seines Kollegen Kriwoschein zusammenhängen, haben ihn zur Höhe des Minister-Präsidiums hinauffallen lassen. Naturgemäß besitzt er nicht den Einfluß seiner Stellung. Derselbe ruhte bis vor kurzem in der Hand eines Staatsmannes, der erst im siebzigsten Lebensjahre seinen Ruhm gewann, um plötzlich jäh und unerwartet aus seiner Stellung gerissen zu werden. Dies ist der Fürst Lobanow Rostowski, der jüngst während einer Eisenbahntour von Wien nach Kiew von der Hand des Todes berührt wurde.

Dem Namen des Fürsten begegnet man wiederholt in der Geschichte Rußlands. Der General, der 1806 berufen war, an der Spitze der Kalmücken, die er als Reserve herbeiführte, die erschütterten und flüchtigen Heere Alexanders I. neu zu kräftigen, war ein Lobanow. Er zeigte neben seinen guten kriegerischen auch staatsmännische Eigenschaften. Im heftigen Widerstreite mit dem leidenschaftlichsten seiner Kollegen, General Tolly, der als eine wilde Percynatur die Fortsetzung des Krieges predigte, mahnte er zum Frieden. Seine Meinung siegte. Als der Vertreter Alexanders I. ritt nun eines Morgens General Lobanow in das Heerlager des siegreichen Cäsar. Nicht Napoleon, ein Offizier mit Diplomatenblut empfing ihn — ein Neffe Talleyrands. Die Folge ihrer Unterredung, in der die Abneigung gegen England rasch eine An-

näherung der beiden Offiziere bewirkte, war die Zusammenkunft der Kaiser und der Friede von Tilsit.

Natürlich kamen die Abkömmlinge und Verwandten eines Militärs von so hervorragenden Eigenschaften in der hohen Amtswelt rasch vorwärts. Auch Fürst Lobanow, der bis vor wenigen Monaten Minister des Äußern gewesen, ist ohne große Mühe die Stufenleiter des Glücks emporgestiegen. In jungen Jahren war er in leitender Stellung in Konstantinopel. Er lernte das Getriebe der diplomatischen Schule im Orient aus eigener Anschauung kennen. Eine Affaire mit romantischem Beigeschmack riß ihn aus seiner Stellung. Er mußte in die Heimat zurück, stand dort eine Weile zur Disposition und kam bald darauf als Amtsleiter in die Provinzstille des Orlower Kreises. In Orel, der Hauptstadt des Gouvernements, fielen seine Gabe rascher Auffassung, seine geistige Schmiegsamkeit, die dem ererbten militärischen Äußern des Fürsten seltsam widersprach, seine durchaus europäische Denkweise und sein lebendiger Sinn für Litteratur, mit deren Erfolgen er liebäugelte, angenehm auf. Er wurde — damals eine rara avis in Rußland — ein wirklich populärer Kreischef. Man ließ ihn nicht lange auf seinem einsamen Posten; schon nach etwa acht Monaten wurde er in das Ministerium des Innern berufen; hier arbeitete er eine Zeit, um dann wieder von dem feineren und Geist erfordernden Geschäfte der Diplomatie angelockt zu werden. Er ging nach London, begründete seinen Ruf für europäische Kreise und kam später nach Wien. Wie den Orient hat er die beiden Rivalen Rußlands im Osten, England und Österreich, genau studiert. Als ein Kenner ihrer Eigenart und ihrer Verhältnisse trat er in seine letzte hohe Stellung.

Wer ihn Nikolaus II. als den besseren Nachfolger des meinungs- und systemlosen Giers vorgeschlagen, ist unbekannt. Genug — eines Tages standen sich der Zar und sein zukünftiger Minister in einer bedeutungsvollen Audienz gegenüber. —

„Ihr Programm?“ — fragte der Kaiser —

„Laissez moi faire et vous serez content.“

Mit dieser Antwort begnügte sich der Zar — sehr zu seinem

Vorteile, denn mit kluger Hand hatte Lobanow mit seiner Politik einen Erfolg um den andern gewonnen und die bisher passive Rolle Rußlands in eine aktive verwandelt. Allem Anscheine nach war seine ausgleichende Natur, seine Kunst, Gegensätze zu mildern und seine kluge Vorsicht auch auf die inneren Fragen von bestimmendem Einfluß. Trotz der offiziellen Versicherungen, daß man die Wege Alexanders III. beibehält, erschienen dieselben doch teilweise verlassen; man suchte offenbar die Bahnen, die zu einem vernünftigen, und reformfreundlicheren Absolutismus führen.

Noch bevor man dies Ziel gewann, war Lobanow ein stiller Mann. Er hatte den Zaren nach Wien begleitet. Schon hier hat es an bedrohlichen Anzeichen nicht gefehlt, daß die Gesundheit des Fürsten völlig erschüttert sei. „Was thut's?" tröstete er sich: „Eine Massagekur, ein kurzer Urlaub werden Erleichterung bringen." Die politischen Ereignisse bereiteten damals einige Sorge, die Vorgänge in der Türkei traten in ein gefährliches Bereich. Während der Rückkehr nach Rußland, auf dem Wege nach Kiew, wo man der Einweihung einer Kirche des heil. Wladimir und der Enthüllung eines Denkmals Nikolaus' I. beiwohnen wollte, gab es aufregende Konferenzen und wichtige Entscheidungen. Als man sich nach dem Diner eines heitern Augustabends für kurze Zeit Erholung gönnte, der Kaiser in seine Waggonappartements und Lobanow in den kleinen Saal des Ministerwagens zurückgekehrt war, fesselte vor der kleinen Station Schehetofka hübsches Waldgrün, das die Eintönigkeit der ebenen Landschaft unterbrach, die Aufmerksamkeit des Kaisers. Wie auf der Reise nach Nischni, wandelte den Zaren die Lust an, die Fahrt zu unterbrechen. Ein Druck auf den Knopf wie damals. Der Zug hielt still. Die Absicht des Kaisers war bekannt geworden, alles entstieg den Waggons — auch Fürst Lobanow. Er schien erregt, sein Antlitz röter als sonst flammte förmlich, die blauen Stirnadern traten unheimlich hervor. Er war — mit Anstrengung wenige Schritte gegangen, als er sich im Grase niederlassen mußte. Er litt an Herzkrämpfen, denen Ruhe wohl zu thun pflegte. Diesmal war der Anfall heftiger. Der Fürst blieb wie

ein Schwerverwundeter regungslos am Boden, sein Herz klopfte mit heftigen Schlägen. Die erstaunte Umgebung wußte nicht, was sie beginnen solle. Da geschah, was eigentlich niemand erwartete. Lobanow erhob sich, sank nach rückwärts, sein erlöschendes Auge blickte hilflos Rettung suchend in unheimlicher Starre um sich, ein schwerer Seufzer wurde hörbar — der Minister, dessen geistige Überlegenheit zwei Welten, Europa und Asien, beherrschte, war ein kraftloser Mann geworden, er war tot.

„Ist er vor Schreck gestorben? hat ihn das plötzliche Halten des Zuges erregt?" flüsterte es in der Nähe des Zaren, der entsetzt und mit den rührendsten Zeichen der Teilnahme herbeigeeilt war.

„Nein," sagten die Ärzte, „seine Uhr war abgelaufen. Er war schon vor der Reise nach Wien nur mühsam zu erhalten. Die Gefäße seines Herzens waren verkalkt, sein Organismus gebrochen, der Tod mußte kommen, er war nur eine Frage der Zeit."

Rußland beklagte das Hinscheiden Lobanows als einen schicksalsschweren Schlag. Er hatte in anderthalb Jahren alle Fehler Alexanders III. ausgeglichen und die europäische Machtstellung des seiner Leitung anvertrauten Staates auf eine Höhe gehoben, die er seit den Siegen von 1812 nicht mehr besaß.

Auf dem Gebiete der äußern Politik, der eigentlichen Domäne Lobanows, war dieser indessen so wenig allmächtig als der Zar in seiner Stellung. Wie der Kaiser von zahlreich ineinanderfließenden Stimmungen abhängig erscheint, so kann auch der Minister des Äußern in Rußland die Traditionen und Auffassungen nicht verleugnen, die seit Jahrhunderten sichtbar und unsichtbar das Gewebe der russischen Politik bestimmen, merklich und unmerklich zu unausgesetzt verfolgten Zielen streben.

Wo diese liegen? Wer weiß es nicht.

Sie wurden zum erstenmale der Welt erkenntlich, als einer der noch wenig bedeutenden barbarischen Beherrscher der Russen, Swiatoslaw, zu den Thoren Konstantinopels drängte. Trotz seines Bündnisses mit den Bulgaren wurde er von den Griechen

bei Silistria schmählich auf das Haupt geschlagen. Bevor er Frieden schloß, forderte er von seinen Siegern, den Kaiser Johann sehen zu dürfen. Dieser gewährte die Bitte. Im Pompe von Byzanz, in vollem Glanze, in Seide und Sammet, gefolgt von einer nach Tausenden zählenden Heerschar, zog der Kaiser dem gedemütigten Heiden entgegen. An den Ufern der Donau begegneten sich der Fürst einer alt-neuen Kultur und der rohe Barbar. Dieser war den Fluß herabgerudert; umgeben von seinen Matrosen, lenkte er selbst das Steuer. Als der Kaiser ihm die Hand reichte, gewann die schlichte Haltung des Fremden, sein blaues Auge, der Ausdruck seines eigenartigen Gesichtes, das ein dichter Bart und zwei lange, die Wangen herabgleitende Locken beschatteten, sein einfaches Kleid von blendend weißer Leinwand, Anhänger unter seinen Feinden. „In Konstantinopel," flüsterten sie ihm zu, „steht eine Reiterstatue des Gründers dieser Stadt, auf dem Hufe des Pferdes ist eine Inschrift eingegraben, daß Byzanz in Zukunft den Russen gehören werde." Diese Mythe schuf Geist und Seele der russischen Politik. Der Islam gewann für eine Zeit Oberhoheit über die Zaren; sie hörten nicht auf, den sehnsüchtigen Blick zu den Ufern des Bosporus zu wenden — dann erfolgte wie im Kampfe von Hamlet und Laertes ein überraschender Wechsel in der Fechterstellung der beiden Gegner, der Türken und der Russen — der alte Traum gewann erhöhten Zauber. Er ist bis heute nicht ausgeträumt, nur erscheint im Augenblick sein Reiz auffallend abgeschwächt. Das ist die Folge des letzten Krieges. Die öffentliche Meinung will keine Wiederholung des Kampfes mit dem Erbfeinde, sie wünscht auch nicht, daß man neuerlich den Bestrebungen Vorschub leiste, die am Balkan Unordnungen schaffen und Rußland in Mitleidenschaft ziehen könnten. In den Städten wie in den Dörfern, die intelligent genug sind, politischen Ereignissen zu folgen, berechnet man, wie wenig an Glück und Vorteil die Kriege der Zwanziger-, Fünfziger- und Siebzigerjahre gebracht — wie wenig auch an Dank. Das vorherrschende Gefühl den Brudernationen am Balkan gegenüber ist, daß sie sich der Opfer an Blut und Geld,

die Rußland brachte, nicht würdig zeigten. Das erklärt — zum Teile wenigstens — die Erscheinungen der heutigen russischen Politik, ihr aufrichtiges Ruhebedürfnis, den Waffenstillstand mit der Pforte, das Fallenlassen der Irrtümer, die Alexander III. in Bulgarien beging.

Ferdinand, der nun mit Rußlands Hilfe anerkannte Fürst von Bulgarien, hat durch diesen Umschwung die besten Früchte eingeheimst. Er ist, als er zum erstenmale in Petersburg erschien, mit höchsten Ehren und voller Herzlichkeit aufgenommen worden; dieser Empfang bedeutete das öffentliche Einbekenntnis, daß die Politik Kaulbars' endgültig gefallen sei. Auch während der Krönungszeit war der Fürst Gegenstand mancher Sympathie-Kundgebung, freilich mußte er diesmal schon bescheidener zurücktreten und jene Nebenrolle annehmen, die den „Fürsten des Orients" in den Festwochen beschieden war. Sah man sie bei der großen Militär-Revue in achtungsvoller Entfernung hinter dem Zar als ihrem Führer wie Statisten in einem glänzenden Schauspiele einhertraben, dann fühlte man wohl, daß von ihnen jeder zum „Gefolge" des eben gekrönten Fürsten zähle. Aber auch in dieser Umgebung und auf diesem Boden hatte Ferdinand von Bulgarien eine bevorzugte Stellung gewonnen. Man kennt ihn hier offenbar genau mit seinen Mängeln und mit seinen Vorzügen, die auf dem Balkan doppelt zählen; Intelligenz, kluge Kunst diplomatischer Berechnung sind dort auf den Thronen nur selten mit den Erziehungsvorzügen gepaart, die Fürst Ferdinand seiner Geburt und Familie dankt; das fühlt man, und das ist auf seine Stellung von demselben Einfluß, den ähnliche Eigenschaften für das Ansehen der rumänischen Königsfamilie haben. Der König von Serbien leidet unter der Unzuverlässigkeit der Belgrader Kreise, wie unter den Sünden seines Vaters; der König von Griechenland scheint durch Verbindungen, die Athen an London und Berlin knüpfen, den intimeren Zusammenhang verloren zu haben; der Fürst von Montenegro endlich, den Alexander III. so impetuös als Rußlands „einzigen Freund" feierte, hat sich zeitweilig als ein zu „teurer Freund" erwiesen.

Sein ebengemachter Versuch der Gründung eines christlichen Balkanbundes ist hier gewiß nicht unsympathisch, denn er entspricht dem, was früher slavophile Kreise als wünschenswert empfahlen; ob er dem Fürsten die alte Stellung vollständig wiedergiebt, ist doch zweifelhaft. Er zeigte sich zu oft und an verschiedenen Orten zu geldbedürftig. Natürlich müssen diese Umstände dem Fürsten von Bulgarien, als dem Oberhaupte des militärisch und ökonomisch tüchtigsten Balkanvolkes, zu statten kommen. Man wird ihm nicht unbedingtes Vertrauen schenken; Beweis dessen die Sprache, die ein bekanntes Wochenblatt führt, dessen fürstlicher Redakteur „in Hemdärmeln" ab und zu der Volksstimmung drastischen Ausdruck giebt. Er verspottet den Fürsten Ferdinand, weil dieser hier sein orthodoxes Herz entdeckte, von Kirche zu Kirche ging, an seinem Geburtstage sogar eine Messe hörte, die der Wundermann Johann von Kronstadt las. Aber Fürst Ferdinand ist selbst an alldem unschuldig, das Arrangement dieser Schaustellungen rührt von seinen hiesigen politischen Freunden her, deren treuer Zuversicht und kluger Ortskenntnis er ruhig sein Schifflein überläßt, um es durch alle Klippen des russischen Fahrwassers hindurchführen zu lassen. Ihre Kunst war während der Krönungsfeste auf eine harte Probe gestellt, als sie die Versöhnung der bulgarischen Offiziere versuchen sollten, die nun russische Unterthanen sind und Stambulow zu Trotz Aufnahme in die Armee gefunden haben. Die russischen Offiziere waren hierüber nie erbaut. Wir wissen aus dem Munde einzelner von ihnen, daß, als in Moskau die bulgarischen Kollegen den Einzug des Zars mitfeiern wollten, sie von den im Lande geborenen Kameraden zurückgewiesen wurden.

„Ihr seid keine Russen," sagte man ihnen, „ihr habt nichts zu thun mit dem Feste von heute!"

Das zeigt die Stimmung, die hier gegen die wortbrüchigen Helden einer Episode herrscht, an die eigentlich jetzt niemand erinnert sein will. Nun höre man aber, mit welcher Kühnheit diese nämlichen bulgarisch-russischen Offiziere, die doch nur po-

litische Verschwörer sind, in die Verhandlungen traten, die mit ihnen durch General Komarow als Bevollmächtigten des Fürsten Ferdinand begonnen wurden. Die Bedingungen, die sie als Preis für ihre Versöhnung stellten, waren die folgenden:

1. Nachzahlung der Gage, die sie während der Zeit ihres Exils aus den bulgarischen Regimentskassen nicht erhalten konnten.

2. Volle Einsetzung in den Rang, den sie seither hätten erreichen können, also sofortige Ernennung der am meisten Gravierten zu Generalen und Leitern der bulgarischen Armee.

3. Entfernung des Kriegsministers Petrow und all seiner verläßlichen Anhänger in der Armee.

Ehe diese Präliminarien bestimmt wurden, hätte Fürst Ferdinand eine Unterredung mit den Wortführern seiner früheren Gegner haben sollen; Zeit und Ort für dieselbe waren schon festgesetzt. Sie kamen nicht, weil sie forderten, daß, bevor sie erscheinen, ihnen die Erfüllung all ihrer Wünsche förmlich gesichert werde. Konnte ein so wahnwitziges Verlangen irgend jemandes Billigung finden?

Was diese Umstürzler wollen, ist ein Verrat an allem, was zu Recht besteht in Bulgarien. Der Fürst ist anerkannt, aber diese Offiziere, deren Name sich nur durch Mordversuche in die Geschichte schlich, deren Lügengewebe die Irrtümer der Kaulbarsschen Schule verursachte, die das offizielle Rußland abgeschüttelt hat, fordern, daß man um den Preis einer militärischen Empörung ihnen den Weg nach Bulgarien ebne. Es giebt keinen Thoren, der so viel zu Gunsten von einer Handvoll Leute wagen möchte, die bisher doch nur Ekel und Abscheu der von sittlichen Empfindungen beherrschten Welt geweckt haben!

Viertes Kapitel.

Die äußere Politik Rußlands. — Schischkin. — Li-Hung-Tschang. — Die chinesischen Bahnen. — Die Politik Lobanows. — Österreich und Rußland.

„Fürst Lobanow," spöttelten seine diplomatischen Gegner, die ihn nicht neidlos die erste Stelle unter den Ministern Europas gewinnen sahen, „hatte Glück. Diesem allein dankte er seine Erfolge." Der russische Staatsmann pflegte mit einem Worte des Marschalls Suworow zu erwidern: „Das Glück ist häufig ein Bruder oder Vater des Erfolges; wenn ich am Montag und Dienstag siege, meine ich selbst, das ist Glück; wenn sich aber Mittwoch und Donnerstag mein Erfolg wiederholt, dann darf ich wohl glauben, daß meine eigene Kraft mitgeholfen hat."

Die Politik Lobanows nach außen wurde nicht nur durch die Balkan-Fragen beeinflußt, sie hatte auch nicht bloß Ziele, die mit der Stellung in Europa zusammenhängen und mit Hilfe des französischen Bündnisses ein immer größeres Ansehen zu gewinnen suchten, sie hatte noch eine andere für Interesse und Zukunft des Reiches sehr bedeutsame Aufgabe. Diese ist nicht zufällig, sondern auf natürlichem Wege durch den Zug der Bevölkerung nach Asien entstanden. Die Armseligen ohne Existenz, ohne Möglichkeit ihr Leben zu fristen und die bescheidensten Ansprüche eines Daseins zu erfüllen, die „Halbmenschen", wie sie das Volk mit einem entsetzlich grausamen Ausdrucke nennt — die Notleidenden, die ihre Wohnstätte verließen, um neue Ansiedlungspunkte zu finden, waren die ersten, welche die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Osten lenkten. Im Innern Rußlands kann

man auf allen großen Bahnhöfen zahlreichen Gruppen von Auswanderern begegnen, welche der Hunger und die Hoffnung, die Triebkräfte der Menschheit, aus ihrer Heimat verjagten. Bleich, verstörten Gesichtes, auch in Thränen starren sie vor sich hin. Das Leben hat sie offenbar rauh angefaßt. Wie vieler Enttäuschungen und bitterer Not es wohl bedurfte, bis sie an diese Stelle gerieten, wo sie wie halbverlöschende Lämpchen, die nach neuer Leuchtkraft lechzen, auf dem Boden irgend eines hölzernen Bahngebäudes zusammengedrängt erscheinen. Noch ein Glück für sie, daß sie jetzt ein schützendes schattenspendendes Dach fanden, welches die Strahlen der Augustsonne abhält, die heiß auf die beklagenswerten Geschöpfe in den weißen Pelzröcken herniederbrennt. Ihr Wanderziel ist Sibirien, das jüngste Eldorado der Phantasie Rußlands.

„Wenn ich ein Mann von dreißig Jahren wäre, ginge ich nach Sibirien. Dort liegen Geld und Glück auf der Straße," sagte mir der Leiter einer Petersburger Bank, deren Umsatz hunderte von Millionen erreicht.

In der That kann man erwarten, daß die neue Eisenbahn, von der einzelne Strecken bereits vollendet sind, einen gewaltigen Aufschwung für Sibirien nicht nur, sondern für ganz Rußland bedeuten wird. Vorläufig harrt dort der Auswanderer noch eine schwere Zeit.

„Es kamen," hörte ich einen Fabrikanten aus Irkutsk erzählen, „jüngst in einer Woche zwölftausend Menschen. Sie pilgern wie zu einem Wallfahrtsorte; bei ihrer Ankunft finden sie keine Wagen, die sie befördern, keine Wohnung. Man baut ihnen Baracken, die auf Sumpfboden stehen; sie bleiben ohne Nahrung; das Wasser, das sie trinken, ist vergiftet. Der Tod hält hier Ernten wie auf dem Chodinkafelde, nur spricht man nicht von ihnen."

Der Einzelmensch hat so kleinen Wert in Rußland, daß solche Erfahrungen nicht abschrecken. Der Zug nach dem Osten drängt unablässig weiter, er wählt nicht nur Sibirien als Ziel, er strebt nach allen Gebieten Asiens, die offen liegen und erreich-

bar sind: er wird auch immer kräftiger und beschränkt sich nicht auf die unteren Volksschichten allein. Vermögende Bauern, die mit ihrem Lose im Mir unzufrieden sind, Geschäftsleute, die eine reichere Existenz suchen, Menschen von Talent und Phantasie, die zu Hause nicht zur Geltung kommen — auf sie alle wirkt der Osten mit magnetischer Kraft. Es war nur naturgemäß, daß dies auch politische Folgen hatte. Nach und nach wurde in den Köpfen die alte Tamerlan-Idee lebendig, die nach einer möglichst leichten Gewinnung weiter Ländergebiete strebt, um rasch Nahrung und Unterhalt für große Volkskreise zu gewinnen. „Tamerlan und Dschingiskhan," meinen die Vertreter dieser Renaissance mongolischer Eroberungspläne, „kamen als Zerstörer, wir Russen werden die Kultur in unserem Gefolge haben!" So hat die russische Politik — und das ist, wie Bismarck wiederholt anerkannte, bedeutsam für die Erhaltung des europäischen Friedens — eine starke Wendung gegen Osten genommen. Die ganze Taktik der hiesigen Diplomatie ist hiedurch beeinflußt. Sie ist heute weniger offensiv. Die Staatsmänner erinnern sich mit einemmale, mit welchen Mitteln die berühmten Generale Alexanders I. das Land von der napoleonischen Invasion befreit haben. Wenn man diese militärischen Führer, deren Bildsäulen sich nun vor der Archangelskirche stolz erheben, mahnte, energisch vorzugehen und mutig den Kampf mit dem bereits durch Hunger und Frost geschwächten Gegner aufzunehmen, sagten sie abwehrend: „Die Zeit arbeitet besser für uns, als wir es vermögen." Ähnlich spricht heute die ganze jüngere politische Schule Rußlands. „Wir sind für den Frieden," sagen ihre Wortführer, „nicht bloß aus Abneigung gegen die Greuel des Krieges, sondern aus einem wohlberechneten Egoismus. Wir können nur gewinnen, wenn wir ruhig bleiben. Die Staaten, die uns unsere Erfolge streitig machen wollen, sind nicht im Aufsteigen, sie werden nicht kräftiger sein als heute, wenn die Lösung der schwebenden und für uns wichtigen Fragen eintreten sollte. Diese kann gar nicht spät genug kommen, wir haben zu thun für lange Zeit; wir haben uns wirtschaftlich zu vervollkommnen und zu reformieren,

wir haben die prekären Verhältnisse im Innern durch gesündere und bessere zu ersetzen, wir haben unsere großen Aufgaben in Asien zu erfüllen."

Hört man die offiziellen Kreise mit ihrer vorsichtigeren Sprache der Zurückhaltung, so wird man finden, daß sie diesen Auffassungen sehr nahe stehen. Fürst Lobanow hatte wirklich Glück! Er wollte eine Friedenspolitik und konnte sie durch die Stimmung der politischen Intelligenz in Rußland befestigen, er hatte — gewiß ohne die Aspirationen nach dem Süden definitiv aufzugeben — die Zielpunkte der russischen Bestrebungen vorläufig ostwärts gerückt und begegnete auch damit allgemeinen, auf die wirtschaftliche und staatliche Entwicklung gerichteten Anschauungen.

Diese langsam, aber doch sichtlich hervortretende Wandlung ist durch ein Ereignis von mächtiger Tragweite gefördert worden — durch den Krieg zwischen China und Japan. Unmittelbar vor seinem Ende begann der sichtliche Einfluß Lobanows.

„Er war damals noch jung im Amte," teilte mir einer der kenntnisreichsten und vielleicht deshalb bestunterrichteten hiesigen Diplomaten mit: „niemand wußte recht, was von ihm zu halten sei; die einen glaubten, er sei träge und arbeitsscheu, die anderen hielten ihn für einen Mann, der das Herkömmliche und Gewöhnliche ruhig weiterspinnen werde. Er bewies rasch das Gegenteil. Schischkin, der als langjähriger Gehilfe des früheren Ministers die Geschäfte geführt hatte, ja bereits als dessen Nachfolger galt, wollte mit Japan gehen und dieses gegen China unterstützen, um eine kleine Beute aus dem Kriege heimzutragen. ‚Nein!' sagte der neue Minister, ‚das ist den Interessen Rußlands entschieden abträglich!' Er trat während der Friedensverhandlungen zu Gunsten der möglichsten Erhaltung des Status quo in China ein, er wendete sich nach London und schlug eine gemeinsame Operation in dieser Absicht vor; man verhielt sich dort — was man heute vielleicht bedauert — ablehnend; darauf klopfte Lobanow in Berlin an, und Deutschland, dem eine Gelegenheit willkommen war, den Russen gefällig zu sein, stellte sich an seine Seite."

Damit ist ein neues Moment für die Stellung Rußlands in Asien geschaffen worden: sein Verhältnis zu China. Was es mit der Verteidigung der „Unabhängigkeit" Koreas vor dem Friedensschlusse beabsichtigte, zeigt ein Blick auf die Landkarte. Diese Halbinsel umspannt wie ein kräftiger Arm die chinesische Ostgrenze. Man war in Petersburg entschlossen, diesen „Arm" nicht einer andern Macht zu überlassen. Man hätte unbedingt die Entscheidung der Waffen angerufen, wenn die diplomatische Intervention resultatlos blieb. Man schob, während diese geführt wurde, fortwährend Truppen an die chinesische Grenze. Die Offiziere der Garnisonen im Innern des Landes wurden aufgefordert, sich freiwillig für den Dienst in Asien zu melden. Man hatte die Fähigsten von ihnen schon gewählt, und ihnen Reservevorschüsse und außerordentliche Zulagen ausgezahlt; auch heute, wo das Verhältnis zwischen China und Japan — ebenso wie das zwischen Rußland und Japan — schon friedliche Farbe gewonnen hat, ist der russische Kriegsminister noch auf der Hut: die Truppennachschübe nach Sibirien sind nicht sistiert, in der Armee giebt es keinen sehnlicheren Wunsch, als für dieselben bestimmt zu werden, und in einzelnen Garnisonen lost man, welche Truppenteile des Vorteiles teilhaftig werden sollen, nach Asien kommandiert zu werden. Ähnlich hat die diplomatische Thätigkeit, die während der Krönungsfeste in Rußland völlig zu feiern schien, für die chinesischen Angelegenheiten genügend Zeit und Fleiß gefunden. Li-Hung-Tschang war der Mittelpunkt der bezüglichen Konferenzen. Die Verhandlungen mit ihm werden als sehr schwer zu führen geschildert. Die dithyrambische Art der Chinesen, die den gleichen Ton von einem europäischen Mittelsmanne beansprucht, die absichtliche Finesse, große und kleine, öffentliche und private Fragen im Gespräche zu verwerten und scheinbar regellos ineinander spielen zu lassen, um von dem Gegenstande abzulenken und Zeit zu gewinnen, die Sucht, die Unkenntnis der Verhältnisse und Sprache für diesen Verhandlungsstil in allen möglichen Formen auszubeuten — all das gestaltet eine Konferenz mit dem aalglatten, wenn auch geistig überschätzten „Bismarck Chinas"

nicht leicht. Ernste Beratungen mit ihm dauern regelmäßig sechs bis acht Stunden, ohne wesentlich vorwärts zu kommen. Er thut offenbar das Möglichste, um für China die diplomatische Kunst des Sultans nachzuahmen, der in Konstantinopel voll orientalischer Schlauheit mit einem Machteinfluß gegen den andern spielt und dadurch vor einem Jahre, da die Welt seine Herrschaft nur mehr nach Tagen berechnete, die europäische Diplomatie sehr geschickt an der Nase führen konnte. Er hatte vielleicht nur Erfolg, weil hinter der Scene ein mächtiger Protektor stand — Rußland; Li-Hung-Tschang würde sein Spiel unbedingt verlieren, wenn er die hier so nachdrücklich betonte „Interessengemeinschaft Chinas und Rußlands" einmal nicht anerkennen wollte. Für den, der ihn hier sah und dann die Zeitungsberichte über seinen Empfang in Deutschland las, war es sehr lehrreich, die Art der Aufnahme zu vergleichen, die er an beiden Orten fand. Das größere Entgegenkommen war jedenfalls in Berlin. Er ward dort mehr als ein Ebenbürtiger, als ein in seinen Entschließungen völlig freier Mann behandelt. Man überschüttete ihn auch hier mit Auszeichnungen; Glanz und Ehren umgaben ihn auch in Moskau, Petersburg und Nischni-Nowgorod, aber man hielt ihn trotzdem in einer gewissen achtungsvollen Entfernung; Audienzen beim Zar, bei den Ministern wurden ihm wie eine Gnade nach langem Harren, nicht wie ein ihm zustehendes Recht gewährt; ohne daß er es ahnte, klirrte ein Kettchen an seinem Fuße: goldig schimmernd, fein und zart in den Gliedern — aber doch ein Kettchen. Man versteht es hier, mit solcher Methode bei den „Herren des Orients" zu erreichen, was man will. In dieser Kunst liegt eines der Geheimnisse der seltenen Ausdehnungsfähigkeit Rußlands. Li-Hung-Tschang versuchte zweifelsohne, sich der freundnachbarlichen Umarmung zu entziehen. Als er in Berlin sein diplomatisches Spiel einleitete, spottete der geistreiche, feuilletonistisch angehauchte Leitartikler der Nowoje Wremja, Herr Suworin, weil Li-Hung-Tschang von der deutschen Armee als ersten sprach: „Ist für China nicht die Armee Japans die erste?" Die Ironie war sehr im Sinne der hiesigen maß-

gebenden Kreise. Sie sind seither beruhigt; auch Li-Hung-Tschang hat abgewiegelt, er ist erinnert worden, daß man in Peking nichts mehr fürchtet, als Verstimmungen in Petersburg.

Die Abmachungen, die Li-Hung-Tschang hier getroffen, waren meist wirtschaftlicher Natur. Sie bedürfen alle noch der Pekinger Ratifikation. Dieser Vorbehalt betrifft auch die Konzessionierung eines Bahnnetzes für die Mandschurei. Es war nicht leicht, die Zustimmung des chinesischen Unterhändlers hiefür zu erlangen. Er sträubte sich anfangs heftig. „Eine Bahn, das ist dem Wesen Chinas zuwider, das ist das Grab der Dynastie" wehklagte er. Später schien er selbst überzeugt, daß die Gefahr minder groß als der Vorteil sei. Die bezüglichen Verhandlungen hat der Finanzminister, unterstützt von den hervorragendsten Vertretern der Bankwelt, geführt, die mit kühnem Unternehmungsgeiste dem Vorteile des Staates zu dienen suchen. Die chinesisch-russische Bank, deren Präsident Fürst Uchtomski ist, erhielt die Vorkonzession für das zukünftige Bahnnetz. Man glaubt — vielleicht zu sanguinisch — daß die definitive Bewilligung für den Bau noch in diesem Jahre erfolgen wird.

Diese Bahn hat Peking als Zielpunkt; sie soll an Mukden, der Hauptstadt der Mandschurei, in östlicher Richtung vorübergehen, da diese als Wallfahrtsort von Europäern nicht betreten werden darf; im Norden soll sich die Linie an die Wladiwostok-Parafskaja-Thalstrecke der sibirischen Bahn anschließen; sie wird sonach einen der wichtigsten Häfen des russischen Grenzgebietes mit China verbinden; eine weitere Abzweigung soll Port-Arthur und die lianschanische Halbinsel gewinnen; auch diese Strecke wird einen Anschluß an die sibirische Bahn erhalten. Beide Linien dürften erst in einem späteren Zeitpunkte in Angriff genommen werden; am raschesten will man den nördlichsten Teil des projektierten Netzes bauen, der einen verhältnismäßig kleinen Gebietsteil Chinas berührt. Er vereinigt Transbaikalien mit dem Ussuri-Gebiete und wird die baikalischen Reichtümer der Amur-Gegend wie der nördlichen Mandschurei der Welt erschließen. Gewiß sind bis dahin noch große Schwierigkeiten zu besiegen, aber es

ist doch bezeichnend für den Ernst, mit dem diesmal an die Ausführung des großen Planes geschritten wird, daß die Vorverhandlungen alle Fragen der Kapitalsbeschaffung, des Betriebes, ja selbst die Sicherstellung des Baues schon sehr eingehend erörtert haben. Die nötige Anleihe wollen Rußland und China garantieren, der Bahnbetrieb soll durch russische Beamte und ausgediente Unteroffiziere erfolgen, die Abneigung der Chinesen gegen fremde Bauunternehmungen soll durch donische Kosaken in Schach gehalten werden, die mit ihren Familien an der Trace der zukünftigen Bahn ihren Wohnsitz nehmen werden.

Fürst Lobanow war in seiner ministeriellen Thätigkeit von einem Stabe tüchtiger Kräfte unterstützt; den Gehilfen seines Vorgängers, Herrn Schischkin, schob er respektvoll bei Seite. Er beließ ihm die Würde eines Towarischtsch, eines nominellen „Mitarbeiters" — Arbeit gab er ihm keine. War Lobanow abwesend, dann trat der Towarischtsch kraft seiner Amtsbefugnisse als sein Stellvertreter ein, zur Zeit der Anwesenheit des Fürsten blieb Schischkin vereinsamt auf seinem Bureau. Schischkin wie Lobanow ahnten nicht, daß eine höhere Macht sehr bald einen von ihnen vom Platze räumen, den andern die Stufen des Glückes emporführen werde. Schischkin, ein alter Herr, wenn auch kein Greis wie Lobanow, war ein persönlicher Freund und treuer Schüler Giers'; er begann gleich ihm seine Carriere unter den Augen Gortschakows, gleich ihm hat er Phantasie, Originalität nie besessen; er ist ein vorsichtiger, ängstlicher Bureaumann, ein Tschinownik, der sein Amt peinlich in Ordnung hält, er schreibt einen guten Depeschenstil und hat eine sichere Witterung für herrschende Richtungen. Halb Diplomat, halb Höfling weiß er den führenden Elementen klug zu folgen; die imponierende Kraft der leitenden Begabung geht ihm ab, er ist für eine hohe zweite Stellung, für den Towarischtsch wie geboren; in der That hatte er bisher nur einmal einen selbständigen Wirkungskreis, als Gesandter in Stockholm, ein Posten, der an Talent, Initiative und rascher Entscheidungsfähigkeit keine hohen Ansprüche stellt. Wie dem auch sei — Lobanows Ratgeber war Schischkin nicht — die Vertrauten

des verstorbenen Ministers waren Fürst Obolenski und Graf Kapnist. Jener hatte mit dem Towarischtsch den ermüdenden Dienst diplomatischer Empfänge zu teilen und seine Kenntnis von Personen und Verhältnissen, seine litterarische Bildung befähigten ihn hiezu.

Graf Demeter Kapnist, der Bruder des Wiener Botschafters, ist Leiter des asiatischen Departements, in dem früher auch Schischkin und ein anderer Ministerkandidat, Sinowjew, saßen. In die Kompetenz dieses Departements gehören die Fragen des Balkans; die Türkei wie die Staaten, die auf ihrem Boden durch Rußlands Hilfe geschaffen wurden, sind für dieses noch Asien.

Graf Kapnist ist kein Bureaukrat in gewöhnlichem Sinne. Er ist von starken politischen Überzeugungen; als er die Irrtümer der Politik erkannte, die Herr von Giers mit seinem Namen deckte, nahm er einen zeitweisen Abschied, um sich in die Einsamkeit seiner Güter zurückzuziehen.

Das Ministerium unterhält keine Beziehungen zu den Vertretern der öffentlichen Meinung; ein Preßbureau in modernem europäischen Sinne besitzt es nicht; man glaubt sich bei der alten Art besser zu befinden, die sich in ein dunkles Geheimnis hüllt und die schreibende Welt nach Belieben urteilen läßt; nur einem Zufalle danke ich die nachfolgende, aus dem Kreise der intimsten Freunde Lobanows stammende Darstellung über die Grundzüge der äußern Politik desselben. Sie verdient auch nach dessen Tode Beachtung. In Rußland ist das Verhältnis zu dem Auslande eine Folge langjähriger Traditionen und Stimmungen. Sie pflegen nicht rasch zu wechseln; der Nachfolger im Ministerium vermag nicht umzustürzen, was sein Vorgänger einleitete und vorbereitete. Die Bahnen und Ziele desselben bleiben noch lange nach seinem Wirken maßgebend.

„Der größte Vorzug des Fürsten Lobanow," sagt mein Gewährsmann, „war die Gleichmäßigkeit seines Urteils. Er schwankte nicht von einer Anschauung zur andern, er blieb sich und seinen Principien treu. Er zählte noch zu den Politikern, die in einem entsprechenden Gleichgewichte der großen europäischen Staatsmächte eine Garantie für den Frieden sehen, den mit erhalten

zu können sein aufrichtigstes Bestreben war. Er fand deshalb mit Genugthuung, daß die Spannungen zwischen den großen Staaten nachlassen, und freute sich in Erinnerung an die schöne Zeit, die er in Wien verlebte, darüber, daß die Beziehungen zwischen Rußland und Österreich äußerlich bessere wurden und weniger Schwierigkeiten zeigten als früher. Er hatte Freunde in Österreich und wollte, daß sein Verhältnis zu ihnen aufrecht bliebe. Seine Friedenspolitik konnte dazu nur beitragen. Auch der Presse mutete er eine Rolle bei den Bestrebungen zu Gunsten derselben zu. ‚Im politischen Leben aller Staaten lagert Zündstoff,‘ pflegte er zu sagen. ‚Dadurch können leicht heikle Fragen auftauchen; eine unterrichtete und wohlwollende Presse kann nun über solche schwierige Momente weghelfen, wenn sie die Arbeit der besonnenen Staatsmänner unterstützt. Dies wäre deshalb von besonderem Werte, weil gerade bei solchen Anlässen Gefühle der Eitelkeit verletzt und Ehrenpunkte der Mächte aufgeworfen werden. Wie leicht läuft da auch ein kaltblütiger Staatsmann, den die besten Intentionen beseelen, Gefahr, nicht nach eigenem Willen handeln zu können! Es ist ein Unglück, daß nun ein Teil der Presse seinen größten Erfolg darin sucht, fortwährend an jene gefährlichen und heiklen Punkte zu rühren. Ohne daß sie es sind, werden — was wieder sehr beklagenswert ist — ähnliche Erörterungen als Regierungs- oder als Meinungen eines Volkes genommen; die Presse der zweiten beteiligten Macht antwortet, und man spielt fortwährend mit Gefahren. Gegen diese Gepflogenheit sollte die Presse in bevorzugter Stellung nicht müde werden, ihr ruhiges Urteil zu bewahren; sie kann dadurch dem Frieden die größten Dienste leisten und mit beitragen, daß die Beziehungen zwischen den europäischen Staaten gute bleiben.‘

„Diese Worte Lobanows,“ meint mein Gewährsmann weiter, „sollten nicht ungehört verhallen, denn was will Rußland? In erster Reihe den Frieden! Glücklicherweise erstreben die Erhaltung desselben auch die Anderen. Die Bündnisse bewähren ihren Charakter, der auf Erhaltung des Friedens ge-

richtet ist. Die Entwicklung der jungen Balkanstaaten zeigt nichts, was Besorgnis erregen könnte. Vielleicht verlieren unter solchen Umständen Vorfälle wie die auf Kreta und in Konstantinopel ihren allerschärfsten Stachel. Leicht nehmen kann man sie nicht. Die Lage der christlichen Unterthanen im Orient darf nicht gleichgültig aufgefaßt werden. Der Sultan ist gewiß von guten Absichten erfüllt; leider werden seine Befehle nur selten ausgeführt. Nun sind Dinge wie die, welche sich im Vorjahre und heuer ereignet haben, von großer Bedeutung. Man denke, wie in Basterdschik Christen zum Übertritt zum Islam gezwungen wurden, deren Rückkehr zu ihrem Glauben erst die Intervention der Konsuln — die Geistlichen waren fortgeschafft — ermöglichte. Die Zahl der Opfer in Kleinasien im letzten Jahre war nach den Aufnahmen der Konsular-Vertreter dreißigtausend — eine erschreckende, fürchterliche Ziffer!

„Wenn sich auch nur annähernd Ähnliches wiederholte — trotz der Bemühungen des Sultans, solchen Zuständen ein Ende zu machen — so müssen die Mächte den schweren Ernst der Lage fühlen. Sie müssen aber, um wirksam vorgehen zu können, zunächst einig sein. Dadurch wird ihr Einfluß wachsen. Sie werden dann erfolgreich einerseits aufständische Elemente zur Ruhe mahnen, andererseits die Pforte mit größtem Nachdrucke an ihre heiligste und im Interesse der Selbsterhaltung gelegene Pflicht erinnern. Denn diese kann und darf niemals glauben, daß das Friedensbedürfnis Europas ihr einen Schutzbrief für die rohe Willkür einzelner gegen den Willen des Sultans handelnder Organe und für die Verfolgung der Christen verleiht. Hoffentlich wird das konsequente Festhalten an diesem System die Wolken doch noch bannen. Bei den Versöhnungsversuchen auf Kreta waren alle Mächte im selben Sinne thätig — auch England, das freilich nur schmollend mitging. Aber es ging mit. Im vorigen Jahre war es auf einem viel gefährlicheren Standpunkte. Es war das Verdienst des Fürsten Lobanow, daß er damals warnend und entschieden dem englischen Irrtume ent-

gegentrat. Nach seiner Meinung gab es keine armenische Frage, weil es geographisch kein Armenien giebt.

„‚Armenier sind überall in der Türkei. Wäre also die armenische Frage wirklich einmal aufgeworfen, so hieße das die Balkan-Frage! Das ist die Feuersbrunst!‘ erklärte er. Nun hört der Orient doch nicht auf, uns zu beängstigen und erfüllt uns mit der Furcht, daß jeden Augenblick eine Hiobspost kommen könne; einmal heißt sie Kreta, ein andermal Aufstand der Drusen, ein drittesmal Konstantinopel — man muß schon zufrieden sein, daß in Macedonien die Lage sich besserte und vorläufig nichts befürchten läßt.

„Über die sonstigen Fragen der äußeren Politik Rußlands wird sehr viel geschrieben und gesprochen. Nicht immer das Richtige. Über die ägyptische zum Beispiel. Wahr ist nur, daß Fürst Lobanow niemals den jetzigen Zustand als einen gesetzlichen anerkannte, daß er gegen die Geldentnahme für einen Eroberungszug protestierte. Zu seiner Genugthuung haben die Gerichte für seine Meinung entschieden, und zwar durch Richter, unter denen Vertreter jener Nationen sind, die in dieser Angelegenheit nicht mit Rußland gingen. Der kriegerischen Aktion der Engländer folgte dieses mit größter Aufmerksamkeit. Sie selbst werden am besten wissen, ob die Zahl ihrer Truppen dem Kriegszwecke und den bei ähnlichen Anlässen in Afrika gemachten Erfahrungen entspricht.

„Unter den asiatischen Vorfällen zog Korea die größte Aufmerksamkeit auf sich. Man behauptet, der verstorbene Fürst habe mit Japan einen neuen Räumungsvertrag geschlossen. Was sollte ein solcher? Die Unabhängigkeit Koreas ist in dem Friedensvertrage zwischen China und Japan bereits an erster Stelle stipuliert. Leider geschah seither ebenso Unerwartetes als Bedauerliches. Die Königin wurde ermordet — wie es im Lande heißt, von Anhängern der Japaner. Diese Königin war eine nicht gewöhnlich veranlagte Natur, eine temperamentvolle Herrscherin in der Farbe des von der Kultur völlig unberührten Orients. Vor elf Jahren verließ sie während einer Revolution das Land.

Sie selbst verbreitete damals das Gerücht, ihre Feinde hätten sie erschlagen. Ihre Gegner legten nun zufrieden und ruhig die Hände in den Schoß; währenddessen erschien sie an der Spitze eines neugebildeten Heeres und siegte! Diese Semiramis des Ostens ist eine Art mythischer Figur geworden. Man glaubt nicht, daß sie tot ist; man glaubt, sie bereite insgeheim wieder eine Überraschung vor, aber sie ist wirklich ermordet, und zwar auf die schrecklichste und grausamste Weise. Seither zittert ihr weibischer Mann für sein Leben. Er verweilt ängstlich bebend in seinem Palast, den er nie verläßt, er beschränkt sich mißtrauisch auf zwei Zimmer desselben; eines bewohnt er, das zweite — sein Harem, im Kabinett daneben weilen die Minister; sie dürfen auf Befehl ihres Herrn nicht von seiner Seite. Er hat russische Matrosen zu seinem Schutze herbeigerufen. Dreiundfünfzig Mann bleiben fortwährend im Palais. Auf dem Dache desselben weht unsere Fahne. Würde sie entfernt, so wäre das Signal des Aufruhrs gegeben. Das ist gewiß eine ernste Lage; Rußland wünscht, daß sie sich bessere, ohne zu wissen, wie die Besserung eigentlich erfolgen könne.

„In Persien hat sich die Lage günstiger gestaltet. Nach dem unglücklichen Ende des ermordeten Schah ging England mit Rußland. Die Ordnung blieb infolgedessen aufrecht. Der Großvezier Ali Aschar Khan ist wohlgesinnt, tüchtig und energisch. Musaffer-Eddin Schah, der neue Herr, will das Beste — sogar Reformen, aber Reformen in Persien! An sie ist noch schwerer zu glauben, als an Reformen auf irgend einem andern Punkte des Orients. Leider weist auch hier das Bild dunkle Punkte auf — der Schah ist krank, dasselbe unheilbare Übel, das Alexander III. niederwarf, eine Herz- und Nierenkrankheit peinigt ihn.

„Überall also ein ernster Hintergrund. Das hinderte Lobanow nicht, hoffnungsvoll in die Zukunft zu blicken. Er glaubte sicher, daß der Friede zu erhalten sei, und daß wir unsere inneren wirtschaftlichen Fragen, welche die öffentliche Meinung jetzt so lebhaft diskutiert, in Ruhe und zum Wohle des Reiches werden lösen können."

Wie in den ministeriellen Kreisen, denen diese Mitteilungen entstammen, begegnet man überall in Rußland freundlichen Äußerungen für Österreich. Niemand täuscht sich über die inneren Gegensätze, welche die Auffassungen dieses Staates von denen Rußlands im Oriente trennen, auch die Hegemonie der Polen in Cisleithanien erweckt großes Mißtrauen, trotzdem bescheidet man sich und will vieles nicht sehen, was entfremden und die guten Beziehungen stören muß. Man würde hier gern Österreich die vermittelnde Rolle im Dreibund einnehmen sehen, die gute Beziehungen zu Rußland und Frankreich erhält. Österreich ist populärer als Deutschland und ungleich beliebter als England, gegen das eine scharfe Stimmung in der Höhe und Tiefe, bei der Regierung und in der Bevölkerung weht, aber den Sympathien für Land und Volk in Österreich ist der Eindruck abträglich, den die Entwicklung seiner inneren Verhältnisse macht. Er ist höchst unerfreulich und erst im Auslande erkennt man ihre schwere Bedeutung. Der Österreicher, in der Heimat schon apathisch und gleichgültig geworden für die niedrigen Erfolge des „kleinen Mannes", — klein an Fähigkeit, klein an Wissen, klein auch an Charakter — fühlt sich in der Fremde wehmütig selbst als sehr kleiner Mann, wenn er die Wirkung der Wirren seines Vaterlandes sieht. Zweifellos seit den Unglückstagen auf den italienischen und böhmischen Schlachtfeldern hat kein Ereignis dem Ansehen, der Würde, der Bedeutung Österreichs dermaßen geschadet, wie der Skandal, der sich an das Treiben der Wiener Ultramontanen knüpft — die von oben und unten gefördert so kühn Haupt und Wort erheben.

Fünftes Kapitel.

Bei Pobedonoszew.

Nicht weit von der stolzen Peters-Statue Falconets erheben sich auf einem der größten Plätze von Petersburg zwei Gebäude, die ein hoher Bogengang verbindet. Das eine ist das Haus des obersten Gerichtshofes, des Senats, das andere gehört dem Heiligen Synod. Über beide breitet ein Riesenbild der Gerechtigkeit segnend die Hand. In dem Synod ruht die Macht der orthodoxen Kirche, Patriarchen und Popen zweier Weltteile sind ihm unterthänig. In den von seiner Wirkungssphäre berührten kirchlichen Gebieten fehlen die Bedingungen für den kühnen Übermut und die stolzen Herrschergelüste der Priesterwelt des europäischen Westens. Auch in Rußland war nach Zertrümmerung der heidnischen Götzenwelt die Kirche dem Staate übergeordnet — die erste That regierungskluger Zaren änderte dieses gefährliche Machtverhältnis. Staat und Kirche wurden gleichberechtigt; dabei hatte es nicht lange sein Bewenden; um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, zur selben Zeit, wo Deutschland und seine Nachbarländer von den Reformationskriegen zerfleischt und die Früchte der edelsten Kulturbestrebungen in einem Blutmeere erstickt wurden, besiegelte zu Moskau die Absetzung des berühmten Patriarchen Nikon die Oberhoheit des staatlichen Synod über alle geistige Macht. Peter der Große, Katharina II., Nikolaus I. haben die kräftige Einflußnahme des Staates auf die russische Kirche noch erhöht. Der Papst derselben ist der

Präsident oder Oberkurator des Synod, er besitzt an kirchlicher Macht nicht weniger als der Heilige Vater in Rom, ohne daß er eine geistliche Würde inne hätte, und wiewohl er nur ein einfacher Staatsminister ist, dessen Gewalt in erster Linie vom Zar abhängt.

Diese Würde hat im Augenblicke Herr Pobedonoszew inne, einer der intimsten Ratgeber Alexanders III. und wohl der mächtigste Staatsmann, der in dessen Regierungsepoche gewirkt hat. In den letzten Lebensjahren des verstorbenen Kaisers ist sein Einfluß beträchtlich gesunken, aber bis dahin hat es kein Gebiet der Verwaltung, der Justiz, der Wissenschaft, ja selbst der Kunst gegeben, das nicht von seinem Willen abhängig gewesen wäre. Er galt als der Inbegriff des Systems seines Herrn, als die Hoffnung der altrussischen Partei mit ihren seither wesentlich geänderten Anschauungen, als der Schrecken der freisinnigen und radikalen Elemente, die in einem Gemisch von Verzweiflung und Staunen über diese ungewöhnlich energische Natur ihr Walten empfanden. Denn eine große Willenskraft gewinnt in Rußland Anerkennung auch bei dem Gegner. „Als Korporal gilt," wie eine alte Volksregel meint, „wer den Stock zu schwingen weiß." Es ist ganz im Geiste dieses Sprichwortes, wenn ein politischer Widersacher Pobedonoszews das folgende Urteil über ihn fällt:

„Er ist ein Talent und ein Charakter, er ist im Innersten überzeugt von der Richtigkeit dessen, was er will, und hat nichts von dem Verächtlichen der opportunistischen Lakaien, die sich jedem Gegner um den Preis der Macht unterordnen. Die Eignung, seine Absichten und Meinungen denen anderer anzupassen, fehlt ihm. Das hat ihm den Weg zu dem Vertrauen Alexanders III. geebnet. Als ihn dieser an die erste Stelle schob, dachte er durchaus nicht daran, einen exorcistischen Zauberer zu finden, der dem Volke die Freiheitsgedanken austreibt. Er suchte damals nur, wie der Tyrann des Schillerschen Dramas, nach einem ‚Menschen', der ihm ‚Wahrheit' gab. Er kannte Pobedonoszew sehr genau aus der Zeit, da dieser sein Lehrer war.

Er wußte, daß er das besaß, wonach der Zar strebte: die rückhaltlos durch nichts und durch niemanden zu erschütternde Offenheit seiner Meinung. So kam es, daß dieser Mann, der als Lehrer des Civilrechtes in Moskau sich zu der ersten Autorität auf juridischem Gebiete emporgearbeitet hatte, um später an die Spitze der Kirche zu treten, nun ganz Rußland seine Hand fühlen ließ. Die Überzeugungen, die ihn erfüllten, kennt die Welt. Er hat eben jetzt aus Anlaß seines Amtsjubiläums ein Buch herausgegeben, das dieselben lebendig widerspiegelt. Er geht darin allem zu Leibe, was ein aufgeklärter Geist als die höchsten politischen Errungenschaften ansieht, die ‚Schlagworte des Westens' erscheinen ihm wider die Natur der lokalen Eigentümlichkeit Rußlands, er verabscheut die Institution der Geschwornen, der unabhängigen Presse, des Parlaments, er ist für ideale Richtungen, aber nur für die, welche den Untergrund der Gläubigkeit bilden. Die Überzeugung der österreichischen, heute wiedererstehenden Konkordatsepoche ist auch die seine, er will, daß die Kirche allein dem Staate seine Rechte sichert und den Gehorsam des Volkes dauernd erhält. Er fühlt, daß jetzt der öffentliche Geist Rußlands umschlägt. Nikolaus II. verdammt die Schulfeindlichkeit des früheren Regimes. Der junge Zar ist der Überzeugung, daß die Zukunft des Reiches einer Vermehrung der Bildungsmittel bedürfe. In den Stiftungsakten aus Anlaß der letzten Krönung sollte deshalb diesem kaiserlichen Wunsche gemäß die Gründung von Schulen besonders berücksichtigt werden.

„Wenn schon Schulen geschaffen werden müssen," meinte der Leiter des Synod, „so sollen es zum mindesten Klosterschulen sein, die unter geistlicher Aufsicht stehen."

Pobedonoszew ist durchaus nicht blind für die Reformbedürftigkeit Rußlands, und da mit der Glaubenstreue allein ihr doch unmöglich Genüge geschehen kann, predigt er, nur dem russischen Bauer zu vertrauen, von ihm werde die Besserung schon kommen. Aber dies Programm der alten Russophilen, das mit dem Schlagworte „Rückkehr zum Volke" nur den Mangel einer

wirklichen Reformidee zu verhüllen suchte, hat schon Turgenjew mit erbarmungslosem Spott verurteilt.

„Sie bücken sich," schrieb der große Dichter, „vor dem Muschik." „Heile du uns," flehen sie zu ihm, „sonst muß Rußland sterben." — Der kluge Bauer aber giebt seinen gebildeten Verehrern zur Antwort: „Bekehre mich, statt so zu reden, wenn du mich wahrhaft liebst, denn sonst verkümmere ich in der Finsternis!"

Augenblicklich ist Pobedonoszew auf seiner Sommerfrische in Oranienbaum, einem unansehnlichen Örtchen an dem finnischen Meerbusen, das der Günstling der ersten Katharina, Mentschikow, gegründet hat. Das Haus des Ministers in Petersburg, ein dunkelgrau getünchter Bau in der Nähe des Anitschkow-Palastes, den Alexander III. bewohnte, ist halb verödet. Nur ein Polizist an der Pforte und ein paar ausnehmend höfliche Diener im Flur erinnern an den einfach-vornehmen Haushalt des reaktionären Feuerkopfes, der trotz seiner siebzig Jahre vor nicht allzulanger Zeit eine junge hübsche Frau heimgeführt hat.

Auch in dem Heiligen Synod herrscht auffallende Ruhe. Müde auf seinen Stock gestützt, hält der Portier in seinem Scharlachmantel schläfrig Wache; niemand kommt und geht, die Sonne brennt heiß auf die hohen Granitstufen vor dem Eingang hernieder. Die Leitung der orthodoxen Kirche liegt offenbar im Sommerschlaf. Zweimal in der Woche scheucht sie Pobedonoszew aus demselben. Montag und Mittwoch kommt er nach der Stadt, um die wichtigsten Geschäfte zu erledigen und Empfang zu halten. Das Bild vor dem Synod wird da ein anderes. Er pflegt pünktlich um zwölf Uhr einzutreten; zwei Stunden vorher füllen sich die Vorsäle mit Bittstellern aus allen Klassen und Volksschichten, mit Popen, Geistlichen verschiedener Grade, Beamten in kleidsamen Uniformen, Bauern in der pelzverbrämten Volkstracht. Ein Diener an der Thür empfängt sie, fragt nach ihrem Begehr, dann treten sie ein und verbeugen sich tief unter frommen Kreuzeszeichen vor einem großen Marienbild, zu dessen Füßen in goldiger Lampe ein „ewiges Licht" brennt. Dies Bild

ſtimmt nicht ganz zu dem feierlichen Ernſte des Gemachs, in dem nur ängſtliches Flüſtern herrſcht und niemand die Stimme laut zu erheben wagt. Die heilige Maria iſt mit realiſtiſch-natürlichem Sinne von kecker Hand hingemalt. In vollem Mutterglück blickt ſie heiter fröhlich, wie beſeligt mit ſchönen Frauenaugen aus dem hellen Goldgrunde, deſſen Erfindung die ruſſiſchen Kirchenhiſtoriker dem Apoſtel Lukas zuſchreiben. Die Leute in der Nähe des Heiligenbildes ſind offenbar ſehr gläubiger Natur, die frömmſten von ihnen halten krampfhaft Roſenkränze in der Hand, deren Kugeln mechaniſch heruntergleiten. Auch an Frauen fehlt es nicht; ſie ſind von ärmlichem Ausſehen: kleine, hagere, abgehärmte, auch verkrüppelte Geſtalten aus jener großen Familie der Zurückgeſetzten, die in ihrem Aſchenbrödelloſe vergeblich von dem ſchönen Ausgange des Märchens träumen. Die älteren dieſer Beklagenswerten blicken ſcheu wie Nachtvögel hinter den Rieſengläſern ihrer Hornbrillen hervor. Nein, die Schönheit muß man hier nicht ſuchen! — Vielleicht doch — in einer kleinen verſchwiegenen Ecke, aus welcher der ſchwere Duft engliſcher Parfüms immer ſtärker und kräftiger dringt — hinter dem dichten Gewebe eines ſchwarzen Spitzenſchleiers. Stolz, majeſtätiſch iſt ſeine impoſante, in den dunkelſten Farben gekleidete Trägerin mit der vornehmen Haltung angeborenen Adels hereingerauſcht; nachläſſig ſank ſie auf den Platz am Kamin, den man ihr ehrerbietig angewieſen, neugierig fliegen die Blicke der immer zahlreicher werdenden Tſchinowniks zu dem verſchleierten, regungsloſen Bilde. Plötzlich ein Glockenzeichen — der Ruf einer heiſeren Stimme: „Er iſt da!“ Alles ſteht auf, ein Troß von Beamten mit großen Ledertaſchen unter dem Arm fliegt herein, die Thür zum Miniſterzimmer öffnet ſich, der Diener am Eingange klopft mit ſeinem Stabe, wie bei Hofe der Marſchall und Ceremonienmeiſter in feierlichen Augenblicken, — Pobedonoszew tritt ein.

Man hat ſich ihn gewiß anders vorgeſtellt. Wie er mit jugendlicher Haſt vorüberhuſcht, leicht vorgeneigt, beſcheiden den ehrfurchtsvollen Gruß dieſer demütig harrenden kleinen Welt er-

widernd, glaubt man einen alten Bureaukraten oder einen Professor, der am Schreibtische ergraute, nicht den Beherrscher einer großen Kirche zu sehen, dessen Hand — die Vergangenheit hat dies manchen fühlen lassen — einen Donnerkeil zu schleudern vermag.

Der „Empfang" beginnt sofort. Zuerst wird „die Dame in Schwarz" vorgelassen. Ihr Anliegen ist rasch erledigt. Ich darf ihr nach wenigen Minuten in das Zimmer des Ober-Prokurators folgen.

Dieses ist von kühler Einfachheit, wie der erste Eindruck des Hauptes der orthodoxen Kirche — aber wie man bald bei näherer Beobachtung erfährt, war die rasch auftauchende Empfindung nicht zutreffend. Ein unerklärliches Etwas interessiert in dieser Erscheinung, ein geistigsprühendes Wesen wird rasch in ihr lebendig — das Auge besonders: stechend, scharf durchdringend, sucht förmlich aus dem kleinen weißen Kopfe herauszudrängen, es ist so lebendig wie das Wort Pobedonoszews, das in seiner Beweglichkeit den Hörer fesselt, welcher Überzeugung er auch sein mag. Es dociert nicht wie die Schriften des gelehrten Ober-Prokurators, die so verschiedene Gebiete, kirchliche und sociale, politische und wirtschaftliche berühren, es ist trotz seines schlichten einfach-natürlichen Tones von einer stark-heftigen Leidenschaft durchglüht. Pobedonoszew besitzt die Kunst der Rede, wie die Lust, sie auszuüben. Er zeigt dies nicht selbstgefällig; im Gegenteile, das Wort scheint ihn, er nicht das Wort zu haben, und dieser Bureaukrat in seiner anspruchslosen Kleidung von altmodischem Schnitte gewinnt rasch den zornsprühenden Ton eines Kirchenvaters. Er liebt es im Sinne eines solchen zu disputieren. Das haben Andersgläubige und Andersmeinende häufig genug erfahren, nur hatte sehr zu ihrem Schaden der scharfe Polemiker einen letzten gefährlichen Vernunftsgrund — die Gewalt.

„Sie kommen aus Wien und sind der Vertreter eines großen Blattes, das ich häufig lese, nicht mit Vergnügen, wie Sie sich selbst sagen können, denn Sie haben uns scharf angegriffen und

das mit Unrecht. Ich anerkenne den Ton der ‚Neuen Freien Presse‘, den Ernst und das Charaktervolle ihrer Haltung, aber das entschädigt mich nicht für die häufig unrichtige Auffassung unserer russischen Verhältnisse und dessen, was die Regierung für notwendig hält.“

Man klopft an einer kleinen Tapetenthür, der Sprecher hält inne. Ein Beamter in dunklem Frack mit Silberkragen tritt ein.

„Ein wichtiges Aktenstück,“ fleht er mit frommem Augenaufschlag zu seinem Chef.

Während dieser die Schrift überfliegt, murmelt er seinem Untergebenen die Worte zu: „Ein Redakteur der ‚Neuen Freien Presse‘. Ein Feind!“

„O,“ sagt der Beamte, während ein helles Lächeln über seine vollen Züge fliegt, „ich bin einer Ihrer ältesten Leser — seit fünfundzwanzig Jahren! Sie haben uns oft hart mitgenommen, aber Ihr ‚Feuilleton‘ habe ich immer mit uneingeschränkter Freude gelesen.“

Wir wechseln einige verbindliche Worte, der freundliche Beamte entfernt sich.

„Ihre Zeitung ist,“ fährt Herr Pobedonoszew fort, „kein Freund Rußlands, und ich wiederhole, sie beurteilt es auch nicht immer aus richtigen Voraussetzungen. Das ist erklärlich. Rußland ist so groß, von so gewaltiger Ausdehnung, von einer so merkwürdigen Eigenart, daß auch bei uns, auf seinem eigenen Boden, nicht Klarheit über das, was ihm notthut, herrscht. Es ist sehr gut, daß Sie hieher kamen, um die Dinge ein wenig in der Nähe zu beobachten. ‚Willst du Dichters Art verstehen, mußt in Dichters Lande gehn.‘ Aber so leicht ist das nicht. Ein paar Interviews führen kaum zum Ziele. Der Eine sagt das Richtige, der Andere will sich in schönem Lichte zeigen, bei dem Dritten ist man in falsche Hände geraten, er führt irre und bestärkt in den Vorurteilen, denen Rußland zu begegnen hat. Man verschreit uns im Westen als Barbaren. Sind wir das wirklich? Giebt es keine Barbaren bei den Nationen mit vorgeschrittenster Kulturentwicklung, treten die Irrtümer, Mängel und

Laster der Menschen, die Roheiten ihrer Natur nicht überall in bestimmten Eigenarten, wenn auch in verschiedenen Formen zu Tage? Wer will das leugnen, wer möchte das Gegenteil in einer Zeit behaupten, welche fortgesetzt eine zunehmende Verrohung der gebildeten Klassen, eine garstige Brutalisierung der Intelligenz zeigt, der man überall, in der Wissenschaft, in der Kunst, ja in den socialen Umgangsformen begegnet? Und da sollen wir die einzigen Barbaren sein? Gehen Sie doch — wie es schon einzelne Franzosen und Engländer gethan — in das Innere des Landes, besuchen Sie seine Klöster mit ihrer naiv-religiösen Überzeugung, treten Sie dem Volke, dem Bauer vor allem, näher, von dessen Fähigkeiten unsere Verjüngung zu erwarten ist. Er ist unsere Zukunft, denn er hat, was diese bedingt, — Glauben und Gemüt. Von unseren Institutionen in Petersburg bin ich allerdings nicht immer begeistert. Man kann sie jetzt nicht leicht beurteilen. Die Stadt ist förmlich ausgeschöpft, alles flieht die Hitze. Im großen und ganzen sind die Einrichtungen, denen man hier begegnet, von der gewöhnlichen allgemeinen Art, die Gutes neben Schlechtes setzt. Man kann das Gute auch im Schlamm und Kot der Hauptstadt verborgen finden, denn selbst in diesem giebt es Elemente, die an der Zukunft nicht verzweifeln lassen. Worin diese bestehen muß, habe ich bereits angedeutet: in der Pflege des Glaubens und des Gemütes. Für diese Anschauung habe ich zeitlebens gekämpft. Das hat mir auch Feinde genug gemacht. Diese stellen mich als die alleinige Ursache aller Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens dar, und es giebt wirklich Leute, die eine solche Behauptung ernst nehmen. Vor Ihnen war eine Dame da.

‚Was wünschen Sie von mir?‘ fragte ich sie. —

‚Mein Mann ist ein höherer Offizier, er will sich schlagen, er steht unmittelbar vor einem Duell. Ich beschwöre Sie, verhindern Sie das!‘ —

‚Ich, wie kann ich das?!‘ —

‚Sie können ja alles!‘

„Sehen Sie, so falsch faßt man vielfach meine Stellung auf, aber ich bin durchaus nicht allmächtig, ich beschränke mich seit

Jahren auf die Grenzen und Kompetenzen meines Amtes, ich habe dieſelben niemals überſchritten. Es iſt ganz thöricht, mich allein für alles verantwortlich zu machen, als gäbe es keine Miniſter und keinen Staatsrat.

„Ich habe, als die Judenfrage bei uns ſpielte, aus allen Weltgegenden Briefe erhalten, aus Deutſchland, Frankreich, England, Amerika, ſelbſt aus Auſtralien! Man bedrohte, man beſchimpfte mich. Ein Mann ſchrieb mit Angabe ſeines Namens und ſeiner Adreſſe, man werde mich töten, wenn ich in meiner Verfolgungswut nicht innehalte. Ich erkläre Ihnen nun: Ich bin nicht Schuld an dem Vorgehen gegen die Juden in Rußland. Ich habe Freunde unter den Juden, es giebt viele unter ihnen, die mich genau kennen und die das wiſſen. Mir kommt es nicht in den Sinn, die Anhänger einer Religion zu ächten! Welcher religiöſe und wirklich gläubige Menſch könnte das?! Die Judenfrage in Rußland iſt nicht leicht zu beurteilen, ſie iſt eine der kompliziertеſten der Welt. Sie hat keinen religiöſen, ſondern vielmehr einen ſocialpolitiſchen Charakter. Wir haben die Judenfrage von den Polen als ſchlechtes Erbſtück, als eine Art Inventar übernommen. Die Polen, außer ſtande, durch ihre ariſtokratiſche Mißwirtſchaft ein Bürgertum zu bilden, ließen die Juden an ſeine Stelle treten, aber Adel und Juden haben ſich gegenſeitig gleich ſchlecht beeinflußt, dadurch iſt ein Typus von Juden entſtanden, der nicht mit dem der Juden anderer vorgeſchrittener Länder verglichen werden kann. Dies führte auf dem Lande zu bedauerlichen Mißſtänden und Mißbräuchen, dies förderte in den Städten die Teilnahme jüdiſcher Studenten an den garſtigſten Umtrieben. Der Staat war genötigt, in irgend einer Weiſe einzuſchreiten. Was er thun wollte — nämlich die Aufrechterhaltung der geſetzlichen Beſtimmungen ſichern — war ähnliches, wie das, was man im freien Amerika gegen die Chineſen ausgeführt hat. Nicht mehr. Ja noch weniger! Ein Raſſenkampf lag uns fern. Den anſtändigen, den gebildeten Juden geht es gut bei uns und wird es immer gut gehen. Als man die entſcheidenden Maßnahmen traf, ſchrieb mir der verſtorbene Baron Hirſch: ‚Ich biete Rußland

fünfzig Millionen zum Ausbaue seiner Eisenbahnen, wenn Sie in Ihrem Bedrückungsplane gegen die Juden innehalten!' — Ich wies ihn an die Regierung und stellte ihm meine Auffassung der Frage dar. Ich konnte ihn nicht abgestoßen haben, denn er setzte die Korrespondenz noch länger fort. Eines Tages erklärte er, er wolle eine Million für einen wohlthätigen Zweck widmen. Ich riet ihm, diese Summe dem Heiligen Synod zur Verfügung zu stellen, damit dieser für das Geld Schulen gründe. Das that er auch. Sehen Sie, Hirsch war ein Jude, der mich mit der Zeit näher kennen lernte, und er stimmte gewiß nicht in das allgemeine Geschrei gegen mich ein, in dem so viel Lüge und Verleumdung, so viel bewußter und unbewußter Irrtum enthalten ist."

„Man sagt, ich sei es," fährt der Minister fort, „der in Rußland die Einführung einer Konstitution verhindert hat, nachdem der verewigte Alexander III. den Thron bestieg. Handelte es sich damals darum? Es war in jener traurigen Epoche nur von der Berufung einer Versammlung die Rede, die ziemlich unbestimte Ziele hatte. Man denke nur, in welcher Verwirrung dies geschah. An der Leiche seines ermordeten Vaters hatte ich dem Sohne zu raten. Es ist nicht meine Art, meine Überzeugungen zurückzuhalten; ich verberge sie nie! Das ist auch meine Pflicht! Das Diplomatisieren, die heuchlerische Verstellung kann nach meiner Meinung unter Umständen das größte Verbrechen werden. Eben diese Offenheit, diese Gewissenhaftigkeit gegenüber meinem eigenen Gewissen ist wieder eine Ursache der großen Zahl meiner Feinde. Unbekümmert darum, habe ich immer gehandelt. Das, was damals geplant wurde, und sollte es auch nur die gemäßigteste und im konservativen Sinne gehaltene Veränderung bringen, war ein Unglück — es war mehr — es war der Tod Rußlands! Das habe ich offen ausgesprochen. Wie die Dinge lagen, hielt ich jede Nachgiebigkeit für bedenklich. Mit geringfügigen Konzessionen in ähnlichen Situationen haben alle gefährlichen Umwälzungen begonnen. Sehen Sie doch, wohin man anderwärts dadurch steuert, blicken Sie nach Frankreich oder, was näher liegt, nach Österreich,

wo die Herrschaft der geistig unbedeutendsten Fraktionen den gesunden Menschenverstand und das Staatsinterresse bedrohen! Heute wie damals bin ich der Überzeugung: derlei paßt für Rußland nicht! Konzessionen, wie sie Loris-Melikow vorschlug, haben das Schlechte, daß ihre Rücknahme nicht erfolgen kann, auch wenn sie die Erwartungen und Hoffnungen, die an sie geknüpft wurden, nicht erfüllt haben; selbst wenn das Volk zur Erkenntnis gelangt, daß das versprochene Glück ausblieb, wird es nicht den Mut haben, einer Rückkehr der früheren Staatsgrundlagen zuzustimmen. Diese Auffassung erklärt meine Haltung in jenen bangen Tagen, aber sie war nicht die Ursache der Entscheidungen, sie hat nur bestärkt in denselben. Ich verdiene deshalb nicht, als das Schreckbild genommen zu werden, als welches man mich hinstellen will. Ich liebe mein Volk und mein Land wie irgend Jemand in Rußland, ich werde es nie mit Bewußtsein auf eine falsche Bahn führen — auch nicht auf die des Panslavismus, wie ein drittes Schlagwort heißt, mit dem man mich zu bekämpfen sucht. Es ist ein albernes Wort! Nur die Gegner Rußlands können es erfunden haben.

„Panslavismus! Was will er und was soll er? Glaubt man wirklich, daß ein vernünftiger Mensch bei uns der Ansicht sein kann, Rußland soll alle slavischen Länder und Völkerschaften in sich aufnehmen?! Wir wissen was wir sind; wir fühlen das Bewußtsein unserer Macht. Wir wollen nicht mehr sein! Wir sind das größte Slavenreich! Soll uns das nicht genügen können? Wir haben als Slaven nationale Sympathien für die anderen Slaven, wir wünschen, daß es ihnen nach zwei Richtungen wohl ergehe, nach der religiösen und nach der sprachlichen. Ist dem so schwer in anderen Staaten Rechnung zu tragen? Gewiß nicht, und auch in Österreich nicht; nur dürfen dort nicht jesuitische Bestrebungen maßgebend sein. Es hat den Anschein, daß dies jetzt sehr der Fall ist. Die Regierung ist gewiß nicht, weder offen noch geheim für sie, aber sie schwankt häufig, und während dessen kommen die immer nach dem nämlichen Ziele strebenden Jesuiten vorwärts. So erkläre ich mir zunächst die Verhältnisse in Galizien

und in der Bukowina. Ich halte die Jesuiten dort für völlig schrankenlos, alles unterstützt sie, die Beamten, der Adel und die Leute, welche Carriere machen wollen; deren giebt es nicht wenig in Polen .. Es ist kein Vorteil für Österreich, daß es die Polen so uneingeschränkt wirtschaften läßt. Ich wünschte, offen gesagt, und zwar im Sinne unsrer religiösen und nationalen Empfindungen, daß dies nicht immer so bliebe, ich wollte auch, daß die liberalen Ungarn den Gleichberechtigungsgedanken ihren Slaven gegenüber besser und energischer vertreten würden. Auch hier wäre der Vorteil nur bei ihnen! Solche Wünsche leugne ich nicht, aber aus ihnen panslavistische Tendenzen abzuleiten, ist thöricht und falsch, sie bestehen nicht bei uns. Wir sind zufrieden mit dem, was uns das Geschick gegeben hat!"

Mit diesen Worten schloß die Unterredung.

Wie ich nach derselben das Vorgemach durchschreite, erheben sich die Anwesenden. Ein Schimmer des Glanzes, der für sie auf Pobedonoszew ruht, fällt auf den bescheidenen Zeitungsmenschen, weil der Mächtige diesem trotz seiner karg bemessenen Zeit ein Stündchen gewidmet hat.

Sechstes Kapitel.

Die Presse und ihr Verhältnis zu Nikolaus II.

Der Einfluß der Presse in Rußland stammt aus der Zeit Peters des Großen; er war eben von einer Reise nach dem Süden zurückgekehrt, wo er zum erstenmale auf eine Naphthaquelle stieß. „Dies Mineral," meinte er prophetisch, „wird einmal die Welt erleuchten!" Bald darauf ging er daran, zur „Erleuchtung seiner Tschinowniks" eine Zeitung zu begründen: das Journal de St. Pétersbourg. Der erste russische Leitartikel ist von Peter selbst geschrieben. Die Macht der Zeitung wurde damals von der des Thrones gefördert. Sie ist seither fortwährend gewachsen. Unter Alexander I. war sie stark genug, den Zar gegen seinen Willen in den Krieg mit dem großen Napoleon zu drängen. Als 1812 die russischen Heere aus der beharrlichen Defensive in eine kühne Offensive übergingen, begeisterte ihr Führer Kutusow das Offizierscorps für seine Pläne, indem er den Artikel einer kleinen Zeitung vorlas. Ihr Verfasser war Krylow, der Äsop Rußlands.

In dem schattigen „Sommergarten" von Petersburg steht die Statue dieses Dichters, der seine Feder so oft in den Dienst des Tages gestellt. Man ist eben unter lebendigster Teilnahme der Bevölkerung daran, noch die Enthüllung mehrerer Denkmäler von Gesinnungsgenossen Krylows vorzubereiten. Das berührt sehr angenehm in einer Stadt, die man im Westen fast ausschließlich von Stock und Knute beherrscht glaubt, und es führt unwillkürlich in Erinnerung, wie in Deutschland solche Ehrungen

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

aus kleinlichen Gründen der Gegenwart liberalen Poeten von höchstem Range verweigert werden oder wie in Wien, wo trotz der Schule von Dichtern und Denkern, die ihr Genie dem Fortschritte weihten, — die heutige Bevölkerung in einer gefährlichen Hypnose, ohne Sinn für die Macht des Gedankens völlig blind dafür erscheint, daß ihr schöner freier Himmel nach und nach von schwarzen Kutten verhängt wird!

In Rußland hat — merkwürdig genug — auch Alexander III., dieser reaktionäre Erbe der reaktionären Ideen seines Großvaters, den Einfluß der Presse in seiner Art anerkannt. Katkow, ein Journalist, der aus dem liberalen Lager, das seinen Ruf begründet hat, nach rechts schwenkte, genoß die aufrichtige Freundschaft des Zars. Er blieb trotzdem ein echter Journalist; er wollte leiten, nicht geleitet werden. Er unterwarf sich durchaus nicht bedingungslos den herrschenden Mächten, er verblüffte sie im Gegenteile wiederholt durch die Regungen seiner Selbständigkeit. Alexander III. bot ihm das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten an. Katkow lehnte ab, er fühlte, daß er allenfalls die Rolle Lothar Buchers, aber nie die eines slavischen Bismarck zu spielen berufen sei.

Zu Bismarck selbst ist er wiederholt in geistiger Berührung gestanden. In einem Augenblicke der Verwirrung, welche die Auffassungen gefährlich beeinflußte, meinte er: „Vielleicht wäre es gut, wenn ich mit ihm spräche!"

Er war lange ein Verteidiger des Dreikaiserbundes; erst als er zu bemerken glaubte, daß Rußland in demselben die Freiheit seiner Aktion verlieren könne, wendete er sich heftig gegen ihn. Um jene Zeit schrieb ihm einer der Schriftsteller des Berliner Auswärtigen Amtes ein Wort der Besänftigung. Katkow druckte, entgegen allem journalistischen Brauche, den Brief in seiner Zeitung mit höhnischen Glossen ab. Nur wenige Jahre vorher hatte er in seinem Hause auf dem Moskauer Boulevard, der die alte Stadt mit anmutigem Grün umschließt, einen unerwarteten Besuch empfangen — den des Grafen Andrassy. Dieser Staatsmann, mit dem Spürsinn für die wirklichen Quellen der

Macht, hatte es verstanden, eine Annäherung an Katkow herbeizuführen.

„Er ist durch und durch eine ritterliche Natur," hatte der russische Publizist von ihm gesagt „und auch die Magyaren sind nicht so arg, als wir gewöhnlich glauben".

Dies Urteil wirkt — so weit es sich auf Andrassy bezieht — heute noch nach.

„Er war verläßlich," sagte man mir an hervorragender Stelle „und er hat sein Wort immer ehrlich eingelöst. Sollte einmal wieder eine Vakanz in seinem Amte eintreten, wäre es vielleicht von Vorteil für Österreich, einen Ungar mit dessen Leitung zu betrauen, er hätte nicht nötig, seinen Landsleuten Konzessionen auf Kosten des Reiches zu machen, und er könnte manche chauvinistische Äußerung derselben leicht zurückhalten".

Die Ausnahmsstellung Katkows galt nur seiner Person; die übrige Presse erlebte eine harte Zeit während des Regimes Alexanders III. Es wandelte förmlich über Zeitungsleichen. Nie war die Zahl der Sistierungen und Journalverbote größer als damals gewesen, aber je gröber die Macht der Censur sich äußerte, desto feiner spitzte sich die journalistische Kunst des verhüllten Angriffes zu. Die Erscheinung, daß litterarische Erfolge durch die Stimmung, für die sie berechnet sind, mitbegründet werden, ist in der letzten Epoche der russischen Geschichte klar hervorgetreten. Hinter dem dichtesten Schleier erkannte der Leser das erwünschte Bild, das gesuchte Wort. Der Schreiber hatte auch diesen Erfolg zu büßen. Die Presse wurde immer enger eingeschnürt. Es war erklärlich, daß ihre Mitglieder einen Verein zur Wahrung ihrer Interessen begründeten. Er begann am 5. Mai 1890 seine Wirksamkeit. An die Spitze desselben trat ein liberaler Journalist, Gregor Gradowski. Man hatte ihm als hervorragendem Mitarbeiter des Golos den Boden seiner Wirksamkeit mit der Unterdrückung dieser Zeitung entzogen, er schuf eine Monatsschrift, die „Russische Revue", man verbot auch diese; er wußte sich in den gut geleiteten Birschewyija Wjedomosti eine neue Tribüne zu errichten.

Als Alexander III. starb, schien für den Verein der Journalisten die Aufgabe gekommen, eine Besserung der Preßverhältnisse anzustreben. Man wagte nicht, direkt vorzugehen; ein Ausschuß wurde eingesetzt, in dem berühmte Poeten, Historiker, Männer der verschiedensten Wissenschaften saßen. Man entwarf eine Adresse an den jungen Kaiser.

„Der Zar", hieß es in derselben, „hat seinen Schutz allen Schwachen zugesagt, es giebt nur eine Körperschaft in Rußland ohne Fürsprecher, ohne Schirm, ohne Gesetz — dies ist die Presse, die verfolgt und geächtet wurde und nun vertrauensvoll eine Besserung ihrer Lage vom Throne erwartet!"

Man forderte alle Schriftsteller im Lande auf, dies Aktenstück zu fertigen, — auch Leon Tolstoi.

„Ich bin bereit, mich anzuschließen," sagte dieser, „wiewohl mein Princip dem Gedanken widerstrebt, etwas als Gnade zu fordern, was doch nur ein verweigertes Recht gewesen ist; meinen Kollegen zuliebe will ich gegen diese Überzeugung handeln!"

Die Richtigkeit dieses Standpunktes wurde anerkannt, die Sammler von Unterschriften für die Bittschrift entwanden Tolstoi die Feder, die er eben ansetzte, um seinen Namen auf die Adresse zu schreiben.

Der Ausschuß beschloß ein zweites Schriftstück für den Kaiser zu entwerfen: ein Promemoria über die Lage der Presse. Auch dieses war bald vollendet; aber wie es an seine Bestimmung gelangen lassen? Die Presse hatte ihre Freunde im Ministerium, bei Hofe, im Senate, im Reichsrate — wo ihre Vertreter anpochten, hieß es: „Vortrefflich! Schön! Aber wer soll die Verantwortung für die Übergabe dieser Kundgebungen auf sich nehmen?!" So war man genötigt, ein neues Gesuch zu machen:

„Wir haben eine Bitte an Eure Majestät," hieß es in diesem, „aber der Weg zum Throne ist uns verschlossen. Wir suchen um die Gnade an, unser Anliegen vor denselben bringen zu dürfen."

Bisher war es Gepflogenheit gewesen, Gesuche für den Kaiser an den Ressortminister zu lenken, welchen deren Inhalt be-

rührte; der neue Zar führte es nach und nach als Regel ein, daß er ſelbſt die Bittſchriften zu leſen pflegte, die vorher einer ſeiner Offiziere, der Generaladjutant Richter, einer Prüfung unterworfen hatte. Dieſem wurden beide Adreſſen übergeben.

„Der Überreichung ſteht nichts im Wege," entſchied er, und ſchon nach wenigen Tagen erhielt das Komitee den Beſcheid, daß der Kaiſer begierig ſei, auch das Promemoria über die Lage der Preſſe zu leſen. Dieſes iſt ein wichtiges Aktenſtück für die Entwicklung des Geiſteslebens in Rußland geworden.

Es lautet:

„Das Geſetz vom 6. April 1865 gab der ruſſiſchen Preſſe eine gewiſſe Unabhängigkeit; ſeitdem wurden die Preßgeſetze nicht verbeſſert, im Gegenteile, es erfolgte ein beklagenswerter Rückſchritt, der den völligen Mangel jeden Öffentlichkeitsrechts herbeiführte. Die praktiſche Handhabung der neuen geſetzlichen Beſtimmungen verſchärfte noch ihren Charakter. In allen civiliſierten Staaten Europas iſt die Preſſe gewiſſen Einſchränkungen, die das Geſetz genau beſtimmt, unterworfen; bei uns herrſchen die Cenſur und Strafbeſtimmungen, die noch härter erſcheinen, als die Cenſur ſelbſt. Zur Zeit der ſchärfſten Bedrückung der Preſſe, im Jahre 1880, wurde eine beſondere Kommiſſion unter Vorſitz des Grafen Walujew einberufen, um eine Reform der ſelbſt damals als beſſerungsbedürftig erkannten Preßzuſtände anzubahnen. In die Kommiſſion wurden Vertreter der Preſſe berufen, aber die Arbeiten dieſes Ausſchuſſes wurden unterbrochen, und ſtatt der Reform, die man erwartet, erſchienen 1882 Ausnahmsregeln, die den damaligen außerordentlichen Verhältniſſen entſprechen ſollten. Seither beſtehen ſie fort. Die Bedeutung der ruſſiſchen Preſſe, ihre Stellung, die ſie dem Talent, Wiſſen und auch dem Charakter vieler ihrer Mitglieder dankt, geſtatten wohl die Hoffnung, daß endlich die vor ſechzehn Jahren in Ausſicht geſtellte Reviſion des Preßgeſetzes wirklich erfolgen werde.

„Die beſtehenden Geſetze teilen die Preſſe in zwei Kategorien, die eine iſt der Cenſur unterworfen, die andere von ihr befreit.

Die Befreiung von der Censur erfolgte nur für einen Teil der Presse von Petersburg, die Presse in der Provinz, ja teilweise die der Hauptstadt, blieb der Censur unterworfen. Das Recht, Bücher zu verlegen und Druckschriften herauszugeben, war bis 1865 von der Censur jener Staatsämter beaufsichtigt, die der Inhalt der publizierten Schriften betraf. Seit 1865 ist es erlaubt, Originalwerke bis zehn Bogen, Übersetzungen bis zwanzig Bogen ohne Präventivcensur zu veröffentlichen; ferner sind nur Bücher ausgenommen, die der geistlichen Censur unterliegen, und den Verwaltungsbehörden bleibt das Recht unbenommen, diese Werke zu verbieten, falls ihr Inhalt als ungesetzlich anerkannt würde. Das Gericht und das in Permanenz bestehende Minister-Komitee konnte — ganz abgesehen von den eine Druckschrift ungesetzlicher Art bedrohenden Strafen — jederzeit die Beschlagnahme verlangen.

„Die Erlaubnis zur Herausgabe periodischer Druckschriften, früher von einer allerhöchsten Bewilligung abhängig, wurde an die Kompetenz des Ministers des Innern gewiesen. Dem Sinne des Gesetzes nach sollte sie allen unbescholtenen Bürgern möglich sein. Die Verweigerung einer solchen Licenz war gleichbedeutend einer Einschränkung der Ehre — sie sollte als Ausnahme, nicht als Regel gelten. Leider ist diesem Geiste des Gesetzes nicht entsprochen worden. Seit Jahren ist niemandem das Recht zur Herausgabe periodischer Druckschriften erteilt worden. Mehr noch! Es ist gestattet, ein Recht auf Herausgabe von Druckschriften nach vorangegangener Anmeldung bei der Behörde zu cedieren. Die Preßverwaltung annullierte dieses Recht. Die Folge dieser Gesetzlosigkeit machte sich bald geltend: das Verlagsrecht wurde ein Privilegium Einzelner, die Erlaubnis, Zeitschriften herauszugeben, eine Konzession in der Hand der Regierung, die Zahl der Zeitschriften nahm ab, während die Bevölkerungsziffer gestiegen ist; Petersburg hat heute weniger politische Zeitschriften, als in den siebziger und achtziger Jahren, ihr geistiger und moralischer Wert wird durch einen unnatürlichen Druck gehemmt. Ehedem war der Herausgeber einer Zeitung selbst ein

Schriftsteller, der achtunggebietend in seinem Fache wirkte, jetzt dringt ein industrielles Element in unsere Publizistik, viele Journalisten von Ansehen verlangen gar nicht mehr nach dem Rechte, eine Zeitung zu begründen, und der Mangel an Stabilität in unseren Preßverhältnissen nötigte ihnen die Rolle von geistigen Taglöhnern und Arbeitern, die sich verdingen müssen, auf! Gleichzeitig ist das Herausgaberecht ein Gegenstand der Spekulation geworden, die bei der Unbestimmtheit der Verhältnisse und der Entscheidungen der Regierung nur zu erklärlich ist. Es kam vor, daß einer ganzen Reihe von Redakteuren die Bestätigung ohne Angabe eines Grundes versagt wurde, daß umgekehrt Nichtjournalisten als Redakteure bestätigt wurden. Mußte dies nicht die moralische und geistige Bedeutung der Zeitungsleiter berühren, mußte dies nicht in vielen Fällen dieselben zu armseligen Puppen und Strohmännern herabdrücken?

„Gesetzlich steht heute nur dem Senate oder dem Gerichte im Falle eines vorliegenden Verbrechens das Recht zu, eine Zeitung zu sistieren, aber bisher ist nie durch eine Gerichtsentscheidung eine solche Sistierung verfügt worden; der Senat verordnete bisher nur eine, und zwar die der Mosskwa von Aksakow. So ist § 148 des Preßgesetzes, ohne aufgehoben zu sein, wirkungslos. Wenn vor dem Jahre 1882 Zeitungen verboten wurden, geschah dies auf Vorschlag des Ministers des Innern; seither ist die Sistierung auf Beschluß des Conseils der Minister, das vier Mitglieder zählt, möglich. Statt einer Gefahr drohen der Presse vier.

„Aber nicht nur ein direktes Verbot berührt die Existenz der Zeitungen, es kam noch ein anderes gewichtiges Moment hinzu: die erdrückende Schwere administrativer Strafen und die Unmöglichkeit, sich technisch den Bestimmungen der Verordnung von 1882 zu unterwerfen. Dieselben verlangen zum Beispiel, daß jedes Blatt um elf Uhr am Tage vor der Herausgabe der Behörde auf Wunsch derselben vorzulegen sei. Unter dem Drucke dieser Bestimmung sind die „Molwa" und der „Golos", Zeitschriften von größter Bedeutung und von

einem Verkaufswert von drei Millionen Rubel, zu Grunde gerichtet worden." „Welche Geldwerte dies vernichtet hat, zeigt die Thatsache, daß der Herausgeber der Molwa jahrelang einen Gewinn von mehreren hunderttausend Rubeln aus seinem Blatte zog. Außer der Vermögenszerstörung eines Einzelnen, die also erfolgte, außer der Beschränkung eines geistigen Rechtes hat solch ein Vorgehen — das möglich war, ohne daß eine gerichtliche Untersuchung geführt wurde, ohne daß der Gestrafte sein natürliches Verteidigungsrecht ausüben konnte, und ohne daß ein Gericht einen Beschluß faßte — die Existenz zahlloser Personen berührt und vernichtet, sowohl die von Schriftstellern, die ihre Thätigkeit nicht zum Gewerbe erniedrigen wollten, als die der unschuldigen Arbeiter der Administrationen und Druckereien, die in eine bedrückende Notlage gerieten!

„Nach dem Gesetze von 1882 ist noch eine sehr gefährliche Maßnahme für die Presse statuiert, die der Verwarnungen, deren dritte das Verbot von Zeitungen bis zur Dauer von sechs Monaten nach sich zieht. Diese dem Gesetze des französischen Kaiserreichs nachgeformte Strafbestimmung besteht nunmehr in keinem Kulturstaate Europas. Das Verwarnungsrecht ruht in der Hand des Ministers des Innern, und es ist bisher nach so persönlichen Anschauungen ausgeübt worden, daß die Presse in eine ganz einseitige Richtung gedrängt wurde. Die Stoffe in Fragen der äußeren Politik, der Finanzen, der Justiz, ja der höchsten staatlichen Autoritäten waren für die Besprechung weniger engherzig beurteilt, als jene, welche die Thätigkeit des Ministers des Innern betrafen. Dies erschien nach der Aufhebung der dritten Abteilung noch viel empfindlicher. Die wichtigsten Ministerien — eine zeitlang besonders das für Heeresangelegenheiten — waren der Kritik unterworfen, aber die Polizei war in allgemeinen, in politischen, ja in sanitären Fragen dem öffentlichen Urteile förmlich entzogen.

„Rußland wurde von den Schrecken der Hungersnot oder entsetzlicher Epidemien überrascht, weil seine Presse stumm bleiben mußte und durch rechtzeitig erhobene Warnungen nicht den

Ereigniſſen vorbeugen konnte. Es hätten ſich gewiß Mutige gefunden, dies Syſtem zu durchbrechen, aber die Verwarnung mit ihrem Charakter einer eigentlich zufälligen und ungleichmäßigen Strafe lähmte jede Energie. Und für dieſe Verwarnung tritt — gewiß ein Unikum — nie eine Verjährung ein. Es kam vor, daß die gefährliche dritte Verwarnuug viele Jahre nach der erſten erfolgte, nach einem Zeitraume, in dem die betreffende Zeitung ehrlich das Ihrige gethan hatte, um die Urſache ihrer Beſtrafung vergeſſen zu machen! Es kam vor, daß das, was die Verwarnung eines Blattes herbeigeführt hatte, von der Regierung ſelbſt als ſchädlich erkannt wurde. Die ſeinerzeit geübte Kritik hatte alſo die glänzendſte Rechtfertigung erfahren, aber ihre Folgen wirkten verhängnisvoll nach. Die bulgariſche Politik Rußlands zum Beiſpiel haben einzelne Zeitungen ſeinerzeit als eine falſche beleuchtet; vielleicht infolge ihrer Kritik hat die Regierung ſie abgeändert, aber die Verwarnung, die jene Blätter erhalten hatten, die ſo einſichtig wie herzhaft auf den beſſeren Weg wieſen, ſchwebt als Damoklesſchwert weiter über ihnen! In früheren Zeiten, wo eine ſo abnorme Wirkung ſo abnormer geſetzlicher Beſtimmungen eintrat, war ein allerhöchſter Gnadenakt ein Mittel, ſie zu lindern; ſeit 1887 hat die Preſſe kein Amneſtiefall berührt! Zur Zeit ſtehen alle mehr oder weniger verbreiteten Journale, alle Wochen- und Monatsſchriften unter dem Drucke der Thatſache, daß ſie zwei Verwarnungen bereits erhielten — die dritte alſo jeden Augenblick ihre Exiſtenz zerſtören kann.

„Einzelne dieſer Verwarnungen erfloſſen vor fünfzehn Jahren, einem Zeitraume, der dem Verjährungsrechte von Strafen für große Verbrechen entſpricht; ſie bleiben aufrecht, wie alle übrigen. Das iſt eine fürchterliche Lage und ein ganz ungewöhnlicher Druck! Dies ſcheint ſelbſt im Miniſterium erkannt worden zu ſein. Es erteilt jetzt nur „Verweiſe“, nicht Verwarnungen — der letzte derſelben betraf die Nowoje Wremja wegen eines Artikels über den Marine-Cenſus — ſolche Verweiſe

sind öffentlich zum Unterschiede von den geheimen, durch Drohungen verschärften, welche die Preßverwaltung und das Censurkomitee erlassen.

„Im Jahre 1873 erschien ein Gesetz, das verordnete, wenn die Regierung es für gut findet, der Presse die Erörterung irgend einer staatlichen Frage während eines bestimmten Zeitraumes zu verbieten, dies durch die Oberpreßverwaltung auf Verfügung des Ministers des Innern geschehen könne. Zuwiderhandelnde können durch Sistierung ihrer Zeitung bis zur Dauer von drei Monaten gestraft werden. Die buchstäbliche Ausführung dieses Gesetzes hätte eine klare Lage geschaffen, aber in der Praxis betrafen die erflossenen Verordnungen dieser Art niemals Dinge von Wichtigkeit, sie berührten nur Nebensächliches, zum Beispiel Börsenverluste einzelner Personen, Streitigkeiten von Privatleuten in adeligen Versammlungen, Kommunalwahlen, Unglücksfälle auf den Bahnen oder Malversationen bei den Banken. Ein Stadtoberhaupt, dem seine Kandidatur Sorge einflößte, konnte ein Verbot der Besprechung derselben erwirken; der Direktor einer Aktien- oder Versicherungsgesellschaft, der ein Unglück in ihrer Gebaruug widerfuhr, konnte die Meldung desselben unterdrücken, ja die Veröffentlichung von Anzeigen erzwingen, die zu den Thatsachen in direktem Gegensatze standen.

„Die Presse ist noch durch zwei andere in ihren Wirkungen außerordentlich gefährliche Maßnahmen bedrückt.

„Nach dem Gesetze ist die Polizei berechtigt, bei gewissen Druckschriften das Verbot der Kolportage auszusprechen. Diese Bestimmung, die augenscheinlich nur verbotene oder unmoralische Bücher treffen soll, hat in der Praxis sich zu einer Strafe für die Zeituugen entwickelt und bei einzelnen derselben die vollständige Aufhebung des Einzelverkaufes nach sich geführt. Dies geschah nicht etwa infolge eines schweren Verbrechens, sondern wegen kleiner Vergehen, die dem Gesetze nach eine geringe Geldstrafe ahnden sollte. Ebenso traf die Zeitungen eine zweite, ganz unvorhergesehene Strafe: die des Verbotes, Annoncen zu publizieren. Sie wurde zu einer Zeit (1863) für die censurfreie

Presse in Aussicht genommen, als das Annoncenwesen völlig unentwickelt war. Seither hat dieses einen außerordentlichen Aufschwung genommen, und die Unterdrückung des Inserates ist der Unterdrückung der Zeitung selbst gleichbedeutend geworden.

„Im Jahre 1865 war im Senate ein Gesetz beantragt, das Rußland eine unabhängige Presse schaffen sollte. Für ihre Mißbräuche hätte sie die Strafe des Gesetzes ereilt. Gewisse Einschreitungen durch die Administrativgewalt sollten nur in außerordentlich wichtigen Ausnahmsfällen erfolgen. Seither aber ist die staatliche Gewalt über die Presse, von einigen geringfügigen Ehrenbeleidigungsprozessen abgesehen, aus der Hand der Justiz in die der Administration gelangt. Nach dem Geist unseres Preßgesetzes und der Motive, mit denen der Staatsrat dies Gesetz versah, hätte Rußland das Recht der freien öffentlichen Diskussion und das der Kritik gewonnen. Thatsächlich besteht weder das Eine noch das Andere. Ja, die administrative Unterdrückung der Presse hat die Vorteile der Aufhebung unserer Präventivcensur vollständig bedeutungslos gemacht. Als 1894 die Cholera in Petersburg auftauchte und die Zeitungen auf die ungenügenden sanitären Vorkehrungen hinwiesen, dehnte der Minister des Innern die Präventivcensur auf sämtliche von der Censur befreiten Zeitschriften aus, welche die Maßnahmen gegen die Cholera besprachen. Die Censurierung erfolgte jedoch nicht bei der Staatsbehörde, sondern bei der Stadthauptmannschaft, deren unzulängliche Thätigkeit die Kritik am meisten herausforderte.

„Solche Umstände und eine auch nur oberflächliche Prüfung der Preßverhältnisse zeigen, wie unerläßlich eine Reform derselben sei.

„Sie hätte zunächst nachstehende Wünsche zu erfüllen:

1. Das Recht der Herausgabe von Büchern und Zeitschriften ist nicht von einer vorhergehenden Genehmigung abhängig. Die Einschränkungen derselben müssen im Gesetze vorgesehen sein.

2. Die Sistierung von Büchern und Zeitschriften bleibt dem Gerichte anheimgestellt und darf nur als Strafe für Rechtsverletzungen erfolgen.

3. Das System der Verwarnungen soll aufgehoben werden.

4. Die Verhinderung von unzukömmlichen Publikationen (z. B. Mobilisierungsplänen und Mitteilungen über Verteidigung des Landes und wichtige diplomatische Aktionen) bestimmt das Gesetz.

5. Der Einzelverkauf und die Veröffentlichung von Annoncen kann nicht verboten werden.

6. Preßstrafen soll nur das Gericht aussprechen. Für den Fall eines sofortigen Aufhörens des Einflusses der Administration auf die Presse genügen bis zur Erlassung eines neuen Gesetzes die bezüglichen Bestimmungen des gegenwärtigen Strafgesetzes, welches Vergehen der Presse mit hohen Kerkerstrafen, Verlust aller bürgerlichen Rechte, eventuell Zwangsarbeit ahndet.

7. Das Preßgesetz ist nicht nur auf die hauptstädtische, sondern auf die ganze Provinzpresse auszudehnen." — —

* * *

„Wie denken Sie sich die Erledigung Ihrer Gesuche?" hatte man die Vertreter des Preßkomitees bei der Überreichung dieser Denkschrift gefragt.

„Durch eine Prüfung der Minister," antworteten sie.

In diesem Sinne entschied der Kaiser. Das Promemoria wanderte in den Ministerrat. Hier erhob sich manche Stimme zu Gunsten der Presse, der Beschluß war ein abweisender. „Es sei kein Anlaß, dem bisherigen Gebrauche zu entsagen," lautete er. Hievon wurde das Komitee verständigt in einer, wie es scheint, absichtlich schroffen Form — durch die Polizei; aber der Rückschrittsgedanke war doch nicht völlig siegreich gewesen, der Kaiser hatte den Beschluß seiner Räte zur Kenntnis genommen, ihnen aber befohlen, ihm in Hinkunft von allen Maßnahmen, die der Presse gelten, Mitteilung zu machen. Diesem Umstande dankte sie die auffallend bevorzugte Stellung bei den Krönungsfesten. Alle Verfügungen in dieser Richtung sind nach

einem Vortrage bei dem Zar erfolgt. Er hatte den Wunsch geäußert, daß man sämtliche dem Hausministerium zugänglichen Beurteilungen und Schilderungen dieser Feste sammle.

„Es wird auch feindselige geben," glaubte man bemerken zu sollen.

„Ich wünsche auch diese. Wie können sie schaden, da nur ich sie lesen werde," entschied der Kaiser.

Er hatte verfügt, daß zum „Courtage" alle in Moskau anwesenden Journalisten geladen würden. Eine Stunde vor Beginn des Balles hatten sich diese bei einem Hofbeamten zu versammeln. Er führte sie in den Georgensaal, dem ersten der Prunkräume im Palais des Kreml.

„Hier werden die Herren ein Plätzchen finden," meinte er; „es ist der Raum, der früher den Ständen als Aufenthalt während der Hoffeste zu dienen pflegte."

Eine halbe Stunde später erschien derselbe Beamte. „Se. Majestät hat verfügt, daß die Herren all seinen Gästen gleich geachtet seien; nehmen Sie Ihre Plätze, in welchem der Säle des Schlosses Sie wollen," verkündete er.

Der Kaiser zeigt auch für persönliche Fragen, welche die Presse berühren, die lebhafteste Teilnahme. Die Moskowskija Wjedomosti sind in ihrem Einflusse seit dem Tode Katkows zurückgegangen. Sie werden vom Beginne des nächsten Jahres einen neuen Leiter erhalten, den gelehrten Staatsrat Wladimir Gringmut, der als Freund Katkows bisher die Direktion des Nikolas-Liceums in Moskau führte. Er ist ein streng Konservativer, aber voll Begeisterung für die Vermehrung der Mittel des Volksunterrichtes und die Erweiterung der klassischen Bildung. Der Kaiser empfing vor seiner Reise in das Ausland den zukünftigen Redakteur in längerer Audienz und ließ sich von ihm seine Ansichten ausführlich entwickeln.

Ein solcher Geist mußte auf die Preßverhältnisse von Einfluß werden; die drückendsten Bestimmungen der alten Verordnungen scheinen stillschweigend außer Kraft gesetzt, der frühere Preßleiter aus der Zeit Alexanders III. hat einem neuen Manne

Platz gemacht, der Geist der Diskussion wird zeitweilig wenigstens aus freieren Gesichtspunkten beurteilt.

„Eine bessere Zeit hat für uns begonnen!“ rief mir in Petersburg General Komarow zu, der ein Vollblutjournalist ist, trotz seiner nach rechts strebenden Gesinnung. „Wir brauchen uns jetzt nicht mehr wie früher nach Ihrer österreichischen Konfiskations-Praxis zu sehnen, die ja auch eine Art Censur ist!“

„Unsere Presse,“ sagte mir in ähnlichem Sinn ein liberaler Journalist, der jüngste Zeitungseigentümer von Petersburg, „ist nun viel besser gestellt — seit einigen Wochen kann jedermann öffentlich seine Meinung sagen; die Voraussetzung für diese Freiheit ist nur die Lauterkeit seiner Absichten.“

Selbst an hervorragender bureaukratischer Stelle lenkte man meine Aufmerksamkeit „auf die rückhaltslose Sprache der öffentlichen Meinung“.

Die Vertreter der Presse anerkennen diesen Umschwung, aber sie wünschen trotzdem, daß die Regierung einen energischen Schritt weiter mache.

„Was würden Sie thun,“ fragte ich einen der liberalen Wortführer, „wenn Sie selbst zur Macht gelangen würden?“

„Die Presse besser stellen und die Semstwo-Idee Alexanders II. wieder aufnehmen,“ war die Antwort.

Die Erfüllung des letzteren Wunsches scheint augenblicklich aussichtslos, in der Frage der Presse aber kann die Regierung die Forderungen derselben mit nachgiebiger Gesinnung einer neuen Beratung unterziehen. Sie sollte es im Interesse des Volkes wie in dem eigenen! Der öffentliche Geist bedarf einer Vertretung, er kann sie nur in der Presse finden, wenn Rußland, wie man sagt, „noch nicht reif ist für eine repräsentative Verfassung“. Die Regierung aber — falls sie wirklich, wie alle Welt im Lande in unbestimmtem Bangen und Erwarten hofft, neue Bahnen wandeln will — bedarf einer freien Äußerung der öffentlichen Meinung als Kontrolle für ihren tausendköpfigen, an die absoluteste Willensäußerung gewöhnten Beamtenkörper.

Einer der russischen Satiriker, deren Macht im Unglück ihres Vaterlandes so gewaltig anwuchs, meinte mit blutigem Spotte: „Oft genug hat sich ein Sturmwind in Rußland erhoben, der alles erfaßte — auch die bureaukratische Masse, um sie in eine neue, scheinbar bessere Richtung zu drängen. Bald begann das alte Spiel. Alles war Rauch und Dunst gewesen, hinter dem die früheren Mächte lebendig blieben!“ —

Wird die Gegenwart dasselbe traurige Schauspiel bieten? Tradition und Streben nach Reform sind an der entscheidenden Stelle offenbar im Kampfe. Die Zukunft des Öffentlichkeitsrechtes wird zeigen, wer von beiden siegreich blieb. Die Presse fordert keine großen Garantien für ihr Emporblühen. Sie ist zufrieden, wenn die neuen legalen Bestimmungen mit Vorsicht gefaßt, mit Strenge gehandhabt werden; sie will nur, daß die ihr übergeordnete Willkür aufhöre. Was sie verlangt, ist ein Naturrecht — ist der Schutz des Gesetzes und der Gerechtigkeit!

Siebentes Kapitel.

Ein Tag bei Leon Tolstoi.

Die russische Litteratur des Tages ist mit der, welche bleibende Dauer anstrebt, eng verbunden. Jede Zeitung hat ihren Hausbelletristen und die großen Blätter haben mit schweren materiellen Opfern Ausgaben volkstümlicher Dichter wie Turgenjew und Dostojewski veranstaltet. Beider Popularität ist hiedurch mächtig angewachsen, sie erreicht trotzdem nicht den Nimbus eines lebenden Schriftstellers, der dem Russen die nationale Eigenart am vollsten zu besitzen scheint. Dies ist Leon Tolstoi, der nicht nur seinen Landsleuten als ihr erster Dichter gilt, sondern dessen Wirken auch in der Litteratur der Fremde starke Spuren hinterließ. Seine Gedankenwelt lebt in den Werken der jungen Deutschen, Franzosen und Italiener weiter. „Manchmal," sagt er, „glaube ich selbst, daß man mich anderwärts wiederholt, und ich meine während der Lektüre fremder Poeten meinen Auffassungen zu begegnen. Aber," fügt er bescheiden hinzu, „ich halte dies nicht für Nachahmungen. In bestimmten Zeiten reifen bestimmte Ideen. Ganz unabhängig von ihren Urhebern tauchen sie hier und dort in überraschender Ähnlichkeit auf, genau so wie der Frühling in Moskau, Petersburg, Paris, Berlin und Wien zu gleicher Zeit unter gleichen Erscheinungen lebendig wird. Überall dasselbe Grün, dieselbe Blüte, ja derselbe Vogelsang!"

Tolstoi, der früher nur in der Einsamkeit des Landlebens Behagen fand, ist wintersüber seit Jahren in Moskau. Er besitzt,

entfernt von dem Gewühle der endlosen Stadt, ein Haus mit bescheidener schmaler Front, hinter dem sich zahlreiche Wohnräume verbergen. Mit dem Frühling flüchtet der Dichter aus der dunklen Stadt auf sein Gut Jasnaja-Poljana. Dieses liegt nicht weit von dem kleinen Örtchen Tula, auch einer Art Berühmtheit durch die Kunst, phantastische Einfälle in Metall zu ätzen. Seit das silberne Ornament vieux jeu geworden, hat man in Tula die Fertigkeit gelernt, die Solinger Stahlarbeit getreulich nachzubilden und neue Formen für den Samowar, dieses Brutnest russischer Gemütlichkeit, zu ersinnen.

Man gelangt nicht ohne Mühe zu dem Dichter. Die Eisenbahn hat nicht genügend Mittel, dem gewöhnlichen Verkehr zu entsprechen. Starker Menschenandrang, große Verspätungen sind die Folge; die Lokomotive wird zur Schnecke. Man trennt sich in Jassenka von ihr, in einer armseligen Station, die nur durch ihre Nachbarschaft von Jasnaja-Poljana bekannt ist; hier liegt das Erbgut der Tolstoi. Der Graf besitzt es nicht mehr. Er hat bei Lebzeiten — ein moderner Lear — all seine Güter unter seine acht Kinder verteilt. Jasnaja fiel dem Jüngsten, einem kleinen Blondkopf, zu, in dem die Fähigkeiten seines Vaters fortzuleben schienen. Der Letztgeborene genießt in Rußland die Vorrechte, die bei uns der Älteste durch die Geburt erhält, vielleicht ein gerechterer Gebrauch, da er den Minder-Entwickelten und Schwächeren bevorzugt. Vor einem Jahre erkrankte der kleine Tolstoi am Scharlach. Inmitten seiner Fieberphantasien faßte ihn die Hand des Todes. „Ich sehe! Ich sehe!" rief er, und schon war sein Auge für immer geschlossen. So ist Jasnaja-Poljana ein Gemeingut der ganzen Familie geworden, die es von dem achtjährigen Knaben geerbt hat.

Zu Wagen braucht man etwa zwei Stunden von der Bahn zu dem Gute. Ein garstig beschwerlicher Weg! Die Landschaft in dichte Nebelschleier gehüllt, der Regen ohne Ende, die Straßen ohne Grund. Und von diesen Wegen glaubte ein militärisches Genie wie Napoleon, daß sie zum Siege führen könnten! Zu allen Jahreszeiten bergen sie den Tod für den fremden Eindringling.

Im Winter vernichtet ihn der Schnee, im Sommer der Staub, im Frühling und Herbst der Kot.

Jassenka ist ein kleiner Ort; hinter ihm die Öde der Steppe, weites Weidengebiet, auf dem mageres Vieh graſt, Schafe träumen, artig kleine Lämmer von wenig Lebenswochen mit dem Übermut und Ungeschick der Jugend umherhüpfen. Erst nach einigen Meilen tauchen Menschen auf. Die Straße belebt sich, Leute kommen und gehen. Nie allein. Der Trieb, sich anzuschließen, zu verbinden, ist sehr lebendig im Russen. Paarweise versehen Post- und Telegraphenboten ihren Dienst, paarweise tauchen Polizisten und Gendarmen zum Schutze der Straße auf, paarweise kommen Knaben und Mädchen, Männer und Frauen daher; nur selten verrät ein Blick, eine Geberde, ein Wort von ihnen, daß die Liebe auch in dieser gleichgültigen Natur nicht erstarrte. Unter den Bauernmädchen mit blauen Augen und zerzaustem Haar, die, wie Pilgerinnen auf ihren Stock gestützt, einherschreiten, ist manche Schönheit. Ihren rosigen Teint können alle Wässer, Essenzen und Schminken Frankreichs der vornehmen Russin nicht auf die fahle Wange zaubern. — Wenn sie sich pflegen könnte!

Die Häuser in den Dörfern sind arg verfallen. Griesgrämig ruhen die Strohdächer wie verschobene Pelzmützen auf den Bretterwänden der kleinen Gebäude, griesgrämig blicken Menschen und Tiere; Pferde mit zusammengebundenen Vorderfüßen machen traurige Galoppversuche, selbst die Hunde sehen griesgrämig zu dem fremden Wagen auf. Sie bellen nicht. In diese Grabesstimmung mit der plätschernden Begleitungsmusik eines endlosen Regens paßt kein anderer Laut. Und hinter diesem armseligen Dorfe beginnt der Boden die dunkle schwarze Farbe zu zeigen, das Zeichen einer Fruchtbarkeit, die beispiellose Reichtümer erschließen müßte, wenn das Bahnnetz Rußlands vollendet wäre! — Nach zwei Stunden — wieder ein Dorf, größer als die früheren, auch die Menschen darin von besserer Art. Wie sie ihre roten Oberkleider tragen, wie die Frauen ihre Tücher um die Häupter hüllen, das zeigt Geschmack und Schönheitssinn. Die Häuserreihe, die in

buntem Auf und Nieder einen Hügel emporsteigt, gehört zu dem Gute des Dichters. Hinter einem großen Teiche beginnt der Park des Herrenhauses; aus seinen Bäumen grüßt ein kleines Schloß — hier wohnt Leon Tolstoi.

Im Parterre des Hauses sind die Wohn- und Arbeitszimmer des Dichters. Sie scheinen mit Büchern und Instrumenten angefüllt. Tolstoi hat den Sport, die Gegenstände, die er braucht, persönlich anzufertigen, kurz, all seinen Bedürfnissen selbst zu genügen; er liebt es nicht, fremde Augen in seine Werkstätte blicken zu lassen. Er empfängt in dem großen Speisesaale im ersten Stock, von dessen Fenstern der Blick weit in die Ebene hinausreicht: über Felder und Wiesen, Eichen und Birken, Tannen und Fichten — bis zu den Dörfchen der Nachbarschaft, die freundlich herübersehen.

Das große Gemach ist weiß getüncht, es zeigt wenig Schmuck, nur aus den Ecken blicken Büsten Tolstois, von guter Künstlerhand geformt; die Tische zieren Nachahmungen der bekannten Plastik, die den „Dichter" vor dem Pfluge darstellt. Die Möbel stammen aus der Zeit Alexanders I., in welcher dieser Herrensitz neu gebaut wurde, zum Teile auch aus älteren Epochen, die mit der buntfarbigen Lackmanier des russischen Kunstgewerbes unverwüstliche Erfolge erzielten. Alte Ahnenbilder an den Wänden des Saales erzählen ein Stück Geschichte. Es reicht weit in die Vergangenheit zurück. Im Rate der neun Richter, die Alexis, den Sohn Peters I., wegen seines geheimen Einverständnisses mit Wien und dem deutschen Kaiser verurteilten, sprach ein Tolstoi das entscheidende Wort. Seine nächsten Nachkommen, Hofgenerale und Hofminister, lebten im Rokoko von Petersburg mit seiner schlüpfrigen Liebes- und Günstlingszeit. Nun haftet ihr Auge erstaunt auf dem Treiben des Enkels, der die große Katharina wie ihren mächtigen Ahnen Peter mit aller Härte verdammt, weil er sich den Erfolg auch im politischen Leben ohne sittlichen Ernst nicht zu denken vermag. Wie höhnisch würden diese gepuderten Köpfe, falls sie noch lebten, einen so naiven Ernst beurteilen? Die Tolstois, die unter Leichensteinen

ruhen, waren luſtige Brüder; unter ihren Händen, auf ihren Lippen, in ihrer Kehle verſchwanden Wohlſtand und Reichtum des Hauſes, und deſſen Mitglieder rückten von der höheren auf eine tiefere Stufe, ja eine der Frauen von ihnen wanderte verdroſſen und vergrämt in die Grabesnacht des Kloſters.

Das Bild der Nonne hat den Ehrenplatz im Saale. Lebt ihr religiöſes Empfinden in dem Dichter weiter? Führt der chriſtliche Sinn in ſeinen Werken und Reden, der die höchſte Verehrung für die evangeliſche Weisheit fordert, zu dem rätſelhaften Fragezeichen in dem träumeriſchen Antlitze einer Frau, deren Lebensgeheimnis die Kloſterzelle abſchloß?

Tolſtoi, der bald ſelbſt vor uns ſteht, macht ſo neugierigen Fragen ein Ende. Er iſt von achtunggebietendem Eindrucke. Eine hohe Geſtalt. Die achtundſechzig Jahre ſeines Lebens haben ihn nicht gebeugt. Die mächtige Figur, der gewaltige Kopf mit der breiten Denkerſtirne und den klug fragenden Augen, der weiße Vollbart, der bis zur Bruſt herniederwallt, erinnern an Buonarotti. Die Natur — wie jede ſchaffende Kraft vor Nachahmungen nicht zurückſchreckend — gefiel ſich öfter in Wiederholungen von deſſen prächtiger Erſcheinung. Auch Tolſtoi ähnelt dem großen Meiſter, er trägt den Kopf Michel Angelos, nur iſt dieſer ein wenig ins Slaviſche umgeprägt. Man hat den Dichter wie einen Bauer oder wie den Helden des bekannten ruſſiſchen Romans geſchildert, der ſich in einen groben Kittel ſteckt und, weltverachtenden Launen nachhängend, zum urſprünglichen Volkstum zurückkehrt. In Wahrheit liebt er, wie dies die meiſten ruſſiſchen Grundbeſitzer thun, eine Flanell- oder Tuchjacke, die ein breiter Gurt zuſammenhält; er ſieht darin ähnlich wie unſere Maler oder Bildhauer in ihrem Atelierkleide aus. Er reitet, marſchiert wie ein Jäger und beherrſcht, nachdem er die Jagd aufgegeben, das Fahrrad mit Gewandtheit. Er legt auch Hand an die ländliche Arbeit, genau wie dies Gladſtone that, der mit ſilberner Axt Holz zu ſpalten pflegte. Das hat ihn friſch und elaſtiſch erhalten. Schreitet er neben ſeinem Gaſt hocherhoben, kerzengerade einher, ſo hat man den Eindruck, einen älteren Offizier

zu ſehen, der ſich in weiſer Entſagung, von dem Treiben der Welt angeekelt, in die Einſamkeit flüchtete. Er liebt keinen Komfort; der Charakter ſeines Hauſes iſt trotzdem auch äußerlich vornehm. Wenn die Glocke zu Tiſche ruft, erſcheint das Menu des Grafen von buddhiſtiſchen Launen beſtimmt, es giebt weder Fleiſch, noch Milch, noch Eier, aber die Kunſt ſeines Koches weiß die Gerichte der Vegetarianer ſchmackhaft zu machen, und Tolſtois Hafergrütze iſt ein mehr als annehmbares Gericht. Umgebung und Gäſte des Dichters haben neben ihm ihr eigenes Mahl. Es iſt vortrefflich bereitet, man ſpeiſt auf engliſchem Porzellan, ein geſchickter Diener ſerviert. Die Frau des Hauſes hat den Vorſitz, eine Dame von Welt; ihr Salon in Moskau iſt ein Anziehungspunkt aller geiſtig Wirkenden der Stadt.

Die Gräfin iſt wie ihr Gatte, der die Ungerechtigkeit der herrſchenden Ordnung tapfer bekämpft, aus guter Familie, ihre Mutter war von Adel. Ein Zug von wehmütigem Verlangen nach der alten Zeit mit ihrem Noblesse oblige, ihrer anmutenden Wohlerzogenheit iſt noch lebendig in ihr. Das hindert nicht, daß ſie im Sinne Tolſtois Gutes thut, die Armen unterſtützt, Schulen fördert und auch der Tochter Tatiana zuſtimmte, als dieſe ein Stück des Gutes, das ihr „Papa" geſchenkt, nach dem Syſtem Henri Georges zu verwalten begann. Die Bauern erhielten Anteile, zahlten eine Pachtſteuer, die nur zu Schul- oder Spitalbauten verwendet wurde und behielten den Reinertrag für ſich. Solche Neuerungen erweckten die Aufmerkſamkeit der Regierung, die dem Dichter nicht freundlich iſt; ſelbſt der Hof blickte fragend und voll Intereſſe nach dem Herrenſitze von Jasnaja-Poljana.

Alexander III. ließ eines Tages die Gräfin zu ſich bitten. „Die Kaiſerin kam dazu, man ſprach," erzählt Gräfin Tolſtoi, „eine Stunde über Litteratur, den Grafen, ſein Wirken, auch über Volk und Dinge in Rußland. Der Zar zeigte ſich nicht immer unterrichtet, aber die Abſicht, Gutes zu fördern und nur in dieſem Sinne zu wirken, lebte in jedem ſeiner Worte. Als ich von ihm ging, hätte ich ihm ſegnend die Hände aufs Haupt legen mögen mit dem Wunſche: Gott ſchütze dich! Du biſt ein guter Menſch!"

Eine Erzählung in diesen Farben kommt sehr unerwartet im Hause des kühnen Denkers, der die Stützen der Throne nicht zu schonen pflegt und am liebsten die Republik auf ganz Europa ausgedehnt sehen möchte, aber die Natur Tolstois ist tolerant. „Ich beschäftige mich," sagte er mir im Laufe des Gespräches, „mit dem Gedanken einer Zeitungsgründung, ich dachte an ein Organ, das meine Ansichten verbreitet. Ich bin nun anderer Meinung. Ich würde gerne ein Journal, und zwar in London ins Leben rufen, das auch den Anschauungen der Gegner, den Konservativen Rechnung trägt. Ich denke, ein Ausschuß, in dem diese vertreten wären, hätte über Aufnahme und Ablehnung aller Beiträge zu entscheiden. Für beides sollte in erster Reihe die Ehrlichkeit der Gesinnung maßgebend sein."

„Ist es möglich, daß eine in sich so widerspruchsvolle Zeitung wirkt?"

„Ist es möglich, daß eine reine, hingebende Erörterung der Dinge nicht schließlich zum Ziele führt?"

Frage und Gegenfrage lenken in ein Gespräch über die Ansichten und Ziele des Grafen auf socialen, politischen und den Gebieten der Kunst, das ein fesselndes Bild seiner geistigen Persönlichkeit giebt.

„Ich bin ein Anarchist," sagt er, „aber ein Anarchist im guten Sinne, nicht in dem, welchen das Wort durch die Ausbrüche der Leidenschaft erhielt. Ich finde unsere Einrichtungen ungerecht, gewaltsam, wider die Natur, deshalb bekämpfe ich sie, doch suche ich Reformen nicht im Wege des Zwanges, sondern nur durch die Einwirkung auf die herrschenden Überzeugungen. In diesem Grundzuge meiner Anschauungen liegt ein Gegensatz zu den Regierenden, die ohne ein Maß von Gewalt nie auszukommen pflegen. Ich beschäftige mich mit Vorliebe mit der Frage des Eigentums. Ich glaube, Henri Georges macht gute Vorschläge zur Anbahnung ihrer Lösung. Man sagt mir, meine Bestrebungen könnten den Einfluß der Individualität, dessen die Welt nicht entbehren kann, zerstören. Das will ich gar nicht. Wer die Flugmaschine ersinnen möchte, braucht deshalb die Gesetze

der Schwerkraft nicht zu vernichten. Wir Russen haben einen besonderen Sinn für diese Frage und alles, was in ihr Gebiet fällt. In unserm Gebiete lebt das Gefühl für Association. Die Maurer, die Sie draußen mit der Herrichtung und Vergrößerung meines Hauses beschäftigt sehen, bilden einen Artel, einen Bund; sie bestimmen den Preis für den Arbeitnehmer, sie setzen die Entlohnung für jeden Einzelnen unter sich fest, und zwar nach Maßgabe seines Fleißes und seiner Fähigkeit, nur glaube ich, sie kümmern sich nicht genügend um den Spruch des Evangelisten, der auch den Späterkommenden, das ist den Schwachen und Minderfähigen, ein gleiches Maß zuerkennen wollte. Das wird man in Zukunft müssen, wenn dies auch alle unsere Einrichtungen erschüttern und große geistige Kämpfe verursachen sollte. Schon der Evangelist kannte die Gefahr, die in dieser Notwendigkeit liegt. Er spricht von dem harten Strauße, den die Besserung herbeiführen wird."

„Die Streitfragen des Tages aus der Gesichtswelt des Evangeliums zu betrachten, ist gewiß sehr religiös."

„Ich bin es auch. Ich bin religiös in dem Sinne, daß ich wünsche, eine große Weltanschauung, welche die reifsten und edelsten Gedanken umspannt, möge herrschend sein für alle moralischen und gesetzlichen Grundlagen unserer Kulturwelt. Ist dies einmal der Fall, dann wird alles, was moralisch ist, auch ökonomisch, social und politisch sein und sich als ganz richtig, zuträglich und vorteilhaft für die Gesamtheit erweisen. Diese Moral ist in unserem Christentume enthalten, allerdings in dem Urchristentume, in seiner unverfälschten Reinheit, die dem Wesen und nicht der Form dienen wollte. Mit dem, was später entstand, habe ich nichts zu thun. Ich bekämpfe diejenigen, welche den Glauben mißbrauchen und die Menschen in geistiger Umnachtung erhalten wollen, welche sich der Bildung widersetzen, um selbst ohne Bildung herrschen zu können. Ich war und bin ein Vorkämpfer der Schule und des Unterrichtes, in denen ich ein Mittel sehe, die Zukunft zu gewinnen. Man muß nicht Wunder von der Bildung und Kultur erwarten, sie werden das Paradies nicht herstellen, so

wenig wie die Aufhebung der Leibeigenschaft allen Wünschen genügen konnte, aber eine Besserung, einen großen Fortschritt, werden sie genau so wie diese bedeuten. Unsere socialen und politischen Ideale wechseln eben; was uns heute Gegenstand der Sehnsucht war: die Konstitution für die Einen, das allgemeine Stimmrecht für die Anderen, die staatliche Einheit für die Dritten, ist morgen überholt. Die Zeit arbeitet immer weiter und fordert unablässigen Fortschritt und immer neue Ziele."

„Diese Worte rechtfertigen in gewissem Sinne den vielgelästerten Liberalismus."

„Ich unterschätze ihn durchaus nicht. Er ist hier in Rußland in zahlreichen Vertretern lebendig. Sie stecken in den Zeitungen, in der Jugend, in der Litteratur; wenn die Liberalen den Boden hier wie anderwärts verlieren, so liegt die Ursache darin, daß der Liberalismus zu langsam vorwärts ging, ja daß er in letzter Zeit völlig stille stand. Er bedarf einer Häutung. In dem Streben, Kompromisse zu schließen, hat er überall Überzeugungsopfer gebracht. ‚Wir wissen', sagten da und dort seine Führer, ‚daß unsere Regierung schlecht ist', aber um einen Fetzen von Macht und Vorteil verständigen sie sich mit ihr; ‚wir wissen, daß die kirchlichen Parteien eine Gefahr für den Fortschritt sind', dennoch drückte man ihnen heimlich die Hand; ‚wir wissen, daß im nationalen Gedanken eine Beschränkung liegt, wir wollen ihn trotzdem fördern helfen.' Solches Vorgehen halte ich für einen Fehler, für ein Unglück der Gesamtheit, denn der Liberalismus verfügt über große Begabungen und bedeutungsvolle Kräfte, sie sind verloren für den Kampf um die edelsten Güter der Menschen. Ein mächtiger Strom, geeignet, die Welt vorwärts zu treiben, dreht sich um das kleine Mühlrad des Gewöhnlichen. Das Rad bleibt an seiner Stelle, das Wasser fließt kraftlos ab. Ich hatte eine Polemik mit dem Dichter Spielhagen. Nicht meine Auffassung in der bezüglichen Frage, meine Kampfesweise weckte seinen Unwillen. ‚Nicht laut und stürmisch,' meinte er, ‚man erörtere heikle Fragen in der Litteratur, in den Zeitungen, im Theater mit einer gewissen Vorsicht.' — Die Sprache des echten Liberalen! Ich aber bin

nicht der Meinung, daß sie gut ist. Die Begeisterung für Überzeugungen braucht die Vorsicht nicht. Wer im öffentlichen Leben ein Ziel erreichen will, muß womöglich Wünsche äußern, die über dieses hinausgehen, wenn er wirklich an die gewünschte Stelle gelangen will. Er bedarf deshalb zunächst der Entschlossenheit, Opfer zu bringen, er muß gewillt sein, in den Kampf, nicht in ein Scheingefecht zu gehen."

„Welche Partei zeigt nun Ihrer Meinung nach diese Eigenschaft?"

„Darauf wird die Antwort nicht leicht. Parteipolitik existiert überhaupt nicht für mich. Ich bin Kosmopolit und erkenne die Schlagworte, die bei uns herrschend sind, nicht an. Ich habe mich jüngst über eines derselben, über das kleine und so vielvermögende Wort „patriotisch" geäußert. Was in Europa häufig als Patriotismus gilt, erscheint mir viel mehr zu der Weltanschauung, welche von dem Christentum zerstört wurde, als zu diesem selbst zu neigen, auch die Republikaner und die vaterlandslosen Socialdemokraten sind, nach den Berichten über ihre Versammlungen zu schließen, in dieser Frage lange nicht so weit vorgeschritten wie ich."

„Und Sie erwarten dennoch eine Besserung in Ihrem Sinne?"

„Gewiß. Die öffentliche Meinung wird umschlagen. Aus ihrer Unzufriedenheit wird sich die Zukunft entwickeln. Negativ werden hiezu gerade Jene beigetragen haben, die manchen der heutigen Zustände, die erdrückende Militärlast zum Beispiel, herbeiführten. Ich halte es für sicher, daß die Zukunft sich gegen sie auflehnen muß. Eine Österreicherin, Frau Suttner, hat ein schönes Buch zu dieser Frage geschrieben: „Die Waffen nieder!" Ich wünschte, daß es immer mehr Verbreitung fände. Mit seiner Schlußabsicht bin ich allerdings nicht einverstanden. Ein Friedensgericht in Europa, das den Krieg hintanhalten soll: der Plan erinnert an den unserer Kinder, die Vögel fangen wollen, indem sie ihnen Salz auf den Schwanz streuen. Ein Friedensgericht würde nur die Gefahr für den Friedlichen erhöhen,

denn einen Napoleon oder Bismarck wird es immer geben, immer auch die ſogenannten Patrioten, die ihnen willig Heerfolge leiſten. Nein, der Krieg gegen den Krieg muß anders geführt werden. Die Geiſter müſſen gewiſſe Begriffe umwandeln — die Begriffe von Mut, Tapferkeit, Heldentum, man muß von der Armee, den Kaſernen, dem Kriege andere Auffaſſungen erhalten, als die, welche heute gelten; man muß ſie für eine Gefahr, für ein läſterliches irreligiöſes Übel, für ein Unglück anſehen, das zu fördern verwerflich iſt; ein ſolcher Gedanke erſcheint jetzt unmöglich, aber man bedenke doch, welche Umwälzungen die Ideen der römiſchen Epoche erfuhren, als das Chriſtentum ſiegreich wurde. Die erſten Anhänger des Evangeliums wurden wie Räudige verfolgt. Nach etwa zwei Jahrhunderten beſchloß der Senat von Rom, in deſſen Fenſter die Statuen der heidniſchen Götter noch herein blickten, daß das Chriſtentum Staatsreligion ſein müſſe und der Götzendienſt abzuſchaffen ſei. Ich verzweifle deshalb nicht an der Zukunft. Sie wird klüger, egoiſtiſcher und „patriotiſcher“ denken, als die Gegenwart. Die Beſſerung wird von oben und unten kommen. Heute ſchon giebt es eine Sekte, die Nazarener. Sie zählt an dreißigtauſend Angehörige, die Alle das Kriegshandwerk vom Standpunkte des Chriſtentums als unzuläſſig bezeichnen und den Eintritt in das Heer, wenn es ſein muß, mit Gewalt verweigern. Ich kann Ihnen Briefe zeigen, die beweiſen, daß dieſe Genoſſenſchaft, ſelbſt in Ihrer Heimat, in Öſterreich Anhänger hat. Davon wiſſen Sie gewiß nichts.“

„Unſere Aufmerkſamkeit iſt leider auf die lärmenden Parteien beſchränkt.“

„Oh! Sie meinen Ihre Antiſemiten! Ehrlich geſagt, dieſe Partei verſtehe ich nicht, auch die Mittel nicht, die gegen ſie in Vorſchlag gebracht werden, zum Beiſpiel den Judenſtaat — die Frauen aber begreife ich am wenigſten, die den Antiſemiten helfen — dieſelben Frauen, für deren höhere Stellung im ſocialen Leben wir kämpfen, weil wir von ihrer milderen und edleren Natur einen wohlthätigen Einfluß auf die Geſellſchaft erwarten. Jüngſt war ein polniſcher Abgeordneter aus Öſterreich bei mir. Er wollte mir

erklären, daß die Antisemiten Liberale seien, die nur die Ausschreitung des Kapitals bekämpfen wollen. ‚Aber die Gleichheit der Menschen?‘ fragte ich ihn, denn daß alle Menschen gleich sind vor dem Gesetze, halte ich für ein unumstößliches Gebot. Traurig, wenn dies Gebot im Gesetze noch nicht geregelt ist, trauriger noch, wenn dies der Fall ist und der Staat sein eigenes Gesetz unbeachtet läßt. Nach meiner Meinung hat dieser Staat seine Existenzberechtigung verloren.“

„Man citierte jüngst ein gutes Wort von Bismarck in diesem Sinne: „La recherche de la confession est interdite.“

„Auch Nikolaus II., der die Meinungs-Unerschrockenheit der Jugend hat, äußerte sich ähnlich. Man legte ihm die Conduite-Liste der Offiziere vor. Sie enthielt eine Rubrik über die Religion. ‚Was wollen Sie damit?‘ fragte er. ‚Das kümmert uns nichts, es ist ja ohne Einfluß auf die Conduite!‘ — Doch nun genug von Politik und Social-Theorie. Der Regen hat aufgehört, besichtigen Sie ein wenig mein Gebiet.“

Man durchschreitet den Park, dessen junges, kaum ersprossenes Grün einen mächtigen Teich umschließt. Hohe Alleen führen nach allen Richtungen, „unter den Linden“ wird das Gespräch wieder lebendig. Der Blick zwischen den Bäumen führt zu dem kleinen Dorfe hinüber.

„Dort,“ sagt Tolstoi, „ereignete sich die Handlung meiner ‚Macht der Finsternis‘. Ich war eines Tages in Tula bei einem Freunde, dem Staatsanwalte dieser Stadt. Er erzählte mir einen Gerichtsfall, erfüllt von Greueln des Mordes, der Unzucht und schrecklicher Sühne. Ich brachte ihn tieferschüttert zu Papier. Das muß aufs Theater, glaubte ich, wiewohl ich bis dahin nur ein Lustspiel für die Bühne gelegentlich eines Festes meiner Kinder schrieb. ‚Die Macht der Finsternis‘ sollte nach meiner ersten Absicht lediglich zur Belehrung auf einem Bauerntheater gespielt werden. Diese Volksbühne wurde nicht gestattet, das Stück verboten, erst der jetzige Kaiser gab es frei, und es wird nun überall in Rußland auf-

geführt. Ich hätte noch manches von der Bühne zu sagen, aber ich bin zu sehr beschäftigt mit philosophischen Arbeiten, die meinen Gedankennachlaß enthalten sollen."

„Vielleicht ist das minder beklagenswert, da die Bühne heute nicht erfreulich wirkt."

„In Deutschland sicherlich nicht. Wie seltsam, daß die Siege von 1870 so unglücklich auf die deutsche Litteratur gewirkt haben. Mir pflegen Sudermann und Hauptmann einige Freude zu bereiten, Beide schon deshalb, weil durch sie Ibsen in den Hintergrund gedrängt wurde. Mit ihm geht es mir wie mit manchem, was die Welt thörichterweise begeistert. Ich verstehe ihn und den Kultus nicht, den seine Anhänger treiben. Vielleicht wirkt das Dunkel seiner Worte, hinter dem er seine Absichten zu verbergen pflegt, auf sein Publikum; mir hat keines seiner Stücke Erhebung, Freude, ja auch nur Interesse eingeflößt. Ähnlich ergeht es mir mit dem neuen Wagner. Man gab jüngst „Siegfried" in Moskau, denn der Gouverneur ist ein Anhänger von Wagners Richtung. Ich habe immer nur einen halben Akt dieser beschreibenden Musik ertragen. Welche Langeweile! Ich halte die „Nibelungen" für das schwächste der großen Epen. Wagner hat sie in seiner sogenannten Dichtung noch verschlechtert und dazu eine Schilderungsmusik gemacht, die nur den Moment im Auge behält. Ich meine, jeder Mensch von Fertigkeit und Reimkunst kann zu den Tönen einer Beethovenschen Symphonie leicht ein paar Verse schmieden; deshalb ist er kein Dichter. Nur eine bestimmte poetische Idee verleiht litterarischen Werken ihre Bedeutung. Den Mangel an Konzentration, an innerem, natürlich entwickeltem Streben zu klar faßbaren Zielen finde ich bei Ibsen wie bei den letzten Sachen Wagners. Mir erscheinen sie nur uninteressant."

Tolstoi, der unabläßig Sprachstudien treibt, beherrscht die Litteratur der führenden Völker. Er liebt von den Engländern Shakespeare, schätzt von den jüngeren Franzosen Maupassant am höchsten, mit Dumas fils verband ihn eine treue Freundschaft, Zola vermag er nur selten Geschmack abzugewinnen. Es ist sehr

anregend, seinen kritischen Einfällen auch auf diesem Gebiete zu folgen, sie streifen fortwährend die socialpolitischen Fragen.

So fesselnd es ist, Tolstoi, dem das Wort leicht und absichtslos von den Lippen fällt, zu hören, so schwer wird es mitunter, einzelne seiner Äußerungen in voller Treue wiederzugeben. Er liebt starke Ausdrücke. Manchmal glaubt man einem wiedererstandenen Brutus, dann wieder einem der unerschrockenen Kirchenväter zu lauschen, denen es unter ihrer härenen Kutte ernst war mit dem Christentum und die als leidenschaftliche Revolutionäre die Welt zu erobern suchten. Wie sie, ist auch Tolstoi ein heftiger Gegner des „Pfaffentums". „Die Macht der Finsternis", sein Bühnenwort an das Volk, will zeigen, wohin dessen planmäßig herbeigeführte Verdummung führt. Zornig und drohend weist der Finger des Dichters auf jene Dunkelmänner, die seit Huttens Tagen so oft besiegt immer wieder, wie das Schreckbild der Mythe, erhobenen Hauptes auferstehen. Tolstoi ist ein Weltbürger, durchglüht von dem Geiste der Toleranz und Menschenliebe, der das Ende des vorigen Jahrhunderts verklärte. Er ist kein Himmelsstürmer. Der kühne Spott Voltaires — er kennt ihn nicht, der heidnische Prometheusfunke Goethes wurde nicht lebendig in ihm. Wie Loyola wählte er nach einer fröhlich verlebten Jugend eine ernst-zurückgezogene Lebensweise, um sich in seine Gedankenwelt einzuspinnen, aber dieser christliche Umstürzler kämpft für die Freiheit! Er ist der Mann kommender Zeiten. Mag die praktische Gegenwart seine Gedanken für Utopien halten, die Zukunft wird ihnen Rechnung tragen.

Es war Morgen, als ich dem Dichter nahen durfte, tiefe Nacht, als ich Abschied nahm von ihm. Lange erschien auf dem Rückwege seine Heimstätte noch sichtbar. Geisterhaft umspann der Mond die Linien des alten Schlosses. Auch in diesem blieb es lebendig, von hellem Scheine erfüllt blickten die Fenster in die ebene dunkle Landschaft. Das Haus Tolstois grüßte wie eine Stätte des Lichtes, wie ein Wahrzeichen, daß kühne Geister über die Macht der Finsternis siegen werden.

Achtes Kapitel.

Das russisch-französische Bündnis. — Fürst Woronzow-Daschkow. — Die Slavophilen. — Im Schlosse von Pawlowsk. — Ein Gespräch mit General Kirejew.

Das Bündnis mit Frankreich hat im russischen Volke weniger Wurzel, als das Ausland glaubt. Es ist populär in den großen Städten, in den höheren Schichten der Armee — in den übrigen Kreisen begegnet es kühleren Auffassungen. Die Russen fassen das Verhältnis zu ihrem Bundesgenossen wie eine Vernunftehe auf, eine wirklich warme Förderung findet es nur an den hervorragenderen Stellen. Dies erklärt, wenn hier nachdrücklich behauptet wird, daß die bestehende Allianz förmlich und schriftlich vereinbart ist und daß sie wiederholt zu wichtigen militärischen Vereinbarungen Anlaß gab. Sei dem wie ihm wolle, sicher ist, daß zunächst Fürst Lobanow zu den entschiedensten Anhängern des Bündnisses zählte. Er war zu klug, um einen Preis für dasselbe rasch zu zahlen, aber er trat in allen Fragen, welche die französische Empfindlichkeit berühren, für ihre Ansprüche ein. Das ward ihm nicht schwer, denn er schwärmte persönlich für Geist und Wesen der Franzosen. Wenn er nach den ermüdenden Krönungsfesten nicht rasch ein Bad in der schönen Bergwelt der Pyrenäen aufsuchte, haben dies nicht seine Wünsche, sondern Sorge und Mißtrauen veranlaßt, welche die Türkei, Kreta, die Drusen, Griechen und vornehmlich England hier hervorgerufen, von dem man überzeugt ist, es sähe nicht ungern, daß die Wirren am Balkan die Aufmerksamkeit von mancher ungelösten Frage in Asien und Afrika ablenkten — wenn Lobanow später trotz schwerer Krankheit Mühe und Plage einer großen Reise auf sich nahm, so hat ihm eine Hoffnung Erleichterung gewährt — die, Paris zu sehen und Frankreichs Luft

zu atmen. Wie der Minister waren auch seine Räte überzeugte Anhänger der Allianz. Sie hat noch höhere Gönner. Fürst Woronzow-Daschkow, der Leiter des Haus- und Hofamtes, gehört zu ihnen. Als es galt, Alexander III. von der Notwendigkeit eines Anschlusses an Frankreich zu überzeugen, half Woronzow mit, die Schwierigkeiten wegzuräumen, welche dem neuen Kurs entgegenstanden. Sein Einfluß — damals groß — ist heute kein geringerer. Nikolaus II. thut wenig oder nichts ohne ihn. Einen Augenblick schien es, als sei Woronzows Stern erblaßt; das Leichenfeld der Chodinka wurde ihm gefährlich. Zwei Parteien versuchten, die Schuld an dem Unglück einander zuzuwälzen, die des Gouverneurs von Moskau und die des Hausministers. Großfürst Sergius und Fürst Woronzow standen in heftiger Fehde widereinander. Der Minister forderte unbekümmert um die richterliche Untersuchung, die voraussichtlich erfolglos bleiben mußte, daß ein Prüfungsausschuß unter Leitung des Hofmarschalls Pahlen eingesetzt werde. Man hatte gegen die Beamten Woronzows heftige Anklagen erhoben, die Kommission sollte Klarheit bringen. Sie begann zu tagen; ihre Thätigkeit wurde rasch eingestellt. Der Großfürst hatte das Ohr des Kaisers gewonnen, der sich nach der Krönung mit seinem Schwager in die Einsamkeit eines kleinen Landgutes zurückzog. Woronzow gab seine Demission.

„Niemand wagt dem Kaiser die Wahrheit zu sagen, so will ich gehen," sagte er ganz unverholen.

Er galt als gestürzt und hatte seine Abschiedsaudienz beim Hofe bereits angemeldet.

„Er ist zu alt für einen jungen Herrn". „Sein Wesen ist der Zarin nicht genehm," hieß es.

Das Blatt wendete sich plötzlich. Die Partie des Großfürsten ging verloren, er zog sich für kurze Zeit grollend ins Ausland zurück; Woronzow war wieder in Gunst. Seine Macht stieg, als nach dem Tode Lobanows dessen Einfluß in seine Hand geriet, er wurde die Seele der Politik — er zumeist war um den Zaren in der Fremde, er allein hatte sein Ohr, er nur lenkte seine Entschließungen. In Kopenhagen war sein Eifer so thätig wie in

Balmoral und Paris. Fürst Woronzow ist kein Mann des Fortschrittes. Im Gegenteil. Die Ideen Alexanders III. erfüllen ihn. Seine Macht wurzelt in dem alten Hofe, die Zarin-Witwe Maria Feodorowna fördert ihn zumeist; er ist kein Freund der Deutschen, wie man sagt — er liebt die Franzosen, wie man weiß. Die Neigung für diese teilt der Zar vollständig. Dies konnte man schon während der vor Monaten geführten Verhandlungen beobachten, die dem Programme seiner Reise in die Fremde galten. Ein Besuch in Deutschland, dem nicht eine Begegnung mit dem französischen Staatsoberhaupte folgen oder vorangehen würde, erschien auch dem Kaiser gegen die Natur der bestehenden Verhältnisse. Seine Reise nach Frankreich wäre viel rascher beschlossen gewesen, hätte man nicht Garantien gegen revanchelustige Demonstrationen gewinnen wollen. Als diese gegeben schienen, war der Zar am eifrigsten daran, seinen Empfindungen für die Franzosen Ausdruck zu geben. Vor und in Paris. Er ließ keine Rücksicht auf das Vorurteil alter Etiquettenstandpunkte walten, er, der Autokrat, wollte unverblümt Frankreich und seinem Volke huldigen. Neben diesen sichtlichen Kundgebungen wirkten allerdings vorsichtigere bei Seite und insgeheim. Die französischen Würdenträger blieben nicht im Zweifel, daß der Kaiser nicht wünsche, Worte, die „Mißverständnisse" veranlassen könnten, zu hören. Auch Anspielungen nicht. Er war persönlich sorgsam um den Text jeder Ansprache bemüht; selbst die scheinbaren kleinen Improvisationen, die seine stumme Freude unterbrachen, hat er gewissenhaft vorher zu Papier gebracht.

Es giebt trotzdem einsichtige Politiker, die nicht ohne Sorge die Nachwirkungen des kaiserlichen Aufenthaltes in Paris erwarten.

„Wir spielen mit dem Feuer," sagen sie. „Allerdings, es ist jetzt niemand in unseren maßgebenden Kreisen, der möchte, daß die französische Allianz einen offensiven Zug gewänne, aber bei Hofe hat in Rußland zu allen Zeiten die größte Abneigung gegen kriegerische Experimente bestanden. ‚Der Krieg ist etwas schreckliches; ich entsetze mich vor ihm,' pflegte Nikolaus I. zu sagen, ‚er verdirbt alles, auch die Armee!' Trotzdem hat dieser

Zar Europa in die Schranken gerufen. In Rußland ruht die öffentliche Meinung lange im Winterschlaf; dann erwacht sie und stürmt, wie im Rausch alles mit sich reißend, vorwärts. Alexander I., Nikolaus I., Alexander II. mußten, solchen Stimmungen weichend, gegen ihre Überzeugung zu den Waffen greifen, Alexander III. brachte minder blutige Opfer. Als ganz Rußland der Meinung war, die Politik Bismarcks hätte es verraten, getäuscht und benachteiligt, gab er die Einwilligung zu den Tagen von Toulon und Kronstadt."

Solchen Befürchtungen steht die zuversichtlichste Haltung der offiziellen Kreise entschieden gegenüber.

„Der Charakter unseres Verhältnisses zu Frankreich," sagte mir ein früherer Mitarbeiter des Fürsten Lobanow, „ist ein friedlicher, er soll Europa seine Ruhe sichern, nicht es in Gefahren stürzen. Glauben Sie fest daran. Das russische Volk sowenig als seine Staatsmänner denken an eine Förderung französischer Kriegspläne. Die Franzosen wissen das sehr gut. Wenn sie an den Deutschen, Italienern oder Spaniern ihr Mütchen kühlen wollten, würden sie allein stehen".

Das ist wohl mehr als ein diplomatisches Beschwichtigungswort und scheint den Ansichten der russischen Staatsmänner zu entsprechen, die als Vertreter einer „konservativen Macht" zurückhaltend und maßvoll auf die Franzosen wirken. Dieser Einfluß bleibt durchaus kein einseitiger; auch französische Auffassungen beginnen in die russischen Strömungen zu dringen. Als Frankreich aus Haß gegen England an die Seite der amerikanischen Freiheitskämpfer trat, verursachte dies einen Umschwung in den Köpfen von Paris. In Rußland ist das Bestehende viel zu zähe, als daß ein ähnlicher Gedankenprozeß sich hier rasch vollziehen könnte, aber die Berührung mit dem freieren französischen Geiste wird doch fühlbar. In allen Schichten, auf denen der unsägliche Druck des letzten Regimes gelastet hat, beginnt man infolgedessen aufzuatmen; selbst der scheinbar so unerschütterliche Leiter der orthodoxen Kirche schlägt heute andere Accente an, als zur Zeit seines verstorbenen, in allen Fragen des Rückschrittes so gelehrigen Schülers.

Dieser neue Geist regt sich auch in der einzigen politischen Körperschaft, deren Beratungen Rußland ein Stück Parlament ersetzen — im Verein der Slavophilen. Die Vertreter dieser Richtung glaubten vor etwa einem halben Jahrhundert völlig neue Bahnen einzuschlagen. Thaten sie das wirklich? Sie forderten eine Unterbrechung des westlichen Einflusses in Rußland. Ist ähnliches nicht früher schon erstrebt worden? War die Tendenz der altgläubigen Reaktion gegen den kühnen Neuerer Iwan eine andere? Wollten jene bärtigen Altrussen im Nationalrocke nicht dasselbe, als sie Peter dem Großen entgegentraten und sich freventlich bemühten, sein unsterbliches Kulturwerk zu vernichten?

Nichts anderes als sie wünschten die Slavophilen mit ihrem Sehnen nach der Wiederherstellung überlebter oder ungenügend entwickelter Begriffe des Eigentums- und Autoritätsrechtes, mit ihrer Forderung nach Rückkehr zur Macht der Nationalkirche und zu der vollen Herrschaft des autokratischen Zars. Nein! Diese romantischen und christlichen Schwärmer waren keine Pfadfinder von erfinderischer Phantasie; was sie dachten, was sie predigten, was sie zu verkörpern suchten, war nur der alte Gegensatz zwischen Bildung und Bildungsfeindlichkeit, Vor- und Rückschritt, Europa und Asien, Petersburg und Moskau — ein Gegensatz, der häufig genug die heftigsten Erschütterungen in Rußland herbeiführte. Es war erklärlich, daß ihr Programm von der Kirche gesegnet wurde — es verlangte ja ihre Herrschaft; es erschien ganz natürlich, wenn der Troß ihrer Anhänger kräftig anwuchs — das gesamte Reich der Unwissenden war für sie, die den steigenden Einfluß des Geistes als eine Gefahr erklärten; es war kein Zufall, daß absolute Machthaber, wie Nikolaus I. und Alexander III. ihre Tendenzen als volkstümliche Schutzmarke benützten — sie blickten ja verzückt zu der härtesten Strenge des Absolutismus empor.

Die Slavophilen tauchten unter Leitung des älteren Aksakow gegen das Ende der Vierziger-Jahre auf. Man hielt sie anfangs für Gegner des Regimes. Eines Märztages im Jahre 1849 wurde der Begründer der neuen Schule festgenommen und ihm eine Darstellung seiner Tendenzen abverlangt. Diese Forderung

wurde auf Befehl des Zaren Nikolaus I. gestellt, der sich bald darauf in das Studium der Bekenntnisse des neuen slavischen Apostels vertiefte. Kurze Randbemerkungen von seiner Hand gaben dem Aktenstücke eine Bedeutung, die es bis zum heutigen Tage bewahrt hat. Lernen wir es im Auszuge mit den Glossen des Zars kennen*).

„Nach meiner Meinung", schreibt Aksakow, „ist die frühere Grundlage der socialen Ordnung im Westen ebenso falsch wie die heutige. (Richtig. Nikolaus.) Atheismus, Anarchie, Materialismus und die Macht der Proletarier waren nur die natürliche Folge hievon. (Sehr wahr. Nikolaus.) Der Katholicismus und jener garstige Egoismus seiner herrschsüchtigen Frommen, dem das echte Christentum widerstrebt (Gott sei gelobt dafür. Nikolaus.), haben nicht wenig beigetragen, solche Resultate zu zeitigen. Ein Glück für Rußland, daß es die Bildung und die Kultur des Westens verabscheut und sich die Rechtgläubigkeit gerettet hat. Die Kirche ist uns rein geblieben, der Staat hat seine Grundlage in dem unbeschränkten Willen des Zars; gewiß, seine Regierung hat ihre Mängel wie jede menschliche Einrichtung (Leider. Nikolaus.), aber sie ist doch lobenswerter als unser Adel, der vom Volke losgelöst erscheint, seit die Ideen Peters I. und die Gedanken des Westens herrschend wurden; seither sind die Mitglieder unserer Aristokratie wahre Volksfeinde. (Es giebt wohl Ausnahmen. Nikolaus.) Ihre ‚Vorurteilslosigkeit', wie man sagt ihr ‚Glaubensmangel', wie man sagen sollte, verhöhnt den einfachen Volkssinn, verspottet seine religiösen Überzeugungen (Da hätte die Polizei einzuschreiten. Nikolaus.), deshalb kann die Wiedergeburt Rußlands nur durch das Volk ermöglicht werden. Dies die Überzeugung der Slavophilen. Sie beabsichtigen, die Beziehungen zu den westlichen Slaven zu pflegen; dieselben sollen aber über die bloße ‚Teilnahme' an deren Geschick nicht hinausgehen. Mehr wollen wir nicht, denn wir wollen echte Russen bleiben. (Diese Teilnahme soll nicht etwa zu einer Erhebung gegen die Regierung benachbarter und befreundeter Staaten führen

*) Rußland unter Alexander III. von H. von Samson Himmelstjerna (Victor Frank). Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot 1891.

und auch nicht den Wunsch nach Vereinigung aller Slaven maskieren, die man von keinem Gewaltakte erwarten darf. Nikolaus.) Dem echten Russen ist jede Gewaltmaßregel verhaßt. (Ja, was ist denn eigentlich der echte Russe? Nikolaus.) Die Regierung unterstützt unsere Tendenz nach außen. In dieser Richtung erscheint die Lage Österreichs von besonderer Wichtigkeit; die Kraft der Deutschen ist daselbst im Niedergange, Österreich geht der Umwandlung in einen slavischen Staat entgegen. Das ist nicht erwünscht für Rußland. Österreich könnte in einer solchen Neugestaltung die Südslaven an sich ziehen und Rußland in seiner Mission, die orthodoxe Kirche zu verbreiten, hindern. Es ist also besser, wenn Österreich auf der Basis seines historischen Zustandes verharrt. Aus dieser Überzeugung geht hervor, daß das, was man Panslavismus nennt, von den Slavophilen nicht anerkannt wird. Wir halten ihn sogar für unmöglich. Seinen Absichten widerstreitet der Katholicismus, der in Böhmen und Polen herrscht, und die innere Kraft der westlichen Kultur-Ideen bei den dortigen, slavischen Völkern. Ihr Los läßt uns also eigentlich kalt und gleichgültig. (Das ist recht. Das andere wäre Wahnwitz. Gott allein kann bestimmen, was die Zukunft bringt. Was er auch beschließt, die Vereinigung aller Slaven unter einer Herrschaft kann nur zum Verderben Rußlands sein. Nikolaus.)" — —

Geraume Zeit haben die Anhänger Aksakows an diesem Dogma festgehalten, später wurden ihre Ziele allerdings erweitert.

„Der Slavische Verein," erklärte mir ein Kenner der Verhältnisse, „hat seine Principien der Zeit angepaßt. War die Regierung kräftig, so fand er es klug, vorsichtig zu erscheinen, war sie schwach, so schien er im Besitze der höchsten Macht zu sein. In Rußland gewinnen Schlagwörter schnell Macht über die Geister, sie verlieren sie ebenso rasch. So bewegen wir uns hier fortwährend in Kontrasten. Es klingt nicht glaublich, aber es ist eine Thatsache, daß die fanatischeste Ausprägung des slavischen Gedankens bei den Slavophilen ein Deutscher bewirkt hat, der verstorbene Professor der Litteratur an der Petersburger Hoch-

schule, Müller. ‚Wir sind zu wenig slavisch!‘, zeterte er, und dieser Deutsche von Geburt erstritt hier die kräftigere Unterstützung der ‚slavischen Brüder‘. Später dirigierte der Deutschenhaß noch viel stärker in dem slavischen Vereine; man ist auch heute nicht deutschfreundlich geworden, aber man fühlt sehr wohl und mit richtigem Instinkt, daß die alten Phrasen abgedroschen sind, man beginnt, sich für neue Ideen zu begeistern.“

General Ignatiew ist der Leiter des slavischen Vereins. Er ist, wie so viele der hiesigen Würdenträger, augenblicklich auf Urlaub. Der Vereinsvorstand vollzieht die Geschäfte seines Vorsitzenden. Das einflußreichste Mitglied dieses dirigierenden Ausschusses ist General Kirejew. Er kennt den Entwicklungsgang der Slavophilen wie kein anderer. Im Hause seines Vaters fanden ihre ersten Versammlungen statt, an denen Chomjäkow, Kirejewski, Aksakow und Koschelew als die Hervorragendsten teilnahmen. Damals war die Begeisterung für westliche Kultur in Rußland noch Mode, selbst Katkow galt als enthusiastischer Anglomane. Niemand glaubte, daß den „Donquixoterien“ dieser jungen Leute die Zukunft gehöre.

General Kirejew bekleidet seit Jahren ein Hofamt, er ist der Bruder jenes höheren Offiziers, der zu Beginn des serbisch-türkischen Krieges als „Freiwilliger“ fiel. Dies Ereignis sachte in Rußland eine so mächtige Erregung an, daß Alexander II. gegen seinen Willen genötigt wurde, der Türkei den Krieg zu erklären. General Kirejew war um jene Zeit Adjutant des Großfürsten Konstantin. Sein Einfluß war groß. Die ehrerbietige Festigkeit, mit der er in entscheidenden Momenten zu sagen wußte: „Man müsse so und nicht anders handeln“, fand immer Beachtung. Er gewann auch als Schriftsteller einen Namen, seine gewandte Feder behandelte die verschiedensten Stoffe; unter den Kämpfern gegen die Proklamierung des Dogmas der päpstlichen Unfehlbarkeit trat er als ein heftiger und ungewöhnlich belesener Streiter hervor, philosophische Fragen behandelte er mit Leichtigkeit und Geist. Als der Großfürst Konstantin starb, wollte man Kirejew in der Nähe von dessen Familie belassen. Er wurde als

Hofmarschall der Großfürstin-Witwe an die Spitze ihres Hofstaates gestellt. Augenblicklich weilt dieser in dem geräumigen Schlosse von Pawlowsk, das, mehrere Meilen von Petersburg entfernt, auf ältestem Waldboden aufsteigt. Das grau getünchte Haus, von Säulengängen und Marmorstatuen der römischen Kaiser umgeben, ist von Paul I. erbaut. Vor dem Eingange zum Schlosse erhebt sich ein Monument, das an Friedrich II. erinnert: sein Dreispitz, seine Haltung, ja auch sein Krückstock — nur ist der des Zars viel derber, mehr Waffe als Stütze, eine Erinnerung an die herrische Strenge, die seinen Tod durch Mörderhand herbeiführte. Um dies Monument gruppiert sich das Bild eines fürstlichen Sommerhaushaltes, das bei aller Einfachheit höfische Formen zeigt: lautlose Stille, die Fenster dicht verhängt, die Schloßwache voll gelangweilter Grandezza, in allen Ecken Diener, die gähnend vom Nichtsthun ausruhen, auf den Höfen große und kleine Wagen, Reitpferde und Ponies, die, im Sande scharrend, die Enkel der Großfürstin erwarten. Im Innern dieses Schlosses sind zahlreiche Kunstschätze, die Geschenke der Könige aller Länder, aufgespeichert. Nicht in ihrem unschätzbaren Werte liegt der Reiz von Pawlowsk. Er steckt in dem großen Parke, dessen Bäume wie eine dichte Mauer das Schloß umfangen. Trianon mit seinen Bauernhäuschen, seinen Freundschaftstempeln, seinen Meiereien, seinem Hameau und den kleinen Teichen, die wie kluge Augen aus der grünen Landschaft blicken, war das Muster dieser Anlage, aber die Nachahmung gedieh im Stile jener kolossalen Massenhaftigkeit, der in Rußland so sehr gefällt. Auf einer endlosen Fläche kreuzen sich breite Straßen, steigen bewaldete Höhen, mühsam herbeigeschleppte Felswände, künstliche Ruinen, phantastische Bauten und kühngeschwungene Brücken auf, dazwischen: leuchtende Blumenparterres, Wasserfälle, artige Bäche und lauschige grüne Plätze, deren Einsamkeit die seltensten Singvögel anlockt. Der allegorische Sinn des vorigen Jahrhunderts schmückte diese Landschaft mit den Nachahmungen aller erdenklichen mythologischen Bildhauereinfälle; auch an die jüngste Vergangenheit wird man hie und da ge-

mahnt; auf einem Hochplateau, vor einem „Freundschaftstempel“ leuchtet das Marmorbild des alten deutschen Kaisers Wilhelm.

„Er war dem Großfürsten nahe verwandt,“ meinte im Tone der Entschuldigung mein Begleiter.

In einem der Säle dieses Schlosses empfängt mich General Kirejew. Er ist ein Mann, der die besten Jahre schon überschritten hat. Sein Haar und Schnurrbart mehr weiß als grau, der Blick ernst-milde, die Physiognomie voll Intelligenz wie die eines höheren deutschen Offiziers, die Haltung streng militärisch; er trägt den schmucken weißen Sommerrock der Armee, der nur eine Nachahmung des Leinenkleides ist, in welchem vor Jahrhunderten die russischen Krieger die Wolga herabfuhren.

„Sie sind Österreicher,“ sagt er mir, „und schon deshalb angenehm. Ich bin ein Stück Hofgeneral und hatte dadurch wiederholt Berührungen mit Ihrem Vaterlande, das letztemal zu Beginn der Siebziger Jahre; Kaiser Franz Joseph feierte damals sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als russischer Georgs-Ritter. Den Orden hatte er während des ungarischen Insurrektionskrieges, wenn ich nicht irre, bei der Erstürmung von Raab erhalten. — ‚Du mußt nach Wien,‘ meinte nun damals, es war im Frühjahr 1873, der Zar Alexander II. zu meinem verstorbenen Herrn, dem Großfürsten Konstantin. ‚Wir können das Georgsjubiläum des Kaisers Franz Joseph nicht ohne Glückwunsch vorübergehen lassen.‘ — ‚Wirklich?‘ erwiderte dieser. ‚In Österreich hat sich ja so viel geändert; heute sind die Ungarn obenauf, Andrassy, der 1848 Verfolgte, hat die Macht in Händen.‘ — ‚Alles eins,‘ antwortete der Kaiser, ‚du mußt doch hin.‘ — Ich galt als ein besonders guter Fechter. — ‚Du wirst deine Kunst bewähren müssen,‘ scherzte man bei Hofe, ‚denn auch die Ungarn führen eine gute Klinge.‘ — Wir reisten ab. In Wien fanden wir die Dinge anders, als wir erwarteten, insbesondere meine Fechtproduktion schien ganz unnütz. Eines Morgens erteilte Großfürst Konstantin in seiner Schönbrunner Wohnung Audienzen. Ein General in der roten Honved-Uniform trat in das Zimmer vor dem Empfangssalon,

wo ich allein postiert war. Es war der Graf Andrassy. Er kam auf mich zu. — ‚Wir waren einmal Feinde,‘ sagte er mir, ‚vor fünfundzwanzig Jahren. Die Ungarn haben sich damals gut geschlagen, sie hatten alle Hoffnung, zu siegen, da warf der Zar Nikolaus sein mächtiges Schwert in die Wagschale. Wir waren nicht stark genug, diesem Gegner zu widerstehen. Mit dieser militärischen Erinnerung, deren sich kein Teil zu schämen hat, ist wohl der Gedanke an jene Zeit abgethan, nicht wahr?‘ — Er reichte mir die Hand, und ich habe sie herzhaft und kräftig geschüttelt.“

Nach diesem Rückblicke in die österreichische Halbvergangenheit scheint General Kirejew das Bereich der Politik vorsichtig meiden zu wollen, sein fesselndes Wort belebt mit unverkennbarer Vorliebe den historischen Geist des Schlosses und Erinnerungen an dessen Bauherrn, jenen sonderbaren tyrannenhaft-weibischen Zar Paul, der zuerst den Plan eines russisch-französischen Bündnisses entwarf, welcher beiden Teilen eine Machtstellung in Ost-Asien sichern sollte; es wird mir nicht leicht, den Zweck meines Besuches vorzubringen.

„Sie wollen,“ sagt der General, „eine Darstellung unseres Vereinslebens und die Charakteristik der Stimmungen, die es heute beherrschen? Nun ich bin einigermaßen berufen, diesen Wunsch zu erfüllen. Ich bin der älteste Slavophile. Also zunächst einiges über die äußeren Umstände unserer Verbindung. Wir sind alles in allem vierhundertfünfzig Mitglieder; mit den Zweigniederlassungen in Kiew und Odessa steigt diese Ziffer auf achthundert. Das scheint wenig, aber es bedeutet doch viel, denn die Stellung unserer Genossen ist zumeist einflußreich; Metropoliten, Bischöfe, Generale zählen zu ihnen, und sie werden nicht müde, Gäste von Ansehen herbeizuziehen. So wurde es möglich, daß die Slavophilen wiederholt die Zukunft Rußlands bestimmten. Der letzte Krieg war ihr Werk. Sein Verlauf hat vielfach klärend gewirkt. Wir sind heute stark bekehrt. Wir verabscheuen jeden Gedanken an Krieg und alles, was eine größere Umwälzung herbeiführen könnte. Wir wollen ruhige Erfolge und die Sicherung des Friedens. Die Grundlage

unſerer Überzeugungen iſt nach wie vor eine religiöſe. Unſere Kirche vertritt eine edle und moraliſche Weltanſchauung in voller Reinheit und ermöglicht es auch dem Gebildeten, ihr treu zu bleiben. Ihre Geſetze ſind ſeit fünf Jahrhunderten dieſelben, kein Menſch vermag eines ihrer Dogmen zu ändern, das giebt ihr eine überirdiſche Kraft. Ich bin ein treuer Diener des Zars, meine religiöſen Überzeugungen würde ich ihm nicht opfern. Auch der ſlavophile Verein hat in ähnlichem Sinne ſeine Tendenzen der Frömmigkeit; er iſt weiter in der Abſicht begründet, den ſlaviſchen Gedanken zu ſtärken. Sie fragen als Ausländer, wie das jenſeits unſerer Grenze möglich iſt. Nun wir wiſſen, daß wir kein eigentliches Recht hiezu haben, und wir laſſen durch dieſen Umſtand unſer Vorgehen beſtimmen. Was wir anſtreben, iſt, durch moraliſche Mittel die beſtehende Individualität der ſlaviſchen Volksſtämme zu ſichern. Dieſelbe kommt nach unſerer Meinung in der Sprache wie in der Religion zum Ausdrucke; alſo in Überzeugungen, deren Verletzung der minder Gebildete ſchwerer verträgt, als der Höherſtehende, der von kosmopolitiſchen und allgemein philoſophiſchen Gedanken erfüllt iſt. Wir möchten ſelbſt unſerer moraliſchen Unterſtützung Grenzen ſetzen. Wir wiſſen nur zu genau, daß man uns Ruſſen, ſobald wir gewiſſe Vorſtellungen erheben, einwenden kann: ‚Und eure Polen?‘ Nun das, was wir dieſen freudig gewähren wollten: die nationale Freiheit in ihrem ethnographiſchen Gebiete, das möchten wir für alle ſlaviſchen Nationen höherer Entwicklung gewinnen, aber natürlich, Attentate auf die Grundlagen des Staates, dem ſie angehören, ſollen ihnen ſo wenig als unſeren Polen geſtattet ſein. Wir müſſen übrigens zugeben, daß die ſlaviſchen Völker Rußlands ſich zumeiſt günſtige Poſitionen erkämpft haben. Vollends in Öſterreich. Die meiſten von ihnen haben Urſache zur Zufriedenheit. Nur die Stellung der Ruthenen giebt Anlaß zur Klage. Wäre es nicht im Intereſſe Öſterreichs, daß die begründeten Urſachen derſelben abgeſtellt würden? Iſt es gut, daß der ruſſiſche Ruthene von dem öſterreichiſchen Ruthenen, den er für ſeinen nationalen Bruder hält, von dem ihn nur eine ſchwache Grenzlinie trennt, fortwährend Äußerungen

des Mißbehagens hört? Ich frage das nicht als russischer Politiker, sondern als Slave, der jedem Volksstamme die Möglichkeit der Kulturentwicklung und das natürliche Recht der Beschwerde gewahrt sehen möchte, — als Freund Österreichs, der mit aufrichtigem Bedauern die zunehmenden Wirren bei diesem Nachbar sieht. Man hält uns für beschränkt in unserem nationalen Gedankenkreise. Das sind wir nicht. Im Gegenteile. Wir fühlen, daß der nationale Gedanke in Europa an Kraft verliert, aber davon ganz abgesehen, wir haben nicht die Tendenzen Italiens oder Deutschlands. Bei uns bestehen ganz andere Voraussetzungen als dort. Wir wollen keine Annexionen, keine Eroberungen, auch auf dem Balkan nicht. Wir sind von der Lage, wie sie sich dort entwickelte — ich spreche natürlich nicht von den Punkten momentaner Verwirrung — befriedigt. Wir wollen dort nichts mehr, als daß die Entwicklung der neuen Staatengebiete völlig unbehindert bleibt, und daß kein Einfluß prävaliert. Aber auch sonst sind wir inoffensiv. Wir stehen zu keinem Volksstamme in einem principiellen Gegensatze. Auch zu dem deutschen nicht. Wir älteren Leute von Bildung sind Kantianer. Wir sprechen und hören gerne Deutsch. Wir verehren Goethe als einen geistigen Heroen und wir sagen uns, ein Volk, das ihn, Beethoven und Mozart hervorgebracht, soll nicht unser Feind sein. Ich leugne trotzdem nicht, die Zeit hat manches gebracht, was uns die Deutschen sehr entfremdet hat, in demselben Maße, als sie sich selbst von ihren schönen Idealstandpunkten entfernt haben. Politische Umstände, die Nachwirkungen der deutschen Siege kamen hiezu. Wir fühlen von diesen am drückendsten die Last des Militarismus und der Kasernenherrschaft, die auf Europa seit 1866 drückt. Ein russischer General kann das sagen, denn wir Russen sind kein eroberndes Volk. Trotzdem wir uns nach rechts und links, nach Nord und Süd ausgedehnt haben, ist das Friedensbedürfnis doch in unserem Blute gelegen. Der nationalste Zug in dem verstorbenen Kaiser war sein Streben, die Ruhe in Europa zu erhalten. Wir wollen auch nicht die Kultur über unsere Grenze tragen. Ganze Gebiete bei uns sind unbepflanzt, in vielen Be-

zirken hauſen Wölfe. Wenn wir kultivieren wollen, ſo haben wir zu Hauſe genug zu thun, ſelbſt auf der Strecke von Petersburg nach Zarskoje-Selo, auf der Sie zu mir hergefahren ſind."

„Und halten Sie eine Wiederkehr der früheren Beziehungen zu Deutſchland nicht für möglich?"

„In unſeren religiöſen Meinungen liegt gewiß manches, was dem proteſtantiſchen Geiſte verwandt iſt, aber ich finde, der letztere kommt in der deutſchen Politik nur mehr ſchwach zum Ausdrucke. Der Kanzler in Deutſchland iſt ein Katholik, und vor allem das katholiſche Centrum iſt dort übermächtig."

„Wollen Sie ſagen, daß Sie ein größeres Freiheitsmaß in Deutſchland für wünſchenswert halten?"

„Sie werden mich ſofort verſtehen. Wir ſind die natürlichen Gegner der Ultramontanen. Wir ſind Feinde der Jeſuiten. In Rom hat man wiederholt eine Wiedervereinigung der chriſtlichen Kirchen angeſtrebt. Sehr kluge päpſtliche Diplomaten ſuchten dieſen Erfolg, zum Beiſpiel Vannutelli. ‚Rußland,' ſagte man uns, ‚willige in die Beendigung des Schismas, und der Zar wird die Stellung Karls des Großen und ein Weltreich gewinnen!' Wir würden gewiß nicht ablehnen, wenn der Katholicismus zu ſeiner urſprünglichen Reinheit, der Papſt zu der Stellung zurückkehrte, die er einſtens hatte. Was uns zunächſt abſtößt, iſt die jeſuitiſche Richtung. Gerade ſie aber gewinnt überall immer mehr Einfluß, in Rom — gegen den Papſt, in Europa mit Hilfe der Regierungen unter den verſchiedenſten konſervativen Strömungen. Nicht zum Vorteile der Staaten, denn die Jeſuiten ſind nicht konſervativ, ſie ſind die kühnſten Umſtürzler. Wie kann ein Staatsmann dies einen Augenblick vergeſſen? In Deutſchland liebäugelt man mit den Redemptoriſten. Sind das nicht auch Jeſuiten, die wie die anderen unter allen erdenklichen Masken das politiſche Leben verwirren? Der Jeſuit aber und ſeine Proteusnatur ſind die größte Gefahr! Das klingt banal und altmodiſch, aber dieſen Beigeſchmack hat jede Wahrheit."

„Oh! Ihre Meinung wird gewiß von Vielen geteilt werden."

„Man sollte glauben, daß die Liberalen derselben Ansicht sind. Sie sehen ja, wohin der jesuitische Ultramontanismus in Österreich treibt. Wenn auch einzelne slavische Stämme daselbst ihm willig Dienste und Heerfolge leisten, so haben wir alles Interesse für sie verloren. Mit den Knechten der Jesuiten haben die Slavophilen gewiß nichts gemein. Wir bedauern das Anwachsen der ultramontanen Macht in Österreich auf das tiefste. Ich glaube, annehmen zu können, daß der Hof in Wien fromm, aber nicht ultramontan ist, und daß an gewissen staatlichen Überzeugungen desselben die Bestrebungen der Ultramontanen schließlich doch zerschellen werden. In meinem Gedächtnisse lebt eine Begegnung in voller Frische, die ich einmal mit der Mutter des Kaisers Franz Joseph, der Erzherzogin Sophie, hatte. Jedes ihrer Worte prägte sich tief in mein Gedächtnis, das Bild der noch im Alter schönen Frau mit dem fein durchgeistigten Kopfe steht bis zum heutigen Tage vor meinem Auge. Als ich die Ehre hatte, sie zu sprechen, war der Liberalismus siegreich in Österreich, man schwelgte in der Ära der Bürgerminister. Die Erzherzogin bedauerte die Niederlage der Konkordatsmänner damals eigentlich weniger als die öffentliche Meinung annahm. Sie war sehr gläubiger Natur, aber sie wollte trotzdem nicht den Staat zum Schemel der ultramontanen Macht erniedrigt sehen. Sie beklagte das Sinken des adeligen Einflusses mehr als den Sturz der kirchlichen Partei. ‚Österreich,‘ sagte sie mir, ‚war früher ein Verein von Ländern, in dessen Mittelpunkt der Hof stand. Zu ihm strebte der Adel aller Provinzen; hier wurden für denselben Beziehungen geschaffen, die für das Reich von größtem Vorteile waren. Die Esterhazy, die Schwarzenberg, die Ungarn und Böhmen wurden persönlich befreundet; das erleichterte der Regierung ihre Aufgabe, diese wirkte auf den Adel, wie der Adel auf sie. So patriarchalische Verhältnisse waren sehr gut, der Parlamentarismus hat das leider zerstört, und daraus entstanden schlechte Folgen für die Zukunft. Der Adel war der Kitt der Monarchie. Hoffentlich wird er es wieder,‘ meinte seufzend die Erzherzogin, ‚das wird ein Glück sein, denn seine Mitglieder

verſtändigen ſich doch leichter als der Bürger aus Reichenberg und der Bauer aus Tirol; ihr Einfluß, ihre Stellung kann vieles mildern, was ſonſt bei uns raſch eine Gefahr würde.'

„Offen geſagt," fuhr der General fort, „dieſe Auffaſſung erregte mein Staunen. Ich kannte den Adel, deſſen Lob ich eben aus hohem Munde gehört. Ich wußte, daß zu ſeinen Kreiſen ſehr lebendige Naturen, ſchneidige Reiteroffiziere, mutige Soldaten, angenehme Lebemänner gehören, die Zahl der höher Veranlagten ſchien mir nicht groß genug, um Hoffnung und Zukunft eines Staates auszumachen. Nun iſt ſeither der Adel wirklich wieder mächtig in den Vordergrund getreten, ſelbſt die Wahlreform Öſterreichs ſcheint ihm allein Vorteil bringen zu ſollen, und man glaubt ernſtlich, dies ſei auf die Dauer zu erhalten, und der Zug des allgemeinen Stimmrechtes einzudämmen? Wir hier hielten dies nicht für möglich — vielleicht weil wir demokratiſcher veranlagt ſind als man meint. Weder Adel noch Bureaukratie haben einen ſtändigen Einfluß bei uns. Große Staatsakte haben die alte Rangordnung unſerer Ariſtokratie zerſtört. Unſere vornehmen Geſchlechter ſpielen ſeither keine Rolle mehr. Die unterſten Elemente ſind bei uns leicht emporgeſtiegen. Das Talent hat, wenn es ſich einmal Geltung eroberte, eine außerordentliche Macht. Iwan gab einem Bauer Sylveſter den höchſten Einfluß; von den Jeſuiten und Polen hat uns gleichfalls ein Bauer, Minin, befreit. Der Zug unſerer Geſchichte iſt nicht ariſtokratiſch, und was die Tſchinowniks anbelangt, weiß ja jedermann, daß wir einer Reform der Verwaltung dringend bedürfen. Peter I. hat den Polizeiſtaat begründet. Wir müſſen ſehen, ihn umzugeſtalten. Wie? Das iſt das Geheimnis der Zukunft. Der Zar ſoll ſein Volk nach unſeren alten Bräuchen *hören*, allerdings das entſcheidende Wort iſt ihm *allein* vorbehalten. Vielleicht führt unſer Weg zu dieſer Verſammlung mit konſultativen Rechten zu unſerer Semſtwo zurück. In der Hoffnung, daß es gelinge, hiefür eine erſprießliche Form zu finden, beſchließe ich meine politiſchen Auseinanderſetzungen."

Neuntes Kapitel.

Nochmals die Slavophilen. — General Komarow. — Rußland und die Czechen. — Die Judenfrage.

Bei allem Fortschritte der höheren Intelligenzkreise zeigen hier viele Einrichtungen doch noch das Gepräge einer früheren europäischen Kulturstufe. Selbst der Journalismus trägt äußerlich vollständig die Physiognomie der kleinbürgerlichen Romantik unserer Fünfziger-Jahre. Zu den Redaktionen einflußreicher Blätter steigt man auf Hintertreppen empor, ihr Vorgemach ist kahl, einfach, kaum mehr Raum bietend als für die Galoschen, die der Russe ablegt wie der Türke seine Oberpantoffel, ehe er in das Besuchszimmer tritt, und die von Rauchwolken erfüllten und tabakdurchtränkten Redaktionszimmer haben nicht den Chic eines modernen Journalistenheims. Die Poesie der Unordnung erfüllt Ecken und Winkel, herrscht auf Tischen und Stühlen, wie auf den zeitungsbelasteten Etageren; an das Fin de siècle mahnt nur die unablässig klingelnde Telephonglocke. Die Menschen, die hier hausen, sind Originale; die älteren Politiker mit ihren ernsten überlegenen Mienen gleichen unseren letzten Achtundvierzigern, die pedantisch-treu zu ihrer Überzeugung hielten, auch wenn Angeberei, Polizeigewalt und brutale Mächte sie von ihrem Wege abzudrängen suchten; die schwerbeweglichen Hünengestalten mit den Sarmatengesichtern, welche eine wellige bläulich-schwarze Haarmähne umrahmt, führen die Kritiker, Belletristen und Ästhetiker ins Gedächtnis, denen wir im russischen Roman so oft begegnen. Diese Publizisten, die, von einem kleinen Stabe für die geringfügige Arbeit

umgeben, emsig ihre Zeitung machen, sind zumeist Schriftsteller von Charakter, Ruf und Namen; in ihrem Kreise leben fesselnde Hamlet- und Mephisto-Naturen, deren Hang, zu zweifeln und zersetzend zu kritisieren, dem russischen Leser so willkommen ist.

Die Parole für den Verein der Slavophilen ist wiederholt in diesen Zeitungskreisen ausgegeben worden. Wenn die Stimme des Journalisten sich nur gedämpft und verhalten in seiner Zeitung äußern durfte, dann klang sie in der slavophilen Körperschaft um so vernehmlicher. Alexander II. glaubte, den Geist der öffentlichen Meinung einschnüren zu sollen; er entlud sich im slavischen Vereine. Die Verhandlungen waren schon träge dahingeschlichen, ein getreuer Zuhörer nach dem andern blieb aus, die Zahlung der Mitgliederbeiträge wurde verweigert, da schwirrte es plötzlich durch ein paar Journalistenköpfe, und ein neuer zündender Funke flog in die Masse; einmal waren es die Vorgänge in der Türkei, ein andermal das Verhältnis des Metropoliten Michael zu König Milan in Belgrad, was die Diskussion anfachte; man zwang den Verein, seinen Einfluß, seine Kraft, seine Geldmittel, seine Reserven zu opfern und trieb die Regierung auf Bahnen, die sie niemals hatte betreten wollen. Heute läßt die Journalistik die Slavophilen eigentlich unbeachtet; dennoch giebt es noch eifrige „Zeitungsmitglieder" in dem Vereine. Sie sitzen zumeist in der Redaktion des Swjet, eines Blattes, das den rechten Flügel der Regierung zu vertreten pflegt.

Der Swjet ist eine reiche Zeitung. Er ist eben daran, am Ende des Newski-Prospektes sein altes bescheidenes Haus zu zerstören und einen fünfstöckigen Palast zu errichten. Als dieser jüngst die Dachgleiche erreichte, segnete eine vielköpfige Popenschar unter frommen Gebeten das zukünftige Gebäude. Das Geheimnis der Verbreitung dieses Blattes ist sein billiger Preis. Ihm zunächst dankt es eine Auflage von achtzigtausend, eine Ziffer, die der Schwerfälligkeit des russischen Zeitungswesens stark widerstrebt. Die Post sucht den Journalismus nicht zu fördern. Sie bietet keine Erleichterungen bei der Versendung, die Abonnenten müssen ihren Pränumerations-Betrag selbst abliefern. Wenn sie es thun,

erheben sie zahllose Wünsche und Klagen, machen sie unermüdlich Reformvorschläge. Solcher Briefe erhält ein Blatt wie der Swjet im Verlaufe eines Jahres mehr als eine Million. Mit ihrer Durchsicht sind hundert Mädchen betraut, die mit ihren lebendigen, jungen, hübschen Augen die Lektüre flink besorgen. Um die zahlreichen männlichen Besuche scheren sie sich nicht. Die fortgesetzte Beschäftigung mit der Frauenfrage hatte in Rußland zunächst die Folge, daß die Mädchen bei den ihnen übertragenen Ämtern auch in dem freieren Verkehre mit männlichen Berufsgenossen — Mädchen bleiben.

Der Leiter des Swjet ist ein bekannter Journalist, General Komarow. Die Wucht seines Stils hat manchen Gegner in die Flucht geschlagen. Dieser Stil ist der Mensch. Komarow, ein Sechziger, ist von derben Formen. Auf kurzem, gedrungenem Körper sitzt ein kluger Slavenkopf, dessen Auge müde blickt. Es wird mit der geschmeidigen Rede des Trägers sehr lebendig. Komarow ist ein Soldatenkind. Einer seiner Brüder ist Festungskommandant in Warschau, der zweite hat eine hohe Stellung in der Leitung des Artillerieweſens, der dritte hat mit einer siegreichen Schlacht die letzte Streitfrage in Afghanistan entschieden. Er selbst quittierte als General, trägt aber regelmäßig die Uniform, wiewohl seine einzige Waffe längst nur die Feder ist. Er gehört zu den slavophilen Wortführern, ihre scharfe Tonart gelangt durch ihn zum Ausdruck. Man muß ihn schon deshalb hören. Er ist Journalisten gegenüber voll liebenswürdiger Zuvorkommenheit.

„Ich bin Zeitungsmensch mit Leib und Seele," hörte ich ihn sagen, „jeder Erfolg eines Journals freut mich, denn ich denke, ein Stück von dessen Siege erhöht auch die Bedeutung unseres Standes."

Er macht kein Hehl aus seinen Ansichten, die frischere Luftströmung, die jetzt — vielleicht nur für kurze Zeit — durch Rußland zieht, scheint nicht nach seinem Sinne.

„Ich möchte Sie über meine Gesinnung nicht täuschen," sagte ich ihm, als unser Gespräch begann, „ich bin ein Liberaler." —

„Und ich," antwortete er lachend, „ich bin gleichfalls liberal — weil ich ein Konservativer bin."

Komarow ist Russe alten Stils.

„Man ist jetzt bei uns der Meinung," sagte er, „daß das Verhältnis zu Österreich ein freundliches werden solle; das wäre wünschenswert, wird es auch möglich sein? Manches muß dies sehr erschweren, vornehmlich die Dinge an der galizischen Grenze. Die Ruthenen dort sind ein gutmütiges Volk, warum setzt man ihnen so hart zu? Wir in Rußland wollen nichts von ihnen, warum verfolgt man ihre angeblichen Verbindungen mit uns? Ich kenne Fälle, wo Leute, die eine Zeit ganz unschuldig hier lebten, dies durch Verfolgungen büßen mußten. Andererseits giebt es Russen — ich könnte ihre Namen nennen — die nach Österreich, England, Dänemark, in die Schweiz gingen, um von dort wütend gegen uns zu schreiben. Sie kehrten wieder hierher zurück. Man thut ihnen nichts zuleide. Warum ist man in Galizien um so viel strenger als in dem angeblich harten Rußland? Man sagt, das thun die Polen; aber wir haben schon Wiener Gerichtsbeschlüsse, Wiener Regierungs-Kundgebungen, die gleich rücksichts- und nachsichtslos erschienen. Da hatten es die Ruthenen früher unter der deutschen Regierung doch viel besser, und sie haben wahrscheinlich recht, zu befürchten, daß es noch ärger für sie kommen werde. Solche Zustände stören aber die Beziehungen zwischen Rußland und Österreich. In Österreich sind heute vier polnische Minister, wie soll da ein herzliches Einvernehmen mit uns entstehen? Herrschende Volksstämme wissen sich immer geltend zu machen, und wenn selbst in Österreich die Dinge wider Erwarten anders würden, wird man in Ungarn russenfreundlicher werden? Der Ton der dortigen Zeitungen läßt dies nicht hoffen. Er ist wesentlich verschieden von der Sprache, die jüngst Jokai zu den vermeintlichen Vertretern der russischen Presse bei der Millenniums-Ausstellung führte. Warum beherrscht sein milder und friedlicher Geist nicht die ungarischen Zeitungen? Giebt es jemanden, der sie schürt, oder spricht aus ihnen Chauvinismus und Abneigung gegen uns? Haßt man uns noch wegen der Intervention im Insurrektionskriege? Wir beklagen dieselbe als einen Fehler des Zars Nikolaus I. Wir sind der Überzeugung, daß man damals Österreich seinem Schicksale überlassen

mußte, es wäre vielleicht zu seinem Vorteil gewesen, alle Folgen spätern Übermutes wären ihm erspart geblieben. Weshalb hetzen die Ungarn, frage ich weiter, gegen Serbien und Bulgarien? Warum drängen sie uns förmlich, den serbischen Dingen Aufmerksamkeit zu schenken? Rußland will den Frieden, es will nichts auf dem Balkan, wir sind einig, daß wir uns dort so wenig als möglich einmengen sollen; warum nötigt man uns, der alten Standpunkte eingedenk zu bleiben? Ich will zugeben, daß diese Provokationen keine bestimmte Absicht haben, aber dann sind sie desto bedauerlicher. Was will man zum Beispiel von Bulgarien?

„War der Übertritt des Prinzen Boris nicht notwendig für den Fürsten? Schädigte er Österreich? Warum bekämpft man ihn trotzdem? Weshalb läßt man eine persönliche Beleidigung des Fürsten der anderen folgen? Ich habe viel beigetragen zu der günstigeren Beurteilung Ferdinands von Bulgarien in Rußland. Dies war nicht leicht, aber ich glaube als russischer Patriot gehandelt zu haben. Wir mußten einsehen, daß General Kaulbars uns in Bulgarien schlechte Dienste that; er war ein braver Mann, aber seine Aufgabe in Sophia hat er ebenso mißverstanden wie das Volk der Bulgaren, wie die Stellung, die Rußland in Sophia einzunehmen hat. Wir wollen von dem Fürsten Ferdinand nichts, wir verlangen nur, daß er nicht gegen uns intriguiere und uns nicht an eine andere Macht verrate. Wenn er neutral bleibt, das heißt, wenn er loyal und offen vorgeht, wird seine Position eine immer günstigere werden; wenn er versuchen sollte, eine Großmacht gegen die andere auszuspielen, wird er verloren sein. Er hat noch viele Feinde, und er hat es sehr nötig, vorsichtig und klug zu sein, aber ich glaube, es wird seinem Talente gelingen, schließlich alle Schwierigkeiten zu besiegen.

„Rußland ist groß und mächtig, es muß nicht Unrechtes wollen oder an ungerechten Voraussetzungen festhalten, seine Ziele wird es von selbst erreichen, wenn es seinen Principien treu bleibt. Man sucht jetzt vielfach dieselben zu verrücken. Das wird hoffentlich nicht gelingen. Wir brauchen uns in keine principiellen Feindschaften drängen zu lassen, weder mit den Deutschen noch mit sonst

jemandem. Wir müssen aber sehen, daß Rußland auf der Höhe seiner Macht bleibt. Man sagt, sein Schwerpunkt liegt in Asien. Ich leugne und bekämpfe das. Wir abdizieren im Orient, wenn wir uns im Occident aufgeben."

Von diesen Vorwürfen, die vielleicht mit absichtlicher Zurückhaltung unwilligere Töne zu verbergen suchen, hört man den, welcher der Stellung der österreichischen Ruthenen gilt, häufig wiederholen; für die übrigen slavischen Völkerschaften in Österreich bestehen wenig Sympathien, ein starker innerer Gegensatz trennt sie von den Russen, ähnlich dem, der diese und die Polen auseinander hält. Die Slaven in Ungarn sind beliebter. Man glaubt offenbar, sie seien minder ultramontan.

Es ist hier kein Geheimnis, daß die nationale Bewegung der österreichischen Slaven auf den Kanzeln entstand und daß dieselben Hände, welche in Galizien wirken, auch in Krain, Kärnten und einem Teil von Steiermark ein Bollwerk der schwärzesten, kirchlichen Reaktion aufrichten wollen. Aber auch den Czechen, die so lange mit Rußland liebäugelten, in Prag orthodoxe Kirchen gründeten und kleine Pilgerfahrten nach Moskau veranstalteten, ist man nicht gewogen.

Unter den Slavophilen giebt es manche Mitglieder des Staatsrates, der allerdings nicht mehr wie früher ein scharfes Kontrollrecht gegenüber der Regierung, aber trotzdem noch immer großes Ansehen besitzt. Ich befragte einen dieser Staatsmänner mit geheimrätlicher Physiognomie über das Verhältnis Rußlands zu den Czechen. Das setzte ihn durchaus nicht in Verlegenheit, sondern schien ihm eher erwünscht.

„Über diese Frage" — antwortet er mir — „bestehen in Österreich ganz falsche Meinungen. Der Gegensatz zwischen Russen und Czechen ist *uns* wiederholt aufgefallen und schon auf dem Slavenkongresse in Prag — also vor etwa fünfzig Jahren — klar geworden. Naturgemäß interessieren wir uns für die Entwicklung des tüchtigsten Slavenstammes in Österreich, aber wir wissen auch genau, welche Richtung dieselbe genommen hat und nehmen mußte.

„Ihre heutigen Kämpfe berühren ein Krönungsceremoniell,

oder kleine Verwaltungsfragen. Haben diese Streitpunkte ein slavisches Gepräge? Oder auch nur ein czechisches — wenn Huß, der seine Überzeugung auf dem Scheiterhaufen büßte, der Typus des Czechen ist? O! die Czechen sind keine Slaven im Sinne russischen Empfindens, das sich auf allen Gebieten der socialen und öffentlichen Einrichtungen kundgiebt. Sie sind nur czechisch sprechende Deutsche — in ihrer Litteratur, ihrer Religion, ihrer Politik, ihrer Lebensgewohnheit.

„Auf einer Sprachinsel im germanischen Gebiete festgerannt, sind die Czechen in den Bannkreis des deutschen Geistes geraten; all ihr Denken, Empfinden, ihre ganze Litteratur ist hiervon beeinflußt, die slavische Seele ist nur mehr schwach lebendig in ihnen. In Deutschland feiert jetzt ein czechischer Musiker, Smetana, Erfolge; das ist natürlich, denn der Untergrund seiner Schöpfung ist deutschen Werken entnommen. Bereist man Böhmen und gewinnt man dort Fühlung mit seinen politischen Kreisen, so erkennt man rasch, wieviel sie der deutschen Bildung danken, wie unterthänig sie dem mehr deutschen als slavischen und durchaus klerikalen Adel sind. Wiederholt lernten wir die intimeren Anschauungen der jungczechischen Führer kennen, die nur an der Schwelle des Reichsrates von den Altczechen verschieden scheinen, aber eigentlich ganz ihre Wege wandeln. Jeder von ihnen hat seine besondere Auffassung, seinen eigenen Plan; es giebt offenbar so viele Strömungen im Jungczechischen Klub, daß es schwer wird, zu wissen, ob er wirklich mehr will, als kleine persönliche und Vorteile der Fraktion. Wir wünschen ihnen trotzdem kräftige Erfolge, aber von mehr kann nicht die Rede sein. Nehmen wir an, woran jetzt nicht zu denken ist, sie gewännen je einen Einfluß auf unsere Entwicklung. Was geschähe? Das erste wäre, daß sie für Rußland eine nach europäischer Schablone geformte Verfassung verlangten, die zu unseren Verhältnissen nicht paßt, die uns in Vereine, Fraktionen, Parteien teilen würde, wie sie sich anderwärts zerfleischen. Davon will Rußland nichts wissen, und daher teilweise die Umformung, die der panslavistische Gedanke erfuhr. Übrigens, wir kennen die Czechen nicht nur aus der Vogelperspektive. Eine erkleckliche Zahl

von ihnen hat sich als Gäste bei uns niedergelassen. Nikolaus I. hatte dem höheren Unterrichtswesen einen schweren Schlag versetzt. Er sperrte in einer Stunde der Verblendung zahlreiche Anstalten für Lehrerbildung. Dadurch hat uns später das Material für Mittelschullehrer gefehlt. Wir holten uns den Ersatz aus Böhmen. Vierhundertfünfzig Mann! Diese eingewanderten czechischen Professoren stehen in schlechtester Erinnerung bei uns; sie hielten sich übermütig für die Vertreter des ersten slavischen Kulturvolkes, sahen verächtlich auf die russische Sprache und unser Wesen herab, sie verschmähten, beides kennen zu lernen, während die Deutschen in ähnlicher Stellung eifrig bemüht waren, diese mangelnde Kenntnis nachzuholen. Dadurch haben sie die Schüler abgestoßen, ihnen durch den Mangel jeder pädagogischen Begabung die Freude am Lernen verdorben; sie wurden die Apostel unserer Bildungsfeinde und Gegner des Klassicismus. Wir sind herzlich froh, daß diese nationalen Brüder, die so viel Unzufriedenheit und Erbitterung erregten, nicht mehr nötig sind." — —

Der Verein der Slavophilen bekümmert sich nicht nur um Fragen der auswärtigen Politik, er hat auch in innere Angelegenheiten wiederholt eingegriffen. Die großen Probleme, die Rußland durch die abnorme Lage seines Adels- und Bauernstandes beschäftigen, werden von ihm eifrig erörtert; auch andere socialpolitische Angelegenheiten pflegen sein Interesse zu wecken, zum Beispiel die Judenfrage. Man kennt die letzten Stadien ihrer Entwicklung, und es ist gewiß lehrreich, die Stimme der Slavophilen hierüber zu hören.

„Daß wir diese Verlegenheit besitzen," sagen die Einen, ganz im Sinne des Leiters des Synod, „ist Schuld der Polen. Ihr König Kasimir liebte eine romantische Jüdin Esther; er zog ihre habgierigen Verwandten nach Kiew und Warschau, gab ihnen und ihren zahllosen Stammesgenossen das reich entwickelte Magdeburger Stadtrecht, machte sie zu Steuer-Exekutoren, die selbst die kirchlichen Gebühren, Meß-, Kranken-, Stola- und Totengelder gepachtet hatten; die jüdischen Einnehmer trieben sie, unbekümmert um die zunehmende Verarmung der Bauern, so unerbittlich ein,

daß 1526 ein Aufstand gegen sie losbrach. Die Abkömmlinge dieser Ahnen sind die Ursache der Judenfrage bei uns, welche durch die Ungeschicklichkeit der Verwaltung traurig verwirrt wurde."

„Man durfte die Juden nicht aus Rußland austreiben," erklärte man mir auf anderer Seite, „es war einfach das Gesetz zu handhaben und ihnen das Gebiet anzuweisen, wo den Juden der Aufenthalt gestattet ist; dieses umfaßt fünfzehn Provinzen und ist größer als Deutschland oder Österreich."

„Die Juden bei uns," meint ein slavophiler höherer Offizier, „sind keine Russen, sie sind Nationaljuden, also von trauriger Bereitwilligkeit, uns zu verraten. Ihr ‚Kahol' ist eine ganz politische Gemeinschaft. Ich erlebte es, daß ein Vorsteher Jene mit dem Banne bedrohte, die in meinem Sinne Waren liefern wollten. Die Juden hatten das Gewerbe in meinem damaligen Bereiche vollständig in der Hand, ich konnte nicht den Bäcker oder Schneider erhalten, den ich wünschte. Sie sehen, wie wenig sich der Jude dem russischen Wesen, dem Gesetze und der Ordnung der Dinge unterordnet."

Diese Vorwürfe haben nur den Schein des Rechtes für sich. Gewiß, auch die Juden in Rußland haben gesündigt und unter der Maske der Religiosität habgierigen und eigensüchtigen Zwecken gedient; ihre Begriffe, Anschauungen und Überzeugungen paßten sich nicht immer dem Staatsgedanken an.

Wer anders aber als der Staat trägt Schuld hieran? Wer zwängte diese beklagenswerten Wesen in ihr schmutziges Ghetto mit seinem armseligen Gedankenkreise? Wer nahm ihnen die Rechte des Bürgers und hat ihnen die Befugnisse des ausgedienten Soldaten nach vollzogenem Militärdienste vorenthalten? Wer verweigerte ihnen Anstellungen und Obdach? Wer verbot ihnen die Grunderwerbnng und raubte ihnen die Möglichkeit, eine höhere Bildung zu gewinnen?

Der Staat und wieder der Staat, welcher sie jetzt für ihr niedriges geistiges Niveau verantwortlich macht. Er, nicht sie, müßte gerechterweise die Folge seiner Unterlassungssünden tragen! Die Judenfrage in Rußland ist kein Erbstück der Polen, sie ist

eine Errungenschaft der jüngsten Zeit. Wenn sie früher auftauchte, geschah dies in einem milderen Geiste; nach dem Tode Nikolaus' I. wurden zwei junge jüdische Schriftsteller, Rosenthal und Tschatski, in einer Polemik als „Rabbis" verhöhnt. Der Ruski Wjestnik, das Blatt Katkows, veröffentlichte hiegegen eine Erklärung aller russischer Schriftsteller, Tolstoi und Turgenjew an der Spitze, daß eine solche Hineinzerrung von Glaubensfragen in einen litterarischen Streit den Empfindungen der russischen Volksseele widerstrebe. Wie hat sich diese Denkweise seither verändert! Unter der Zustimmung eines großen Teiles der russischen Presse wurde ein Raubzug gegen das Eigentum der Juden unternommen, ihre Häuser fielen in Trümmer und Asche, eine erbarmungslose Verfolgungswut befeuerte die Gegner der Opfer mit der spöttischen Mahnung, daß sie der unablässige Fluch ihres Stammes der Ruhe und des Friedens berauben müsse.

Wie war ein so jäher Umschlag möglich?

„Die Juden sind intelligent, deshalb haßt man sie, ohne sich den wahren Grund einzugestehen," meint Leon Tolstoi in seiner kurz angebundenen Weise.

Man muß weiter ausholen, um eine bestimmtere Antwort zu finden.

Der letzte russisch-türkische Krieg hatte eine erschreckende Unlauterkeit in der höheren Militärverwaltung offenbart. Die öffentliche Meinung kehrte sich stürmisch gegen die Regierung und forderte strenge Strafe für die Schuldigen. In diese Zeit allgemeiner Erregung kam die neue Heilslehre vom Antisemitismus über die deutsche Grenze.

Die wahren Schuldigen, die das Unglück an der unteren Donau verursachten, schienen plötzlich gefunden. Der Betrug, der die russische Offiziersehre befleckte, war nicht von den verantwortungsvollen Würdenträgern begangen, das Gift hatte ein anderer gebracht — der Jude.

Die Litteratur des Tages versicherte dies in allen Formen. Ihr Kreuzzug stieß auf Teilnahmslosigkeit im Volke. Der Muschik haßt den Juden nicht; die Popen traten für die bedrohten

Rabbis und Zadiks wie für Mitbrüder von der Kanzel ein; sie versendeten ihre heiligen Bilder zu deren Schutz.

Ein anderer, mächtigerer Gegner erstand den Juden — der Zar.

Man hatte ihm gesagt, daß die Juden den Kreis, welchen das Gesetz ihrem Wohnrechte in Rußland zieht, durchbrachen; er fand nicht, daß die Zeit nur eine natürliche Korrektur der bestehenden Bestimmungen vollzog; er war immer ein Anhänger starrster Gesetzesauslegung.

Einer seiner Freunde hatte einen Sohn, der in die Untersuchung einer Verschwörung verwickelt war.

„Gnade!" flehte er; „der Wahnwitzige zählt siebzehn Jahre!"

„Das Gesetz habe seinen Lauf," entschied Alexander III.

„So gönne man dem Schuldigen einige Erleichterung seiner Haft."

„Das Gesetz duldet das nicht," erwiderte der Kaiser.

Er mußte später hören, daß der verzweifelte Vater, ein verdienter General, mit dem Kopfe gegen die Wand einer Kerkerzelle in der Peter-Paulsfestung lief, bis er tot zu Boden sank! Das Gesetz hatte gesiegt.

Der Kaiser hatte einen Vetter, der in jugendlichem Leichtsinn die Diamanten seiner Mutter einer Tänzerin schenkte. Alexander II. verbannte ihn vom Hofe; als dieser starb, bat der Prinz, daß es ihm gestattet sein möge, am Sarge seines Onkels zu beten.

„Das Gesetz kennt solche Ausnahmen nicht," meinte der neue Herr.

Der Prinz warf seinen hohen Namen von sich, verweigerte die Huldigung für Alexander III. und flüchtete in die Einsamkeit einer kleinen Landstadt, um als Bürger unabhängig von dem Hofe eine Existenz zu suchen.

Und nun kehrte sich diese Gesetzesstarre ohne Sinn und Gehör für milde Stimmen der Menschlichkeit gegen die — Juden. Das Gesetz für die Juden! Sein Geist war das Mittelalter, seine Seele die Willkür, seine Bestimmungen stiegen gespensterhaft

wie aus einem durch Jahrhunderte geschlossenen Grabe! Es sollte trotzdem herrschen, erbarmungs-, rücksichtslos nach seinem völlig veralteten Wortlaute.

Es fanden sich Beamte, die noch grausamer waren. Ihr Vorbild war jener Wlassowski, den jüngst ein Ukas Nikolaus' II. schimpflich von seiner Stelle stürzte, weil er von allen Richtern als die Ursache des Chodinka-Unglückes bezeichnet wurde. Er hat die Juden von Moskau mit teuflischer Grausamkeit verfolgt; nach ihrer Vertreibung setzte er eine Prämie für die Angeberei aus — der Polizist, der einen nach Moskau zugereisten Juden ausfindig machte, erhielt ein Fanggeld von fünf bis zwanzig Rubeln — er verurteilte die Angehörigen wohlhabender und gebildeter Kreise zu den tiefsten Erniedrigungen, ließ aus den Betten der Universitätsklinik schwerkranke Jüdinnen zerren, weil ihnen der Aufenthalt in Moskau nicht ausdrücklich gestattet wurde; er suchte mit allen Mitteln die Umwandlung des jüdischen Gotteshauses in ein Tingl-Tangl durchzusetzen.

Die Verzweifelten, die es wagten, im Vorhofe zu beten — Siebzig- und Achtzigjährige unter ihnen — wurden verbannt und aus der Stadt verjagt.

„Eine Jüdin," erzählt Gräfin Tolstoi, „war nach Moskau gekommen, um die Hebammenprüfung zu machen. Ich gab ihr Unterhalt. Das Hilfsmittel, sich das Aufenthaltsrecht zu erschleichen, verschmähte sie. Viele thaten das. Sie gaben sich als Prostituierte aus, weil das Gesetz der verächtlichen Jüdin bei uns zu leben gestattet, während es der sittenreinen dies Recht verweigert. Ich gewährte ihr also Unterkunft, glaubte jedoch verpflichtet zu sein, dies dem Polizeimeister zu melden. Zu diesem Behufe suchte ich ihn persönlich auf.

„Excellenz, ich habe eine Jüdin bei mir, sie ist ehrbar, sie will eine Prüfung machen, um das Leben für sich und die Ihren zu gewinnen."

„Das ist ein schwerer Fall."

„Ich bin die Gräfin Tolstoi!"

„Unser Gesetz kennt keine Ausnahme."

„Ich bürge für dies Weſen. Ich bitte für ſie, nicht nur in meinem Namen, auch in dem meines Gatten.“

„Sie werden morgen Beſcheid erhalten,“ meinte der Polizeimeiſter lächelnd.

„Die Audienz war zu Ende.

„Einen Tag ſpäter wurde ich verſtändigt: die Jüdin müſſe fort.“

Dieſe Geſinnung machte Schule. Polizeimeiſter und Gouverneure in der Provinz ahmten ſie nach; ſie hatten vorher ſchon Emiſſäre in Städte und Dörfer geſchickt, welche die Plünderung der Judenviertel predigten. Das Militär ſtand Gewehr bei Fuß, während der rote Hahn auf die jüdiſchen Dächer flog. Wieder war das Volk nicht bei der heiligen Sache. Man mußte die Excedenten aus dem Norden holen.

„Der Kaiſer wolle die Tumulte,“ verſicherten die Agenten des Krieges gegen Wehrloſe.

In einem Dorfe bei Kiew flehte eine Jüdin ihre Nachbarn an, man möge ſie ſchützen.

„Wir werden dir beiſtehen,“ ſagten die Dorfälteſten, „nur laſſ' uns die Fenſter deines Hauſes einwerfen, damit der Kaiſer nicht wiſſe, daß wir ſeinem Gebote im Herzen entgegen ſind.“

Der Antiſemitismus war machtlos, wenn ihn die Behörde ohne Unterſtützung ließ. General Todtleben geſtattete nicht, daß deſſen Wanderprediger in ſein Gouvernement dringen, den Juden wurde in dieſem Amtsgebiete kein Haar gekrümmt.

Man ſollte alsbald erfahren, daß der General mit kluger Vorausſicht gehandelt hatte. Flugſchriften flatterten plötzlich auf, ihr Refrain lautete: „Zum Frühſtück die Juden, zum Mittagmahl die Klöſter, zum Abendeſſen die Schlöſſer!“

Bei einer der Emeuten, die folgten, ſtanden die Soldaten in gewohnter Unthätigkeit.

„Gieb den Prügel her,“ meinte lachend der keckſte der Excedenten zu einem Flügelmanne und entriß ihm ſein Gewehr.

Der Fall wurde dem Zar berichtet. Ein ſcharfer Erlaß an die Militär-Kommandanten war die Folge.

Alexander III. gestattete keine Judenhetze mehr in seinem Reiche....

Es giebt Politiker in Rußland, welche von der Beschränkung der Juden wirtschaftliche Vorteile erwarteten. Die Ereignisse zeigten, daß sie sich geirrt haben. Ähnliches wie in Spanien und im südlichen Frankreich, wo die Vertreibung der Juden einen Notstand herbeiführte, hat man auch in Rußland erfahren müssen. „Der Jude," klagte man, „sei ein Wucherer." Der Zinsfuß, den seine Nachfolger erheben, ist heute ein höherer. „Er verderbe das Geschäft," wurde behauptet. Dasselbe ist schlechter geworden, und nur der Konsument hat schwer gelitten, weil der Preis der Waren durch den Wegfall einer Konkurrenz unverhältnismäßig gestiegen ist. „Die Juden befördern die Trunksucht," schrie man. Als sie heimatlos geworden waren, bildeten sich Mäßigkeitsvereine, um dem fürchterlichen Laster und den garstigen Gewohnheiten, die jedes Dorffest, jede Beratung im Mir und Semstwo begleiten, entgegenzuwirken. Sie stießen auf einen mächtigen Gegner — den Finanzminister. Der Staat hat den Ausschank von Getränken den Juden abgenommen, aber er will nicht, daß der Erlös geringer werde. Überall bestehen, auch dort, wo die Juden fehlen, ihre Laster fort, nur mit dem Unterschiede, daß der Grundwert sank, die Arbeitslosigkeit stieg und das Nationalvermögen eine schwere Schädigung erlitt.

Trotz dieser Erfahrungen hielt die Regierung bis in die letzte Zeit an den Tendenzen Alexanders III. fest. Vergeblich mahnten einsichtige russische Schriftsteller zur Umkehr, vergeblich versuchten einflußreiche Juden des Auslandes ihren Glaubensgenossen hilfreich beizuspringen. Ein großer englischer Verein entwarf eine Adresse an den Zar. Ihr Inhalt war ein Aufschrei der Menschlichkeit gegen die Brutalität. Das Schriftstück wurde abgewiesen; schließlich ist es doch in die Hände Nikolaus' II. gelangt.

Eine russische Schriftstellerin, die in England die freie Luft eines modernen Reiches atmet, verstand es, die entgegenwirkenden Schwierigkeiten zu besiegen. Fremde Staatsmänner, die der Zug

der Zeit außer Dienst gestellt, Schriftsteller, die sich wiederholt als die wahren Freunde Rußlands bewährt, — lauter Liberale, die ihre Überzeugungen nicht verhüllen, auch wenn widrige Strömungen jeglichen Fortschritt zu ersticken suchen — förderten ihre Bemühungen. Als sie den erwünschten Erfolg gewonnen und der Zar die an ihn gerichtete Denkschrift gelesen hatte, trat ein Umschwung ein. Er war zuerst in den Zeitungen erkenntlich, welche die Judenfrage jetzt in anderem Tone behandeln. Auch die Regierung ließ ihre Reserve fallen, die Praxis in der Handhabung der gesetzlichen Bestimmungen wurde eine menschenfreundlichere, der Besuch fremder Juden in Rußland wurde zunächst für Ausstellungen und Kongresse freigegeben, Beamte, deren Milde bisher als Fehler galt, wurden befördert, die „Juden-Kommission" im Ministerium des Innern, die so lange gefeiert hatte, erhielt Befehl, die alten Gesetze und die barbarischen Verordnungen Alexanders III. einer neuen Beratung zu unterziehen, selbst die erbitterten Gegner der Juden fühlten das Bedürfnis, zu erklären, daß sie ihnen nicht in principieller Feindschaft gegenüberstehen.

So mächtig ist ein Kaiserwort. Seltsam! Während in Österreich die Fratze des Antisemitismus sich noch frommer und hoher Patronanz erfreut und der cynische Vandalismus seiner Bekenner die edelsten Errungenschaften des menschlichen Geistes bedroht, ist in Rußland, das selbst so lange mit pharaonischer Grausamkeit die jüdischen Unterthanen bedrückte, eine Wendung zum Bessern eingetreten. Zögernd that Nikolaus II. den ersten Schritt hiezu — möchte er den zweiten mutig wagen. Nicht nur die Juden — die Menschen in Europa werden ihm Dank hiefür wissen.

Zehntes Kapitel.

Staat und Kirche. — Die Dreifaltigkeitskirche des heiligen Sergius. — Orthodoxe Glaubensströmungen. — Das slavische Lourdes. — Die Einsiedler von Gethsemane.

Das Eigentümliche des russischen Staatswesens, seine Verbindung religiöser und staatlich autoritärer Elemente kommt im Moskauer Kreml sichtlich zum Ausdruck. Vor seinem Eingange steht eine Kapelle. Sie birgt die Nachahmung des ersten Marienbildes, das angeblich Fischer an der iberischen Küste gefunden haben. Die Vorübergehenden verweilen hier, machen das Zeichen des Kreuzes und bleiben eine Zeit in stillem Gebete; auch die Truppen halten regelmäßig, der Führer senkt den Säbel, die Soldaten beugen das Knie und bekreuzigen sich inbrünstig. Die Kirche ist allmächtig, wie dieser Anblick zeigt. Der Staat ist noch mächtiger. Auch das tritt im Kreml vor das Auge. Von der Wassilikirche, die mit ihren Zwiebel- und Kürbiskuppeln einer Moschee gleicht, der man Turban und Pelzmütze aufgestülpt, bis zu der Kathedrale Nikolaus' I. zählt der Kreml zwanzig Kirchen. Ihre farbigen Kuppeln strahlen hell zum Himmel, in ihr Inneres trugen gläubige Fürsten verschwenderisch Gold und Edelsteine, so daß die Bilder der Heiligen wie aus einem Panzer von Perlen und Brillanten herausschauen. In jedem dieser Steinchen leuchtet die kirchliche Macht; größer noch als diese ist die des Staates! Sein Zeichen, der Adler schwebt über dem Kreuze! Gebieterisch blickt die Kaiserkrone von dem Dache des fürstlichen Schlosses. Der Staat bin ich! steht unsichtbar und doch sichtbar über ihr.

Demütig lehnt sich an diesen Palast des Zaren auch das Gebäude der kirchlichen Verwaltung. „Kontor des heiligen Synod" lautet die geschäftsmäßige Überschrift an seiner Pforte. Tausende von Besuchern wallen hieher und blicken scheu zu den Fenstern der Säle im ersten Stockwerke. Wenn die Geister der Geschichte, die den Kreml umschweben, lebendig werden, erzählen sie, daß die Macht in diesen Räumen den Zaren gehört. Sie gaben das Gesetz, ja Nikolaus I. bestimmte eines Tages, daß sein Adjutant, der Husarengeneral Protassow, im Synod kurz und barsch befehle. Neben dem kaiserlichen Palast, zu dessen Füßen die Moskwa von Quaimauern eingezwängt vorüberschleicht, stehen die alten Winkelhäuser der früheren Herrscher. Aus ihrem Innern schreitet der Zar am Krönungstage zu der Kathedrale. Sein Weg führt über viele Stufen: „die rote Treppe". Rot will nach dem Volksbegriffe das Schöne bezeichnen.

Auf dieser Treppe wurde die Geschichte Rußlands geboren. Von Iwan bis Nikolaus II. betrat sie jeder Zar; hinter den schmalen vergitterten Klosterfenstern an ihrer Seite saß die Schwester Peters I., von Schergen umgeben, die sie zwangen zuzusehen, wie die Mitverschworenen das Haupt dem Henker beugten; über die rote Treppe schritt Alexander I. im Triumphe, nachdem das Glück Napoleons zerschellt war, sie sah Alexander II., ehe er die Leibeigenschaft aufhob und bevor er den Türken den Krieg erklärte — aber als der bedeutsamste Moment an dieser Stelle erscheint den Russen jener, in welchem hier den falschen Demetrius sein Schicksal erreichte. Damals war die Treppe blutig rot; als Leiche in der Kleidung eines Schalksnarren lag Demetrius, der Zar der Jesuiten und Polen, starr und regungslos am Boden. Mit seinem Untergange war das Geschick der beiden slavischen Stämme, die um die Herrschaft stritten, besiegelt; Polen, einem fremden Einflusse jenseits der Berge folgend, wurde das slavische Spanien, Rußland gewann Macht und Zukunft . . .

Die volle Selbständigkeit Rußlands in dem Kampfe gegen Polen wurde vor den Mauern eines Klosters erkämpft. Dieses ist heute noch das größte im Reiche. Es liegt — die Mönche

aller Zeiten wußten die schönsten Punkte für ihre Ansiedlung zu finden — siebzig Werst vor Moskau in prächtiger Umgebung, an dem Saume dunkler Wälder, aus denen junge Birken wie matte Atlasstreifen hervorsehen.

Die Landschaft ist echt russisch: eine weite Ebene, die ein Flüßchen in seltsamen Windungen durchschlingt; in seiner Nähe kleine Seen, auf denen verwaiste Kähne geisterhaft schaukeln; große Bäche mit alten Weiden an schwermütigen Ufern; endlose Wiesen und dichte Pflanzungen von starken Baumstämmen, mannshohem Gestrüpp und üppigem Farrenkraut. Die ergiebigsten Plätze wurden bei festlichen Anlässen mit Weihwasser besprengt; dank dieser billigen Kultur ist ein Wald hier mächtig emporgewachsen, seine Eichen und Buchen verschlingen ihre knorrigen Äste malerisch zu der Kuppel eines grünen Domes, in dessen Bogengängen Amseln und Drosseln schmetternd ihre Lieder singen.

Auf dem höchsten Hügel dieser Naturschönheit steigt gleich einem kecken Raubvogel das Kloster des heiligen Sergius empor. Wie im Kreml von Moskau, erhält man auch an dieser Stelle ein Bild düsterer Vergangenheit, ja die Konturen desselben sind gewissenhafter erhalten als in der nahen Stadt, welche die Wandlungen der Zeit nicht so entschieden abwehren konnte, wie die abseits liegende Waldeinsamkeit. Das Mittelalter — hier ist es voll lebendig; an diesen festen Ringmauern mit ihren zackigen roten Türmen, von deren Plattform zeitweilig noch der Hornruf eines mönchischen Wächters tönt, zerschellte nicht nur die Kraft der russischen Erbfeinde — auch der Gedanke der Neuzeit suchte vergeblich Bresche in sie zu legen. Dem Geiste des Zweifels, der die Wissenschaft geboren, wurde hier Halt geboten, das Thor, welches alljährlich Millionen von Pilgern Einlaß gewährt, fällt rasselnd vor ihm nieder, als nahte ein Gegner, der nur einzutreten braucht, um diese steinerne Majestät in Schutt und Staub zu legen.

Troitzko-Sergijewsk hat, wie ein Obelisk in einem der Klosterhöfe verkündet, Rußland zweimal gerettet; das einemal vertauschten die Mönche Psalter und Betbuch mit dem Harnisch und befeuerten die Bauern in ihrem Kampfe wider die Polen; das

zweitemal schützten die Äbte den jungen Peter, dessen nachmalige Größe ihr Scharfblick erkannte, wider die Anschläge der Strelitzen, dieser alten Garde der Reaktion.

Die Mönche von Troitzko-Sergijewsk erhielten zum Danke hiefür die religiöse Wunderfahne des großen Zars, die ihn auf all seinen Kriegszügen begleitet hatte. Sie lehnt heute unbeachtet in einer Klosterkapelle, ihr Holz ist wurmstichig und gebrechlich geworden, der Stoff zerschlissen, die Farbe seines Bildes verblaßt. Sieht man diese bemalte Ohnmacht, dann staunt man, daß sie die Triumphe eines Genies wie das Peters I. fördern und ein anderes Genie, das Karls XII., vernichten half; kein Zweifel, die Macht der Fahne liegt im Glauben.

Das Nämliche gilt von dem Begründer des Klosters, dem die russische Kirchengeschichte den tönenden Namen „einer Fahne der Frömmigkeit" gab. Er hat wie mancher Prophet vor und nach ihm als heiterer Lebemann begonnen; erst nach langen Kämpfen mit den Dämonen, deren Sieg darin besteht, besiegt zu werden, fand er, daß die Einsamkeit alle andere Schönheit übertreffe; er verzichtete auf Reichtum, Adel und Wohlleben und siedelte in ein armseliges Häuschen, dessen Strohdach zerrissen und dessen winziges Fensterchen trüb und blind wie ein halbgeöffnetes Auge in die Landschaft blickte. Trotzdem entdeckte er den Quell der Prophezeihung, der einst im Orakel von Delphi und im Tempelhain der Daphne sprudelte, in seiner Nähe „Du wirst die Tataren besiegen" weissagte er seinem Herrn. Der Wahrspruch wurde wahr, der beglückte Zar schenkte dem Propheten elf Dörfer, auf deren Boden sich mit der Zeit die Kirchenfestung erhob, zu der das Sergiuskloster angewachsen ist.

Troitzko-Sergijewsk ist das slavische Lourdes; wie dieses eine Zauberstätte; wie der kleine Pyrenäenort in Frankreich eine Fabrik wunderthätiger Herrlichkeiten, die nach einem Worte Leo Tolstois nur den Erzeugern Gewinn bringen, wie Lourdes von Tavernen und Verkaufsstätten umgeben, deren Besitzer besondere Vorteile genießen. Als man in Rußland daran dachte, die Sonntagsruhe gesetzlich zu ordnen, erhoben die Klostermönche Einspruch.

„Die Sonntagsarbeit," sagten sie, „bedeutet keine Sünde, wenn sie zur Ehre Gottes erfolgt."

Die Zahl der Pilger, die jährlich nach Troitzko-Sergijewsk wallen, beträgt zwei Millionen, das Fünffache von jener, welche Lourdes aufweist. Dieser Zuzug wird mit anderen Mitteln herbeigeführt, als in dem französischen Wallfahrtsorte. Für diesen wird die Trommel der findigsten Reklame gerührt, der heilige Sergius wirkt still für sich; in Lourdes wurde der Boden aufgewühlt, erheben sich Terrassen von Marmor und gewaltige Kirchenbauten, überall ist ein phantastischer Sinn für Glanz und Pracht des frommen Apparates lebendig, Natur und Kunst sind ihm dienstbar — Lourdes ist opernhaft theatralisch, Sergijewsk schlicht-naiv.

Man verspricht hier keine besondere Heilmethode, welche Blinde sehend, Lahme beweglich macht und Halbtote dem Leben wiedergiebt, man lockt auch nicht die Reichen herbei; nach Sergijewsk kommt die Masse, pilgert nur die Armut.

Ihre garstige Livree ist die Tracht der Wallfahrer, die in endloser Zahl auf der breiten Heeresstraße zu den Klosterpforten drängen: Mann an Mann, Weib an Weib, Alt und Jung. In dem grauen Bauernkittel, den löcherigen Bastschuhen schreiten sie wie ein Heer von Notleidenden, ernst, schweigsam, mit einem bangen Ausdruck der Trauer hierher. Der Sack auf ihrem Rücken trägt ihre Nahrung: ein Stück Brot; ihre sonstige Habe ist gering, sie reicht kaum für die nötige Opfergabe an das reiche Kloster.

Während der Jagden der Großen und Mächtigen pflegt man das Wild dem sicheren Rohre zuzutreiben. Den Zutrieb dieser Menschen besorgt das Schicksal. Niemals haben sie launenhafte Forderungen erhoben, das Angenehme und Schöne der Welt blieb ihnen unbekannt, sie haben es an Fleiß und Ernst nicht fehlen lassen, rastlos mühten sie sich, das zu gewinnen, was sie Leben nennen, sie erschienen auch nie ungeberdig oder übermütig, sie küßten ehrfurchtsvoll die Hand, die ihnen übergeordnet ist, und doch hat sie Ungemach und Not regelmäßig Schiffbruch leiden lassen. Ein erbarmungsloses Mißgeschick verfolgte sie, die schwarze Sorge mit ihren blutigen Nadelstichen wich nicht von

ihrer Seite. Was Wunder, daß ihr verhärmtes Antlitz sich beseligt verklärt, wenn die goldige Kuppel der Klosterkirche vor ihnen auffsteigt. Hier vielleicht lächelt das Glück, hier vielleicht endigt Not, Jammer und Elend.

Und wenn auch dieser Traum sich nur als Traum erweist?

Die Pilger halten auf dem großen Klosterhofe an einer geweihten Quelle kurze Rast. Sie lagern zigeunerhaft vor geschwärzten Bottichen, in welche das heilbringende Naß geleitet ist. Gierig schlürfen sie es aus halbverfaulten Holzbechern, als netzte ein himmlischer Trank ihre Lippe. Das malerische Bild um sie her berührt sie kaum. Sie haben kein Ohr für das klingende Spiel des hohen Glockenturmes, der wie ein buntbemalter Riesenfinger zu dem blauen Himmel ragt, kein Auge für die Poesie eines kleinen Friedhofes, in dessen Boden der älteste Panslavist, Juri Krijanisch, und sein Nachahmer, Aksakow, von den Irrtümern des Lebens ausruhen, sie bemerken auch die zufrieden vorüberschreitenden Geistlichen nicht, die alle Rangstufen der Kirche veranschaulichen. Still und in sich gekehrt erwarten sie das Zeichen, daß der Gottesdienst in der Kathedrale beginnt, dann drängen sie erregt zu deren Thore. Paarweise dürfen sie eintreten. Ein geheimnisvolles Dunkel, das dicke Wachskerzen und unzählige kleine Talglichter kaum zu bewältigen vermögen, eine heiße, schwere Luft umfängt sie, fortwährend wirbeln blaue, kleine Weihrauchwolken aus Silbergefäßen empor.

In dieser schwachen Beleuchtung, welche die Gegenstände nur schwer erkennen läßt, tritt in einem Winkel das offene Grab des heiligen Sergius heraus. Chorsänger neben demselben, in finsteres Schwarz gekleidet, stimmen ein wehmütig klagendes Lied an. Sie fühlen, daß sie die Seele der Hörer treffen. Immer selbstbewußter, breiter und stimmungsvoller schwillt die Kraft ihrer tönenden Baßstimmen an. Die gleichgültigen Tataren- und Scythengesichter beleben sich, in dem Auge der Frauen zittert eine Thräne. Langsam, Schritt für Schritt, gelangen sie bis an den Sarg, über den eine scharlachrote, goldgestickte Decke gebreitet ist. Wer es wagte, sie zu heben, zerstört das Märchen

dieſes Kloſters, daß unter dieſer ſchwachen Hülle der Leichnam des frommen Sergius, unberührt von der Kraft der Verweſung, in blühender Friſche fünf Jahrhunderte ruht. Aber keiner von den Gläubigen, deren Antlitz von andächtiger Seligkeit erſtrahlt, wird das eigene Glück vernichten wollen.

Sie beeilen ſich nur, während neben ihnen der Klingelbeutel raſſelnd lärmt, demütig in die Kniee zu ſinken, das Zeichen des Kreuzes zu machen, ſich wieder zu erheben und mit demſelben Zeichen ſich wieder zu beugen, bis die Wächter unwirſch mahnen, daß es genug der Andacht ſei.

Erweiſt dieſe fromme Pantomime, wie tief das chriſtliche Gefühl im ruſſiſchen Volke lebt?

Doch nur dem oberflächlichen Urteile.

Die Einführung des Chriſtentums — die Büchereien von Troitzko-Sergijewsk geben hierüber lehrreichen Aufſchluß — gelang in Rußland ohne große Kämpfe. Die heilige Olga, ein Weib aus dem Volke, das die Frömmigkeit zu den Stufen des irdiſchen und himmliſchen Thrones emporſteigen ließ, erſchien zuerſt um die neue Lehre bemüht. Ihr Sohn Swjatoslaw, eine geharniſchte Natur, verteidigte das Herkommen.

„Meine Krieger würden mich verſpotten, wollte ich unſeren Glauben vernichten," meinte er abwehrend. Die Überzeugungsfähigkeit des Heidentums wurde ſchwächer.

Um das Ende des zehnten Jahrhunderts berief Großfürſt Wladimir einen Ausſchuß, der in „Ruhe und Frieden" über den Wert der monotheiſtiſchen Religionen zu Gericht ſitzen ſollte. Dieſer verwarf den Islam, weil er den Wein, „welcher der Ruſſen Freude iſt", verbietet, er wollte von dem Judentum nichts wiſſen, weil es den Eintritt von einem blutigen Opfer abhängig macht; er fand den Ritus der katholiſchen Kirche zu einfach und zu raſch vorübergleitend — was ihn voll begeiſterte, war der ſchwere Glanz und Pomp der Kirche von Byzanz. So wurde Rußland orthodox, die alten religiöſen Satzungen ſanken im Werte, die hölzernen Idole mit ihren leuchtenden vergoldeten Bärten wurden in die Fluten geſenkt.

Waren sie hier für immer begraben?

Auf einem der Kongresse, die jetzt so ungescheut die geistige Umnachtung anstreben, suchte ein Redner mit großer Inbrunst die von niemandem bestrittene Behauptung zu erweisen, „daß der alte Gott noch lebt".

Aber auch die alten Götter starben nicht.

Seltsam genug haben die Menschen, deren Auge sehen möchte, was ihr Herz glauben soll, immer sehnsüchtig zu ihrem Zauber hinübergeschielt. Das Volk, dem zuerst die Lehre von dem einzigen Gotte unter dem Donner Sinais verkündet wurde, beeilte sich, Götzen im Schatten dieses Berges aufzustellen, und ahmte die religiösen Mißbräuche des Orients nach; die ersten Christen sangen die Psalmen Davids, die den Bilderdienst verspotten, wie ein stürmisches Kriegslied zu den Tempeln der Römer hinauf, aber sie wurden bald so empfänglich für die alten Irrlehren, daß schon früh — zu Beginn des vierten Jahrhunderts — in einem ganz lutherisch veranlagten Presbyter*) die Vorahnung des Reformationsgeistes erwachte; sehnsüchtig blickten damals die denkenden Geister zu einer früheren Epoche geistiger Strömungen zurück, in welcher der Jude Aristobul die Spuren des Dogmas vom einzigen Gott in den Allegorien der griechischen Glaubenslehre verfolgte, der Helene Philon die Ideen Platos als den Erweis für die Richtigkeit monotheistischer Überzeugungen erklärte und die Stoiker ihre milde Weisheit predigten, die später im Evangelium ewiges Leben gewann.

Es war zweifellos, daß die christliche Lehre eine siegreiche Gewalt über das Römerreich erstritten hatte, aber die Kette, die man abstreifte, schloß sich wieder, die religiöse Macht, die für immer vernichtet schien, wurde abermals lebendig — am lebendigsten in Byzanz. Vergeblich das Bemühen erleuchteter Fürsten,

*) Der Presbyter Vigilantius bekämpfte den Aberglauben der Mönche auf das heftigste, er geißelte standhaft den beginnenden Mißbrauch mit Reliquien und Heiligen, wofür ihn der heilige Hieronymus mit der Hydra, dem Cerberus und den Centauren vergleicht und ihn als Stimmführer des Teufels erklärt.

hier die Mißbräuche eines heidnischen Christentums oder eines christlichen Heidentums zu mildern. In ihrer Nähe, in dem Kreise ihrer Familien und Frauen erhob sich der bigotte Verrat, der die vornehmen Absichten gegen den Bilder- und Götzendienst zerstörte.

Das Wesen dieses Kultes, der so wenig zurückhaltend Altes und Neues zusammenströmen ließ, brachten die griechischen Missionäre nach Rußland. Seine Kirchenfürsten zeigten die Nachgiebigkeit ihrer hellenischen Vorbilder. Die mohammedanische Oberhoheit bedrückte den russischen Boden, unwillkürlich spielte mancher Brauch der Moschee in die orthodoxe Kirche; freudiger noch gönnte sie den altslavischen Traditionen Einlaß. Ihre listigen Götter und Drachentöter schlichen sich in dünner Verkleidung in den christlichen Himmel. Die heiligen Georg, Michael und Nikolaus sind nur die Erben der heldenhaften Stribog und des Donnergottes Perun; Nikolaus, der beliebteste dieser Trias, ist — sehr bezeichnend für die Macht der heidnischen Überlieferung — nach der Meinung der russischen Bauern nur ein Vicekönig des Himmels, der Stellvertreter Gottvaters, der in einem Augenblicke ernstlicher Verhinderung oder Schwäche dem Nachfolger Peruns Scepter und Krone willig ausliefern wird.

In dieser naiven Glaubenssphäre ist natürlich Raum für den Zauberwahn des Altertums. Dem Muschik ist Gott der oberste Magier, Christus ein Zauberer, das Kreuzeszeichen die Abwehr böser Geister und ihrer Anschläge — er vermag nicht zu leben, ohne an die Wunderkraft der geweihten Dinge zu glauben, die zu den Heiligen in Verbindung stehen.

In einer Kapelle neben der Kathedrale zu Sergijewsk steht der Sarg, in dem man zuerst die Leiche des heiligen Klostergründers entdeckt haben will. Span um Span, Stück um Stück brechen die Pilger aus dessen Holze, um ein sicher wirkendes Mittel gegen Zahnschmerzen zu gewinnen. Sieht man diese zahllosen Menschen wie Feldmäuse an den morschen Sargbrettern nagen, dann muß man glauben, daß dieselben eine geheimnisvolle Kraft, sich immer wieder zu erneuern, besitzen, da sie sonst

unmöglich der fanatischen Zerstörungswut der Menge auf die Dauer widerstehen könnten.

In Moskau ersannen spekulative Köpfe eine hohe Taxe, für welche das Gnadenbild der iberischen Mutter Gottes außerhalb der ihm gewidmeten Kapelle wirken darf. In der That geschieht es nicht selten, daß man ihm in einer altmodischen, von vier schweren Rappen gezogenen Karrosse begegnet. Es wandert zu einem Manne von Vermögen, der von dem Anblicke der iberischen Mutter Genesung von einer Krankheit oder die Erfüllung eines Lieblingswunsches erwartet. Vor Jahren erhob ein Kirchenfürst, der Erzbischof Ambrosius, Einspruch gegen diese Profanierung der heiligsten Vorstellungen.

„Seid ihr krank, nehmt einen Arzt, wünscht ihr die Erfüllung von Plänen, thut, was notwendig erscheint, sie reifen zu lassen!" rief er von der Kanzel seiner Gemeinde zu, welche gewohnt war, ihm andachtsvoll zu lauschen.

Das weise Wort weckte einen Sturm.

Der wilde Ruf: „Wir wollen unsere iberische Mutter! Steinigt ihn!" erscholl in allen Straßen.

Die Kraft der Masse war erwacht. Sie ließ sich erst beschwören, nachdem der Wahnwitz der Empörten sein Opfer hatte und Ambrosius ermordet an der Schwelle eines Kirchenthores lag.

Ein Steinwurf hatte ihn getötet.

Wo ist die Ursache dieser Stimmungen eines mehr leichtgläubigen als gläubigen Volkes? In seiner tiefen Unwissenheit? In seinem unabänderlichen Herkommen oder in den Einwirkungen einer erbarmungslosen Natur, deren endlose Ebene mit ihren Schrecken des Frostes, der Überschwemmungen und der fortwährend sich erneuernden Feuersgefahren die Geister der Menschen in ein traumhaft-mystisches Dunkel hüllt? — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Kunst und Witz des Handels haben in Rußland hohen Anwert, die ersten Landesfürsten waren kluge Kaufleute, die den Vertrieb aller Bodenerzeugnisse in ihrer Hand vereinigten. Ihr Geschäftsgeheimnis war bald ihrer Umgebung — der weltlichen

wie der geistlichen — verraten. So ist auch schon vor langer Zeit Troitzko-Sergijewsk als Handelsplatz berühmt geworden; es hat seine Jahrmärkte, die an die Verkaufsstätten neben den Tempeln und Hainen der Heiden erinnern. Vor den Klostermauern türmen sich zur Marktzeit auf einer Fläche, die der Blick kaum zu umspannen vermag, Berge von ineinander geschachtelten Gefährten auf, welche die reichen Besucher hierherbrachten.

Diese finden hier einen großen Getreide-, Woll-, Kleider-, Pelz-, ja selbst einen Roßmarkt, zu dem Juden und Zigeuner so hoffnungsselig herbeikommen wie die Pilger, deren Seelenwunde nach den Tröstungen des Klosters verlangt. Die Mönche erbauten, um den Marktbesuch zu fördern, Schenken und Wirtshäuser, in denen im Stile des Mittelalters ihre Knechte den Dienst versehen. Dem modernen Komfort gewährten die frommen Brüder vorläufig keinen Einlaß, die Stuben dieser Klosterhotels sind weiß getüncht, die Einrichtung ist von derbknorrigem Holze, die Mauern zeigen keinen Schmuck, nur in den Zimmerecken grüßt aus versilbertem Metallbelag ein schwarzes Marienbild, zu dem ein bescheidenes Lämpchen glühend aufschaut.

Es pflegt hier niemals hoch herzugehen, wiewohl Bier und Wein, Kwas und Wodka reichlich geschenkt wird. Das Phlegma der Wirtsleute, das Erscheinen der Popen und Mönche, die wie Büßer durch die Reihen der Gäste schreiten, die Nähe der Kirchen, deren Glocken und Sang fortwährend vernehmlich bleibt, schaffen eine angsterfüllte Stimmung, die an die von Lourdes gemahnt, heitere Töne fehlen, die Farben des Lebens erscheinen gedämpft, wie unter einem schwarzen Schleier.

Gleich Lourdes hat auch Sergijewsk seine Magazine, in denen nur Priester schalten. Sie haben Mühe, dem Andrange zu begegnen, wiewohl alles mustergültig geordnet ist und jeder Zweig der frommen Fabrikation seine besondere Abteilung hat. Es giebt Läden für geweihtes Brot, andere für heiliges Öl, wieder andere für Schnitzereien aus Cedernholz, für Amulette und Heiligenbilder.

Die Preise steigen von einer Kopeke bis zu fünf Rubeln;

das Kloster nimmt nach einem gewissen Gleichheitsprincip immer denselben Gewinnsatz, aber die billigsten Gegenstände sind die einträglichsten. Sie locken die Masse. Überall zahlen die Pilger freudig, was von ihnen gefordert wird — wo gäbe es auch noch eine Ware, die gegen Sturm und Wetter, Krankheit und Not, ja selbst gegen Neid und Übelwollen der Menschen schützt und die Ungläubigen, die ihrem Zauber mißtrauen, mit Strafen für diesen Frevel bedroht? Auch Druckwerke gelangen in einem schmucken Bücherladen zum Verkaufe: fromme Litteratur und kleine Flugschriften „für Analphabeten", denen dringend angeraten wird, lesen zu lernen.

Die Kirche ist in Rußland, wo das Volk von so krasser Unbildung ist, auf dem Standpunkte der Mönche Karls des Großen, sie selbst empfiehlt einen von den Popen zu regelnden Schulzwang, nur die Gebildeten möchte sie — wie dies einst Julian der Apostat zum Verderben der Christen wollte — aller Quellen der Wissenschaft berauben und auf die heiligen Bücher beschränken *).

Die Mönche in Troitzko-Sergijewsk verkaufen nur eigenes Erzeugnis. Neben dem Seminar und den Klosterschulen, wo die künftigen Popen, Äbte und Bischöfe noch jugendfrisch, mit lockigem Haar und voll Hoffnung für die Zukunft auf der Schulbank sitzen, stehen die Fabriken des Klosters. Hier wird gemodelt und gemalt, geprägt und geschnitzt, auch der goldgelbe Teig des geweihten Brotes geknetet und gebacken. Die schwarzen Gesellen

*) Julian bemerkte geringschätzig in einem seiner Edikte, das sich unter seinen Briefen (XLII) befindet, daß Menschen, die das Verdienst unbedingten Glaubens preisen, auf die Vorteile der Wissenschaft keinen Anspruch haben, und wollte, daß die Christen, da sie sich weigerten, die Götter der römischen und griechischen Klassiker anzuerkennen, sich auf die Weisheit des Lukas und Matthäus beschränken sollten. Es wurde ihnen infolgedessen verboten, zu lernen und zu lehren. Die Christen nahmen zu dem Auswege Zuflucht, Bücher für ihre eigenen Schulen zu verfassen. Apollinaris versuchte christliche Nachahmungen des Homer, Pindar, Euripides und Menander. Die ersten Theologen waren noch nicht unwissend und fanatisch genug, in der Bildungslosigkeit ein Heil der Menschen zu erblicken.

stehen unter einer unerbittlichen Censur. „Nicht allein das Werk, auch der Wandel seines Schöpfers sei wohlgefällig," besagt ein altes Klostergesetz.

Nur die Chorsänger genießen das Vorrecht größerer Freiheit. Sie sind Künstlerblut und die Schoßkinder der Pilger wie der Mönche. In der Speisestunde der letzteren würzt die Harmonie ihres Sanges das Mahl im Refektorium. Dieses bildet den ältesten Flügel des Klosters: ein plumper Bau aus Stein und Ziegeln, die phantastischen Schnörkel seiner Außenwände tauchte der farbenfreundliche russische Stil in die grellste Tünche. Im luftigen Saale speisen die Geistlichen an drei langen hufeisenförmigen eichenen Tischen aus irdenen Schüsseln; der Wein fließt nur spärlich aus alten hohen Krügen. Auf einer Galerie in schwindliger Höhe ist der Platz der Sänger. Ihre Köpfe stoßen an die Decke, die ein Bild von keckem Schwunge ziert. Der Künstler, aus der einst berühmten Schule des Klosters, der es schuf, war ein Ironiker; neben den geistlichen Werk- und Verkaufsstätten malte er Jesum, wie er zornerfüllt die Krämer aus dem Tempel jagt.

Niemand versteht diese Bildersprache. Die Menge sieht nur die Mönche, die, wie einst die Herrscher, vor zahlreichen Zuschauern speisen; sie lauscht nur dem Tafelliede, das bald heiter, bald schwermütig die Seelen seiner Hörer zwingt.

Der Ruf dieser Sänger ist wohlverdient. Es ist mancher Künstler unter ihnen, freilich auch mancher Ekkehard. Seine Hadwig wohnt drüben in Moskau in einem reichen Kaufmannshause, dessen Besitzer nur Herz für Ziffern hat. Während er sich müht, Million auf Million zu häufen, schleicht seine unverstandene Gattin in das Waldesgrün von Sergi-Troizkaja, wo allem mönchischen Gelübde zum Trotz die unsichtbar wirkenden magischen Kräfte weben, welche die ewige Lust der Liebe wecken. . . .

Der Gewinn aus den klösterlichen Industriezweigen ist groß. „Das Brot allein, das die Reichen in Moskau als Theegebäck sehr schätzen," erzählt meine Cicerone, „bringt alljährlich hundert- bis hundertzwanzigtausend Rubel. In früheren Zeiten

hat es nur tausend bis zweitausend Rubel getragen. Unser Geschäft wird immer besser."

So wachsen hier Reichtum und Wohlstand.

Davon erzählt am lebendigsten die Schatzkammer. Geschmeide, Weihgeschenke, Diademe, Bildwerke von Edelsteinen, geschliffene Achate, in denen wundersame Farbenspiele die Vertrautheit der Natur mit der heiligen Geschichte erweisen sollen, Meßgewänder, Goldbarren, Reife und Perlenschnüre vereinigen sich hier zu einem Gesamtwerte von sechshundertfünfzig Millionen!

Schon die christlichen Prinzessinnen von Byzanz bereicherten diese schillernde Sammlung; die wertvollsten Gaben stammen von den Zarinnen, die wie Heldinnen Sacher-Masochs: schön, im Pelze, mit liebeswarmem Herzen und der Peitsche in der Hand, durch die Geschichte Rußlands schritten. Sie stickten allerlei Gewänder für das Kloster, bei denen nicht Wolle, sondern Brillanten und Perlen, welche die Gabe zierten, die Hauptsache waren.

Voltaire, der die große Katharina sehr bewunderte, meinte, wenn von dem Tode ihres Gatten die Rede war, mit abwehrendem Lächeln: „Das sind Familiengeschichten."

An ähnliche Geschichten erinnert viele Pracht dieser Schatzkammer. Die Lilienfinger, aus denen sie hervorgegangen, wußten nicht nur kleine Sticknadeln, sondern viel schärfere Instrumente flink in Bewegung zu setzen. Wenn diese am sichersten getroffen hatten, dann kamen die kostbaren Bußgewänder hierher, um eine schwere Sünde aus dem Buche der Schuld zu tilgen.

So ungescheut sich diese Pracht dem harmlosen Besucher erschließen darf, so mißtrauisch wird sie dem Auge der Mächtigen entzogen. Diese Vorsicht ist berechtigt. Die Einkünfte des Klosters wurden oft beschränkt. Peter I. schmälerte sie auf die Hälfte, Katharina II. nahm, als die Zahl der Leibeigenen von Troitzko-Sergijewsk auf hundertzwanzigtausend gestiegen war, fast all seinen Grund und Boden, und es ist noch gar nicht lange her, daß ein Kaiser hier eine Anleihe von erschreckender Höhe machte. Dies war Nikolaus I., den der Erzbischof von Moskau, Philaret, als oberster Verweser des Klosters durch die Schatzkammer begleitete.

„Ihr seid sehr reich," meinte der Kaiser, „wie diese Pracht bezeugt, ich aber bin daran, einen Krieg zu beginnen und brauche Geld. Ihr werdet die Summe meinem Finanzminister zur Verfügung stellen, die dieser euch bestimmt."

„Das können wir nicht," gab Philaret mit verhaltenem Grolle zurück, „nicht wir sind reich, wir sind arm und verwalten nur Gottes Gut. Es ist unerlaubt, dieses zu berühren."

„Wer sagt das?" flammte der Kaiser auf.

„Gott!" antwortete Philaret.

Der Kaiser schien betroffen.

Diesem Philaret hatte Alexander I. seine letzten Verfügungen anvertraut, welche die Erbfolge zu Gunsten des jüngeren Bruders Nikolaus abänderten; sein Geheimnis, sein Glück, seine Zukunft hatten lange in der Hand des Erzbischofs von Moskau geruht.

„Gott!" wiederholte Philaret, „und das Anathema seiner Kirche trifft den, der sein Gut an sich reißt."

„Meinst du?" erwiderte der Zar, der seinen Stolz und seine gewohnte Haltung wieder gefunden hatte.

„Meinst du das wirklich? Aber es handelt sich nicht um *sein* Gut, denn das Kloster ist mein wie euer Schatz und euer Geld, wie euer Boden, wie ihr und wie du selbst. Dies alles und ihr alle gehöret mir!"

Nikolaus erwies sich als der Mächtigere. Die Troitzkaja Lawra hat viele Millionen zu dem Kriege mit den Verbündeten beigesteuert. Heute ist das Verhältnis der Autoritäten von Staat und Kirche ein anderes. Die Kirche fühlt die Macht ihrer Feinde; sie allein ist zurückgeblieben während aller geistigen Bewegungen in Rußland; der Unglaube, die Macht der Sekten bedrohen sie gleich stark. Der Nihilismus, der in jedem Russen lebt, verschont auch den Himmel nicht. Die Mode spöttischen Zweifels in religiösen Fragen ist sehr verbreitet; Denker wie Tolstoi lehrten die weniger Vorgeschrittenen einen gläubigen Unglauben. Ihre Philosophie wurzelt in den Anfängen des Christentums, in Auffassungen Aristobuls, Philons, Epiktets. Wenn dieser die Rückkehr zur Einfachheit forderte, verlangte er kaum anderes als

Tolſtoi; die Liebe, die er predigte, ähnelt der, welche die Gemeinden des Einſiedlers von Jasnaja-Poljana begeiſtert; für das Princip des alten Stoikers, „daß leben dulden heißt“, gehen die Heldinnen Tolſtois wie Doſtojewskis in den Tod.

Die Bedeutung ihrer ſchwärmeriſchen Anhänger ſteigt fortwährend wie die der Sekten; die Zahl der altgläubigen Raskolniki iſt ſo groß, daß man ſie geſetzlich anerkennen muß. Sie beſtreiten die Rechtmäßigkeit der orthodoxen Kirche auf das leidenſchaftlichſte, ſie ſchließen Civil-Ehen, ſie ſterben, ohne die letzte Tröſtung zu empfangen, nur um die geiſtliche Hilfe eines orthodoxen Prieſters von ſich zu weiſen. Der Reichſte der Reichen in Rußland, der Fabrikant Moroſow, deſſen Großmut die berühmten Moskauer hygieniſchen Anſtalten der Hochſchule errichtete und für deren Erhaltung fünf Millionen ſpendete, verfügte letztwillig, daß ſeine Lakaien ihn zu Grabe tragen, damit ſeine Leiche nicht durch die Hand eines falſchen Prieſters entweiht würde. Die orthodoxe Kirche kennt dieſe Gegner und beugt ſich in banger Sorge vor ihrer wachſenden Kraft demütig vor dem Staate. Seit Alexander III., der in die reaktionärſten Netze ging, findet ſie mächtigen Schutz; ſelbſt ihrem Anſpruche an den Wunderglauben erteilt die Regierung volle Billigung.

In Tſchernigow wollten jüngſt Mönche, während ſie alte Gräber aufwühlten, unter moderndem Gebein den Leichnam eines Einſiedlers Theodoſius in jener Friſche entdeckt haben, die als Merkmal der orthodoxen Heiligkeit gilt. Man erſtattete dem Synod Bericht über Fund und Wunder, die bei dieſem Anlaß gläubige Seelen in Verzückung brachten. Eine Unterſuchung wurde angeordnet, und in dem Jahrhundert, das trotz aller Siege über die Kräfte der Natur nicht das der Aufklärung ſein will, erſchien ein Ukas Nikolaus' II., der die Heiligſprechung des Theodoſius, die Wundermacht ſeiner Gebeine, die Notwendigkeit, an ſeiner Bahre ein neues Mekka zu errichten, von Staatswegen anerkennt.

„Man war zu leichtfertig bei dieſer Unterſuchung,“ meinen die Mönche von Sergijewsk in jener milden Heiterkeit, die ihr Wort umkleidet. „Was ſoll ein Theodoſius in Rußland,

das einen Sergius hat? Die Konkurrenz ist zu ungleich. Sie wird uns auch nicht schaden. Was thuts, daß die iberische Mutter in Kiew keine Gläubigen hat; in Moskau verliert sie ihre Anhänger nicht und sie wird noch viel Gutes thun und manchen Frevel hindern!"

Die Neigung zum Mönchsleben ist so mächtig in Rußland, daß die Klosterhallen der Troitzkaja sich bald zu klein erwiesen; die Zahl der mönchischen Ansiedlungen in seiner Nähe war unabläßig im Wachsen. Die berühmteste von diesen heißt Gethsemane, wo vor Jahren Einsiedler ihre Höhlen unter die üppigen Wiesen gruben. Die benachbarten Mönche erschienen ihnen als Genußmenschen, in das Leben des Anachoreten sollte ihrer Meinung nach kein Lichtstrahl dringen.

Es gilt noch heute als gottesfürchtig, ihre Zellen zu besuchen, neben denen unterirdische Kapellen den frommen Bedürfnissen der gläubigen Pilger Genüge thun. Vorsichtig, gebückt, Stuf' auf, Stuf' ab an mächtigen Säulenstützen und Erdwänden vorüber, von denen das Wasser hrunterrieselt, wallt man, eine brennende Kerze in der Hand, in diese weihraucherfüllte Unterwelt. Der Führer in härenem Gewand, mit Sandalen an den nackten Füßen, schreitet voran, seine Pechfackel erhellt die Qual der einstigen Bewohner dieser Kammern.

„Unsere Einsiedler nehmen damit nicht mehr vorlieb," meint er lachend, während er die Thür zu der tiefsten Zelle aufstößt, die sich in eine aufsteigende Felswand gebohrt hat.

Wirklich führen die Mönche von heute in einem geräumigen Kloster oder in kleinen Cottages, die sich dem modernen Villenstil nähern, ein ungleich besseres Dasein. Das hat ihren Ruhm nicht geschmälert, und die Gläubigen suchen ihren Rat, wenn sie vor verschlungenen Pfaden des Lebens oder vor verwickelten Geschäften desselben stehen. Der berühmteste dieser Brüder, in denen die patriarchalische Überlegenheit der Erzväter und die kluge Geschicklichkeit der wahrsagenden Magier fortlebt, ist der heilige Warnawa.

Er ist die Zugkraft Gethsemanes. Geduldig harrt die Menge

vor seinem Thor, ein Wort, ein Lächeln, ein Blick von ihm genügt ihr. Ich darf ihm an der Seite eines seiner Freunde nahen; der Prophet hat uns kaum erblickt, und schon kommt er lächelnd und bahnt uns freundlich eine Gasse durch die gaffenden Menschen. Ein Fremder in diesem Bereiche genießt die Vorrechte der Hochstehenden.

„Sie stammen," meint Warnawa, „aus Österreich — seltsam, aus Österreich, Sie sind der Erste aus diesem Lande, den ich sehe; Franzosen, Engländer verirren sich häufig hierher, Deutsche oder Österreicher nie."

Er öffnet die Thür seiner Wohnung, deren Fenster die Aussicht zu einem hübschen Gärtchen erschließen, in dem junge Blüten duften, ein paar Fruchtbäume ihre schweren Äste zu Boden neigen, kleine Gemüsebeete die Nahrung ihres Besitzers reifen lassen und hohe Bienenkörbe aus üppigem Gesträuche herausragen. Die Wohnung des Mönches ist behaglich geschmückt, ihr Mittelpunkt ein hoher Lehnstuhl mit allerlei Schnitzwerk, dem gegenüber ein Zeisig, unermüdlich zwitschernd, in seiner Käfigzelle auf und nieder hüpft. Vergleicht man diese von der stillen Poesie der Genügsamkeit verklärte Stätte mit jener der mönchischen Troglodyten von ehedem, die ohne frischen Atemzug, ohne jegliches Gefühl für die edelste Empfindung des Menschen, ohne Sinn für die Freiheit ihr Leben verdämmerten, dann lernt man an dieser öden Stätte einer russischen Einsiedelei erkennen, daß die Welt vorwärtsdrängt, und daß die Zeit die finstern Mächte, die ihren Fortschritt zu hemmen suchen, ebenso unbarmherzig zermalmen wird wie die gewissenlosen Streber, welche ihnen Vorschub leisten.

Warnawa ist ein hoher Sechziger, trotzdem ist sein Haar noch braun, in dem langen Barte, der zur Brust herniederreicht, schimmert kein weißes Fädchen, sein Gang blieb frisch und aufrecht; der Mensch lebt vielleicht doch besser für sich allein als in Gesellschaft, die ihm das Gift in lockender Hülle reicht.

„Wie kamen Sie in diesen stillen Kreis?" frage ich unbefangen den Einsiedler.

„Ich bin das Kind eines Leibeigenen," erwidert er, „selbst

als Leibeigener geboren. Als Knabe zeigte ich Luſt, leſen zu lernen. Ich war beklommen und voll Sehnſucht jedem Buche gegenüber. So geriet ich in die Kloſterſchule. Eines Nachmittags nach der Vesperzeit fiel der Blick Philarets auf mich. Mein Glück war gemacht; ich erhielt heilige Bücher, kam hierher und hier werde ich wohl bleiben, ſo lange es Gott gefällt."

„Und die Menſchen, die Ihnen ſo drängend nahen, was erhalten ſie von Ihnen?"

„Nichts. Einen Rat, den meine Erfahrung eingiebt; Kaufleute, die vor großen Geſchäften ſtehen, Ehepaare, die ſich entzweien, junge Menſchen, die nicht wiſſen, ob ſie heiraten ſollen, kommen und fragen, wie ſie zu handeln haben; ich höre ſie, prüfe die Dinge und rate, was mir mein Gott eingiebt. Oh, die Menſchen kommen weit her, ſie ſchreiben wohl auch. Da ſehen Sie."

Der Mönch deutet auf ſeinen Schreibtiſch, auf dem unter friſchen Blumen zahlloſe Briefe, eröffnete und uneröffnete, Fragen und Antworten liegen.

„Sie bemühen ſich ſehr um die Gläubigen Ihrer Kirche?"

„Nicht nur um dieſe. ‚Der Himmel gehört allen, die ihn ſuchen', lehrte uns Chriſtus. „Wer hätte ein Recht, jemanden ausſchließen zu wollen. Zu meiner Gemeinde zählen Armenier, Tataren, Katholiſche, Juden und Türken; vor dem Prieſter ſollen alle gleich ſein. Iſt das bei Ihnen nicht ſo?"

Dieſe Frage ſoll das Geſpräch wohl nur auf das Gebiet des Perſönlichen wenden, denn ohne eine Antwort abzuwarten, fügt der Prophet neugierig-forſchend hinzu: „Aber was iſt Ihr Beruf?"

„Ich ſchreibe in eine Zeitung, die jenſeits der ruſſiſchen Grenze erſcheint."

„In eine Zeitung? So — dann gebe Ihnen Gott, der gerecht iſt, gute Einfälle und freundliche Leſer."

Ähnlich harmloſe Wendungen, von einem Abſchiedsſegen begleitet, genügen den Frommen. Warnawa iſt keiner von denen, die täuſchen wollen, kein lächelnder Augur, kein Kalchas, der

unter den Gaben, die der Tag ihm bringt, die Blumen verächtlich bei seite schiebt; er gehört zu jenem Heere der Einfältigen und Armen im Geiste, die bei aller Milde des Herzens die Holzstöße herbeitragen würden, wenn es der Kirche wieder beifiele, ihre Gegner auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen.

In dem Gespräche mit dem Mönche ist der Tag gesunken. Die Schatten der Finsternis steigen auf, mit ihren Riesenarmen hält sie die Einsiedler, das Kloster und seine Umgebung umfangen. Kein Mondschein auf dem Himmel, die Sterne glanzlos matt und weit, die Gebäude wie finster zusammengeballtes Gewölke am Horizonte, die Waldbäume neben ihnen gleich Riesenpopen, denen lange Nebelschleier gespenstig vom Haupte fallen. Natur und Menschen liegen in tiefer Ruhe, die Glocken in den Kirchtürmen, Pilger und Mönche, selbst die Tiere schlafen. Stille Nacht rings umher — keine ewige Nacht, wie es verzagt im Liede heißt! Über ein Kurzes wird der Morgen grauen — die Sonne bricht aus dem Gewölk, und auch in diesem düstern Klostergebiete beginnt es hell zu tagen.

Elftes Kapitel.

Die polnische Frage.

In dem Gewühle der Krönungsfeste konnte man wiederholt zwei Gäste auffallend hervortreten sehen, deren Einfachheit dem Glanze des Hofes seltsam widersprach. Beide ähnelten den übrigen Anwesenden in goldgestickten Uniformen, juwelenbesetzten Gewändern und farbigen Trachten sehr wenig, sie waren Priester. Der eine mit einem dunklen, feisten Napoleonskopfe: Monsignore Tarnassi, der andere mit der schärferen Physiognomie des schneidigen Streiters der Kirche: Kardinal Agliardi, der in Moskau, umgeben von einem kleinen Stabe, Hof hielt, wie in Wien, wo seine Hand sich so entgegenkommend den wüsten Politikern von der Straße entgegenstreckte. Das widerspruchvolle Wesen der zwei geistlichen Diplomaten erinnerte an ein Scherzspiel der Reformationszeit, die an der römischen Kurie schärfer Kritik übte, als unsere ruhig-objektive Gegenwart. Dieses stellte einen päpstlichen Legaten durch zwei Personen dar, von denen eine die heftigsten Geberden machte, während die zweite das Wort in süßlich milde Töne kleidete. Etwas von diesem satirischen Kontraste lebt in der Art der Würdenträger, die Rom nach Moskau entsendet.

Monsignore Tarnassi hatte den freundlichsten Wertmesser für Rußland, er gewann alles und alle durch seine Art zu fordern, wie durch die Form, den geäußerten Wunsch zu vertreten. Agliardi erschien viel kriegerischer. Er wußte sehr gut, daß —

wenn die Polizei nur will — in Rußland kein Amts-, Familien- und Briefgeheimnis aufrecht steht, und daß deshalb politische Konventikel gefährlicher sind, als in dem stillen Hause am Hof in Wien oder in den Salons der ungarischen Aristokratie, aber die Gewohnheitsagitation ist so lebendig in sein Blut übergegangen, daß er trotzdem vielbemerkte Zusammenkünfte, Beratungen und Konferenzen abhielt.

Der Schauplatz dieser flüsternd geführten Miniatur-Verschwörungen, mehr noch ihr religiös-politischer Charakter lenkt die Aufmerksamkeit auf die bedeutsamste Frage im öffentlichen Leben Rußlands, auf die — polnische.

Sie besteht seit Jahrhunderten, seit Russen und Polen aufeinanderstießen. Einen Augenblick schien es, als sollten sie vereint den europäischen Osten beherrschen, aber die Versuche einer Annäherung scheiterten rasch. Bei der ersten ernsteren Bestrebung der Russen, die Civilisation, einen Blick oder, wie sie sagten — „ein Fenster" nach Europa zu gewinnen, traten die inneren Gegensätze der zwei Völker an die Oberfläche. Diese mußten sich unausgesetzt verschärfen, bis eines Tages beide Nationen vor dem großen Scheidewege standen, an dem ihr Geschick besiegelt wurde.

Das katholische Polen unterwarf sich bedingungslos dem Einflusse Roms, während die orthodoxen Russen die Freiheit ihres Staatsgebildes von fremden Einflüssen ungeschmälert zu erhalten wußten.

Sehr zu ihrem Glücke!

Die neuere russische Geschichtsforschung, welcher die so wenig erschlossenen Archive der Heimat offen stehen, lenkt mit gerechter Befriedigung die Aufmerksamkeit auf längst vergessene Bestrebungen der ersten großen protestantischen Regenten. Elisabeth von England, Gustav Adolph von Schweden fanden einen verwandten Zug in der religiösen Natur des kaum entwickelten russischen Staatswesens, sie suchten es an die Seite jener Mächte zu ziehen, die der finstern Politik Philipps II. und der katholischen Liga im siebzehnten Jahrhundert aus religiösen wie politischen Gründen ent-

gegenwirkten. Aus den Urſachen, welche dieſe Allianz ermöglichten, iſt Rußlands Macht emporgeſtiegen. Es konnte die grauſame Willkür tyranniſcher Herrſcher, die ausſchweifenden Sultanslaunen verliebter Fürſtinnen, den Druck einer erbärmlichen Günſtlingsherrſchaft, die mörderiſche Unfähigkeit ſchlechter Heerführer, den Übermut einer feilen Beamtenſchaft, die nur durch ihre Käuflichkeit erträglich wurde, über ſich ergehen laſſen und trotz alledem neue Kraft gewinnen — während die Polen, ihrem Nachbar ſcheinbar überlegen, ähnlich jenen verblendeten Fürſten des Weſtens, welche die Staatsaufgabe in der Unterthänigkeit für die Kirche ſuchten, von Stufe zu Stufe bis zu der kläglichſten Ohnmacht herabſanken!

Der Kampf, der dieſen Ausgang herbeiführte, war hart. Zu Beginn desſelben waren die Ruſſen im Nachteile. Hunderttauſend ihrer Krieger wurden von zehntauſend Polen in die Flucht geſchlagen; Rom und der Jeſuiten-General fanden Mittel, die Nachwirkung dieſer kläglichen Niederlage zu erhöhen. Die Patres Poſſevin und Scarpa wurden nicht müde, zu wühlen und zu ſchüren, man veranſtaltete Aufſtände und Empörungen, ließ alle Künſte ſpielen, um falſchen und würdeloſen Prätendenten der Volksgunſt den Glauben der Maſſe zu gewinnen. Den erſten Demetrius ſtreckte ein Dolchſtoß nieder, Rom fand einen zweiten, auch dieſer fiel — ein dritter ſtieg unerwartet aus der Verſenkung empor. Jedem dieſer Prätendenten folgte auf Eingebung ihres Beichtvaters, unter jauchzender Zuſtimmung des Adels, eine polniſche Dame, jene Marina Mniſchek, ins Ehebett, um den Glauben an ſeine Echtheit zu ſtärken. Solche Fechterſtücke waren ſiegreich, die nationale Kraft der Ruſſen ſchien zerbrochen, der Glockenturm Iwans läutete den Triumph der katholiſchen Prieſter ein, die auf dem Kreml ihre Meſſe laſen. In dieſe Zeit fällt der Sieg des Bauers Minin, deſſen Statue heute ſtolz auf dem größten Platze von Moskau aufſteigt. Dieſer kleine, von dem wildeſten Haſſe gegen Rom erfüllte Mann, dieſer Muſchik, der nur das Fleiſcherhandwerk und die armſelige

Kunst des Bodenbaues erlernt hatte, rettete seinem Volke die Selbständigkeit!

Seit dieser mächtigen Erhebung ist Rußland dem immer mehr entkräfteten Nachbar Schritt um Schritt näher gerückt. Es galt bald nur, das schwache Polenreich wie „einen Ärmel an das Nationalkleid zu heften." Eines Morgens standen die Heere Suworows vor den Mauern von Praga, dem Vororte Warschaus.

Nach dreitägigem blutigen Ringen berichtete der siegreiche Führer seiner Kaiserin: „Hurra Praga!"

„Bravo, Feldmarschall!" antwortete Katharina II.

In dieser lapidaren Kürze ruht die Grabschrift Polens; trotz aller Thränen des Volksliedes, trotz aller mannhaften Bemühungen, die alte Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, war sie für immer verloren. Die Gläubigen, die ihre Wiederkehr erwarteten, zerstreuten sich durch Europa. Unter den mannigfachsten Verkleidungen und Formen: in der Kutte, unter dem Waffen- und Beamtenrocke, im Salon, auf der Tribüne, in Wort und Schrift, sind sie für ihr ersehntes Ziel eingetreten; in den dreißiger Jahren förderten sie scheinbar enthusiastisch den erwachenden Liberalismus, nach zwei Jahrzehnten halfen sie, seine jungen Erfolge erdrücken; wir haben sie später in den fortgesetzten Reibungen und Kämpfen des öffentlichen Lebens ihr Feldzeichen chamäleonartig wechseln sehen; treu und unentwegt hielten sie nur zu der politisch-religiösen Tradition ihrer Ahnen; es war schwer zu entscheiden, ob sie mehr Polen, mehr Ultramontane seien, ob sie eigenen Eingebungen gehorchen oder wie Puppen von einer mächtigen fremden Hand geleitet werden?

In Rußland glaubt man das letztere.

„Was uns zu den Polen in einen so scharfen Gegensatz gebracht hat," hörte ich den Leiter des Synod, Herrn Pobedonoszew, sagen, „ist nicht ihre Nation, auch nicht ihr Glaube, sondern die Heeresfolge, die sie den Führern der Ecclesia militans und den Jesuiten leisten, welche mit allen Mitteln ihrer Kirche verlorene Gebiete wiedererobern wollen."

Diese Auffassung beherrscht nicht nur die extremen Vertreter der russischen Staatspolitik. Ganz in demselben Sinne äußerte sich in einem Gespräche der Polizeipräfekt von Petersburg, General v. Kleigels zu mir, ein Vertreter der vornehmsten und besten russischen Beamtenschule, die auch politische Fragen milde und aufgeklärt beurteilt.

„Ich kenne die Polen", meinte er. „Ein großer Teil meiner Dienstzeit wurde in Warschau verbracht, wo ich Polizeimeister war. Ich bin gut mit ihnen ausgekommen, sie sind persönlich achtungswert, aber ihre politische Haltung ist einfach eine Krankheit. Sie allein tragen Schuld, daß Rußland im Auslande so falsch beurteilt wird. In Lemberg und Krakau bestehen Fabriken, um lügnerische, maßlos böswillige Erfindungen über uns zu verbreiten und die öffentliche Meinung der Fremde systematisch zu unseren Ungunsten zu beeinflussen. Über die Person der Leiter dieser Thätigkeit ist hier Niemand im Zweifel, Rußland wird ihre Kampfesart aushalten, ich wünsche nur, daß Österreich nie bedauere, ihr so viel freien Spielraum gewährt zu haben."

Ähnliche Anschauungen beherrschen das gesamte russische Volk. Nicht seit heute und gestern. Alexander Herzen, dessen Sturmglocke eine neue Epoche anzukündigen schien, mußte plötzlich verstummen, weil seine Parteinahme für Polen verdächtig erschien; umgekehrt hat Katkow, der Liberale, seinen Übertritt zur Reaktion ungestraft vollziehen können, weil er vorgab, nur den Mißbrauch des Freiheitsprincips durch die Polen verhindern zu wollen. Auch die politischen Versuche, Rußland eine freie Entwicklung zu gewähren, waren von denselben Stimmungen beherrscht.

Als Loris-Melikow sein Verfassungswerk ausarbeitete, war die erste Sorge, den Einfluß der Polen einzudämmen. Die Zahl ihrer Abgeordneten für das geplante Reichsparlament, das „Semstwo", bestimmte er, sollte die Regierung feststellen, ihr blieb es vorbehalten, diese Deputierten zu ernennen und zu den Sitzungen, an denen sie teilzunehmen hatten, einzuladen.

Loris-Melikow hat heute noch Anhänger, sie halten fest an diesen Tendenzen, sie treten für Erleichterungen in der polnischen Verwaltungspraxis ein. Den politischen Wünschen der alten Feinde Rußlands stehen sie kalt, teilnahmslos und ablehnend gegenüber.

Die Hand Alexanders III., die so schwer auf Rußland lastete, offenbarte sich auch den Polen. Sie fühlten, wie reizbar sein Regime zu sein vermöge. Die Obrigkeit in Warschau hatte Befehl, den „polnischen Götzen" zu zerschlagen; mit eisiger Kälte suchte sie diese Aufgabe zu erfüllen. Eigentümlich genug, mit der Zeit fanden sich Bedrücker und Bedrückte ineinander. In der Prosa des Alltagslebens war wenig von der Schwüle der politischen Atmosphäre zu verspüren. Nicht nur in ihrer eigenen Provinz, überall in Rußland, vornehmlich in den großen Städten, begegnete man den Polen in hervorragender Stellung. In den Gilden, in Schule und Amt kam ihr Talent zur Geltung, in dem letzteren so auffallend, daß der russische Argwohn erwachte und fürchtete, die Polen wollen auf diesem Wege zur politischen Herrschaft gelangen. Der Zar verordnete, die polnischen Beamten im Staatsdienste nur bis zu einer gewissen Rangshöhe aufsteigen zu lassen.

Luft und Licht, Klima und geographische Lage ließen sich nicht ähnlich eindämmen. Die materielle Leistungsfähigkeit Polens, seine Steuerkraft wuchs, es wurde für Rußland, was Böhmen für Österreich ist. In Rußland führte die Befreiung der Leibeigenen zu einer Krise der Landwirtschaft, in Polen war von ihr kaum etwas zu spüren, seine Intelligenz verstand es, alle Bedingungen der Produktion, jeglichen Wechsel der Handelspolitik, die Billigkeit der Arbeitslöhne, die Schwerfälligkeit der Konkurrenz zu ihrem Vorteile auszunützen. Der Schutzzoll, der wirtschaftliche Kampf mit Deutschland haben Polen bereichert, nirgends stiegen so zahlreiche Fabrikschlote in die Höhe als hier, einzelne Städte, wie Lodz, entwickelten sich mit amerikanischer Geschwindigkeit, sie überschwemmten mit ihren Erzeugnissen von Leinwand, Tuch, Zucker, Wollwaren, Seifen und Beleuchtungs-

körpern das große russische Absatzgebiet, in dem die Sonne nicht untergeht — freilich auch — wie die Polen sagen — nicht aufgehen will.

Nikolaus II., humanen Regungen zugänglicher als sein Vater, scheint gewillt, die Regierungsform, die sich in Polen einwurzelte, menschenfreundlich umzugestalten. Unmittelbar nach seinem Regierungsantritte zeigte er, daß er Wert darauf lege, die wichtigsten der polnischen Beschwerden zu prüfen. Was konnte einer gerechten Würdigung ihres Inhaltes entgegenstehen, nachdem selbst der Gouverneur von Polen, Graf Schuwalow, die alten drakonischen Mittel für verbraucht ansieht? Die Milde des Kaisers ist auf Widerstand gestoßen. Man fürchtete, sie könnte mißdeutet und für Schwäche gehalten werden. Sicher war es kein Zufall, daß der Zar eines Abends in den Historischen Verein geladen wurde, um einen Vortrag anzuhören. Gegenstand desselben: Polen; der Vortragsmeister: der Chef des Heiligen Synod.

In seiner eindringlich-rauhen Weise zerzupfte dieser Polemiker von erbarmungsloser Schärfe die Romantik, welche Feuer und Wasser, die polnische Staatspartei der Czartoryski mit dem Zar vereinigen wollte und naturgemäß nur Enttäuschungen und Übles statt des erwarteten Guten erntete.

„Alexander I.", rief Pobedonoszew höhnisch im Angesichte seines Urenkels, „dachte an die Wiederherstellung Polens, weil er den Geist der Geschichte nicht kannte, der einen Gegensatz zwischen dem staatlichen Polen- und Russentum schuf. Mit dem Siege des einen ist der Untergang des andern entschieden!"

Dieser Vortrag spiegelte nur die Meinung eines Teiles der Regierung wieder. Wie der weitere Verlauf der Ereignisse zeigte, waren die Minister bemüht, die Lage der Polen zu verbessern.

„Was man will," sagte mir ein Gewährsmann, der zu den leitenden Kreisen in enger Fühlung ist, „war, zunächst den Eindruck gewinnen, daß man den polnischen Wünschen nicht völlige Gleichgültigkeit zeigt. Man hat in Rußland die Annexion Polens oft bedauert. Sie hat einen Herd der Unzufriedenheit, eine Wunde an unserer Grenze geschaffen, die es jedem Gegner

ermöglicht, dieſelbe im Kriegsfalle noch empfindlicher zu machen. Nun iſt der Irrtum einmal begangen. Man kann nicht mehr zurück. Man müßte daher alles aufbieten, die Lage zu beſſern. Vielleicht kommt man mit Klugheit zum Ziele. Ernſt wird die Frage immer bleiben. Wie thöricht iſt es, unter ſolchen Umſtänden uns Annexionsabſichten auf neue polniſche Gebietsteile zuzuſchreiben. Wir haben genug an unſeren alten Polen. Möchte die nächſte Zukunft eine Annäherung an dieſelben ermöglichen und ſie mit dem Gedanken befreunden, ihr Wohl in unſerem Staate zu ſuchen, ohne deſſen Grundlagen zu bedrohen."

Es wird Anſtrengung koſten, einer Politik in dieſem Geiſte ruſſiſche Sympathien zu ſchaffen, trotzdem hält man an derſelben feſt. Die Deputation des polniſchen Adels wurde in Moskau nach der Krönung vom Zar mit großer Huld empfangen.

„Ich kenne," ſagte er ihren Mitgliedern, „keinen Unterſchied meiner Unterthanen, vor meinem Throne ſind alle gleich, jeder Ruſſe darf auf mich rechnen."

Die Einleitung dieſer Worte hat in Warſchau gewiß befriedigt, ſie deutete nur in unbeſtimmten Linien an, was ſpätere Verordnungen ausführten, daß man den Polen gewiſſe Reformen gewähren wolle. In Petersburg machte dieſe Richtung die alte polniſche Frage wieder lebendig, ſie wurde wie in den Tagen der Poeſie und Romantik an allen Orten öffentlich behandelt. Als Verteidiger der neuen Richtung trat Fürſt Uchtomski, der Petersburger Kaiſerjournaliſt, in die Schranken, an der Spitze ſeiner Gegner erſchien mit den populärſten Argumenten und mit dem vollen Selbſtgefühle des Altruſſen General Komarow.

„Wir haben," ſagt dieſer, „einen Staat unter einem Kaiſer; auch in dem Bereiche des alten Polen gehorcht das Volk willig der Obrigkeit, denn es dankt Rußland die Befreiung von ſeinen ſchlimmſten Gegnern, von den — Römlingen. Alle ſtaatlichen Funktionen in Weſtrußland vollziehen ſich regelmäßig. Wo iſt alſo die polniſche Frage? Wo die Nötigung, ſie aufzuwerfen? Polen iſt mit Rußland auf denſelben Grundlagen verſchmolzen wie Nowgorod, Wladimir, Twer und Moskau. Auf der großen Ebene

des Westens ist kein Raum für zwei Reiche; nur die russische Krone darf über dem einen, das möglich ist, als Wahrzeichen der Macht schweben. Dagegen erheben sich nun zwei Elemente: der polnische Adel und die Jesuiten. Die ‚Versöhnlichen' bei uns vergessen, daß diese beiden unversöhnlich sind. Zerstörungslust und Ordnung sind nicht zu einigen, zwischen ihnen giebt es nur eines — den Kampf! Darf ein Staat, der sich erhalten will, ihn scheuen? Der Katholicismus in Rußland hat Schutz und Schirm, er wurde hier reich, feist und mächtig, deshalb will der Papst den Frieden mit uns, den Krieg wollen nur die Ultramontanen; es sind dieselben, die dem alten Polen den Stein um den Hals geschlungen haben und nach seinem Untergange ihre freventliche Herrschsucht neu bethätigten. Seien wir auf der Hut? Was man von uns als nationale und religiöse Konzession verlangt, hat mit der Nation und Religion nichts gemein, es soll nur Aufstand und Empörung vorbereiten!"

Fürst Uchtomski, der seinen Ruf als Begleiter des Zars auf dessen Reise nach Japan gewann, schreibt sein Blatt, die Petersburgskija Wjedomosti, selbst. Wie alle jüngeren Journalisten, liebt er den Kampf, nur ist er ein Gegner von Meinungen, welche den stärksten Anhang haben. Er trat gegen das französische Bündnis auf, das ihm der Natur Rußlands zuwider scheint, er ist für eine Auseinandersetzung mit Deutschland, er ficht für die Polen. Ich finde ihn in seiner entlegenen Redaktionsstube am Schreibtische. Ein Bild Nikolaus' II. mit dessen eigenhändiger Unterschrift steht aufmunternd ihm gegenüber, auf dem goldigen Rahmen schimmert die Kaiserkrone. Der schmächtige Mann von zierlichem Wuchs, mit breiter Stirne und männlich angenehmen Zügen erhebt sich rasch.

„Sie sehen mich mitten im Kampfe," ruft er mir zu, „im Kampfe für die Polen. Meine Bemühungen werden leider mißdeutet, man hält mich für einen Anhänger der polnischen Staatspartei. Das bin ich nicht. Ich halte die Wiederherstellung Polens für eine Utopie. Wie? Man soll nach hundert Jahren versuchen, ein Reich in seinen alten Grenzen aufzurichten? Haben

sich innerhalb desselben seither die Lebensgewohnheiten, die materiellen Interessen, die Bedürfnisse der Bevölkerung nicht wesentlich verschoben? Zudem ist die Bildung kleiner Staaten von zehn bis fünfzehn Millionen Einwohnern ein Unding in unserer Zeit. Selbst die christlichen Staatsgründungen auf dem Balkan scheinen mir deshalb verfehlt. Ich bin überzeugt, sie werden in einem großen Gebilde oder in einer Union aufgehen. Man sagt, ihre Bevölkerung sei national ungleichartig, aber kann man von den Polen in Preußen, Österreich und Rußland heute noch behaupten, daß sie eine zusammenstimmende Volksnatur aufweisen? Sie sind drei verschiedene Nationen geworden. Aber eben deshalb ist es ein Fehler und des mächtigen Rußlands unwürdig, wenn es wie jüngst in Wilna die Gewissensfreiheit seiner polnischen Unterthanen bedroht. Ein Volk, das eine Kultur, eine Litteratur hat, darf man nicht hindern wollen, seine Sprache zu sprechen. Meine Ahnen standen auf den Schlachtfeldern wider die Polen. Mein Vater war Adjutant des Großfürsten Konstantin Pawlowitsch. Ich habe noch seine von polnischen Kugeln durchlöcherten Uniformen. Im Besitze solcher Reliquien begeistert man sich nicht für die polnische Staatsidee, aber als Mensch und Russe wünsche ich, daß es den Polen möglich sei, ihrem Stammesgefühle Genüge zu thun. Können sie das, so verhalte man sie dann, wenn es sein muß, mit Strenge, russische Staatsbürger zu sein."

Die Polendebatte, die augenblicklich das politische Rußland in zwei Lager teilt, weckt auch die Erinnerungen an die revolutionären Bewegungen im Weichselgebiete, die oft plötzlich und unerwartet wie eine zerstörende Sturmflut hereinbrachen.

„Wollen Sie wissenswerte Reminiscenzen aus dieser Zeit, dann müssen Sie nochmals zu General Kirejew," meint ein russischer Kollege von Orts- und Personenkenntnis.

Solch' ein Vorschlag hat nichts Auffallendes in einem Lande, in dem man nach dem Worte eines geistvollen Beobachters „Visiten reist". So fahre ich denn wieder an der Fabriksvorstadt und den letzten kleinen ebenerdigen Häuschen von Petersburg, an den schmucken hölzernen Sommervillen der Reichen,

an einer endlosen Acker- und Wiesenebene, an den hohen Baumgruppen vorüber, die Zarskoje-Selo umschließen, und bin zum zweitenmale in der grünen Poesie des Schlosses Pawlowsk. Mein freundlicher Gönner empfängt mich gütig wie das letzte Mal.

„Also die Polen führen Sie zu mir?“ fragt er, und ein leises, melancholisches Lächeln spielt über seine Lippen und seinen grau melierten Schnurrbart.

„Polen, das ist ein Wort,“ fährt er fort, „das ein Stück meines jüngeren Lebens wiedererweckt und meinen Zorn aufrührt! Wenn die Polen niedergehalten sind in Rußland, ist es nur ihre Schuld. Wir hatten nie die Tendenz, sie zu unterdrücken. Wir waren oft bereit, ihre Ansprüche möglichst zu befriedigen. Alexander I. wollte dies und ebenso sein Bruder Nikolaus, den seine absolute Herrschernatur nicht hinderte, ein Mann von Wort zu sein; den Polen war eine Ausnahmestellung, eine Konstitution zugesagt, er wollte dies Versprechen ehrlich einlösen. Nur die Polen haben dies vereitelt. Sie waren kühne Spieler! ‚Alles oder nichts!‘ war ihr Wahlspruch. Erst die Zeit hat sie so gefügig gemacht, daß sie sich jetzt selbst mit Geringerem wie mit einer Abschlagszahlung begnügen würden, der später ‚Alles‘, das heißt die staatliche Unabhängigkeit, folgen sollte. Aber diese Forderung ist ein Unding.“

„Die Zeit der Existenzberechtigung eines selbständigen Polens ist vorüber. Sie berufen sich auf ihr ‚historisches Recht.‘ Was ist historisches Recht? In dem Sinne, in dem es zeitweilig von Volksstämmen angerufen wird, die große politische Erinnerungen haben, ist es nicht mehr als die Konstatierung einer geschichtlichen Thatsache — aber nun hat die Geschichte eine andere Thatsache an die Stelle der ersten gesetzt; wo ist dann das historische Recht? Nach dieser unhaltbaren Auffassung, die unbekümmert um Gegenwart und Halbvergangenheit in eine entfernte Zeit willkürlich zurückgreift, um dieses oder jenes verlorene Recht herauszuholen, könnte das ganze europäische Staatswesen fortwährend in Frage gestellt werden. Der deutsche Kaiser wäre nicht nur König von Jerusalem, Deutschland hätte

nach dieſer abſurden Theorie auch Rechtsanſprüche auf ſehr wichtige europäiſche Gebietsteile. Soll auch hier dieſes hiſtoriſche Recht geltend gemacht werden? Nein! Mit einer ſo flachen, aller natürlichen politiſchen Logik widerſtreitenden Beweisführung darf man nicht kommen. Die Polen wollen — weil ſie es eben wollen — die Wiederherſtellung ihres Reiches in dem vollſtändigen Umfange ſeines alten Grenzgebietes, das heißt ſie fordern, daß ein paar Millionen Ruſſen ihrer Unterjochung preisgegeben werden. Kann darein ein Staat wie Rußland willigen? Nur Polen halten dies für möglich. O, ich habe ſie ſtudiert und kenne ſie, ſeit ich in der Nähe des Großfürſten Konſtantin weilen durfte. Er war lange Gouverneur von Polen, immer von den beſten Abſichten für ſie beſeelt. Als Dank dafür hatte er ein Attentat zu beſtehen.

„Eines trüben Herbſttages überreichte ihm ein Individuum, Namens Jaroſchinski, eine Bittſchrift. Er bückte ſich, ſie entgegenzunehmen. Das rettete ſein Leben. Die Kugel, die ihm zugedacht war, prallte an ſeiner Epaulette ab. Trotzdem iſt der Großfürſt polenfreundlich geblieben. Wer war nun edler, der ruſſiſche Barbar oder die Polen, die dieſen Mörder gedungen haben?

„Einer der bekannteſten polniſchen Agitatoren, mit denen ich in Berührung trat, war der Erzbiſchof Felinski. Er hatte einmal eine wilde Hetzrede gegen uns gehalten. Zar Nikolaus I. ließ ihn ad audiendum verbum nach Petersburg kommen. Ich hatte die Ehre, ihn auf dieſer Reiſe zu begleiten. Wir begannen unterwegs ein politiſches Geſpräch.

‚Was die Polen wollen,‘ ſagte ich ihm, ‚iſt unerreichbar, ohne daß ſie einen Krieg mit Rußland, Preußen und Öſterreich führen. Glauben Sie, daß ſie die Kraft hierzu haben?‘

‚La Pologne ne raisonne pas, elle sent.‘

‚Mais la politique n'est pas une affaire des sentiments.‘

‚Der polniſche Charakter,‘ erwiderte der Erzbiſchof, ‚iſt der der Frau, nicht der des Mannes. Der Pole ſtrebt ohne

Überlegung, ohne vor Gefahren zurückzuweichen, seinem Ziele zu. Niemals,' rief er, und sein Auge blitzte zornig und seine Hand erhob sich drohend, ‚niemals werden wir die Gefühle aufgeben, die dem Boden entströmen, auf dem das Polenreich gestanden! So lange ein Pole auf demselben lebt, seid ihr Russen nicht sicher und ihr werdet nicht Ruhe und Frieden haben!'

„In diesem Geiste erörtern heute die russischen Polen mit Vorliebe die Stellung ihrer nationalen Brüder in Österreich. Es giebt Tollköpfe unter ihnen, welche die abenteuerlichsten Pläne ernst nehmen. Sie träumen von der Wiederbelebung der alten jagellonischen Idee, von der Errichtung eines großen katholischen Slavenstaates mit der Spitze gegen Rußland. Das slavisierte Österreich hätte sich ihm anzugliedern. Unsere polnischen Phantasten vergessen, daß, wenn ein so kühner Gedanke Leben gewänne, der Geist Minins in Rußland wieder erwachen würde. Alle unsere Kriege trugen religiösen Charakter, aber zur Vernichtung dieses tollen polnisch-jesuitischen Planes würde man sich, begeistert bis zum letzten Manne, wie zu einem Kreuzzuge rüsten!

„Und Österreich? Glauben diese polnischen Thoren wirklich, es könne sich auf so abschüssige Bahnen begeben, seine Stellung in der europäischen Mächtegruppe opfern und ruhig in jenes gefährliche Fahrwasser steuern, in welchem, Dank der Kaiserin Eugenie, das Schiff Napoleons III. zerschellte? Doch wozu solche Hirngespinste erörtern. Wir leben nicht mehr in der Zeit Ferdinands II. Die Staatsweisheit der österreichischen Herrscher wird den hitzköpfigen polnischen Ungestüm hoffentlich nach seinem richtigen Werte bemessen, und was immer die Feinde Österreichs über die Zukunft dieses Staates sagen mögen, auch der Nachfolger Franz Josephs wird nicht ein Condottiere der Jesuiten sein wollen."

Zwölftes Kapitel.

Die Deutschen. — England und Rußland. — Die Polizei.

Der Einfluß deutschen Geistes drang früh nach Rußland. Er zeigte sich schon zu einer Zeit, in der einzelne Bojaren als Kulturträger es wagten, ihren Bart zu scheren und die europäische Kleiderordnung anzunehmen; seither ist seine stillwirkende Kraft immer mächtiger geworden. Der erste Zar, welcher den plumpen Mongolen die Vorschule der Bildung ernstlich zu gewinnen strebte, entsendete 1547 einen seiner Ratgeber, den Sachsen Schlitter, nach Deutschland, um Ingenieure, Baumeister, Gewerbsleute, selbst Bauern, „so viel ihrer zu gewinnen wären", als Lehrer für sein Volk zu werben. Mißgünstig richtete hiegegen der Deutsche Orden eine Vorstellung an Kaiser Karl V. „Ein gebildetes Rußland wird eine Gefahr für die Welt sein," hieß es in derselben. Der Kaiser willfahrte mit kurzsichtiger Bereitwilligkeit der Bitte. An der Grenze wurden die Auswanderer gewaltsam zurückgehalten.

Das Streben Rußlands, deutsche führende Elemente für sein Volk zu gewinnen, ist hiedurch nicht wesentlich behindert worden. Die Deutschen waren bald so zahlreich auf seinem Gebiete, daß, um ihnen Rücksicht zu zeigen, ein Toleranzpatent den Bau calvinischer und lutherischer Gotteshäuser auf der Höhe des Moskauer Kreml gestattete. Bald darauf beginnen die Annäherungsversuche Schwedens an Rußland.

„So lange der Proteſtantismus beſteht," ſchreibt Guſtav Adolph an den Zar Michael Romanow, „wird der orthodoxe Glaube ſich gefahrlos entwickeln und wenn die Proteſtanten von Rom ernſtlich bedroht ſein werden, dann iſt auch die orthodoxe Kirche in Gefahr."

Dieſer weiſe Ausſpruch, der bis zum heutigen Tage an Richtigkeit nichts eingebüßt, wurde zum Talisman für die Deutſchen; die Hand der Zaren ſchützte ſie, das Volk blickte dankbar zu ihnen empor, der deutſche Einfluß war überall zu ſpüren; er berührte die Dynaſtie, den Adel, die Gilde der Kauf- und Gewerbsleute, die Beamtenſchaft, ja ſelbſt den Bebauer des Bodens; auf allen Gebieten ſuchten ſich die germaniſchen Einwanderer nützlich zu machen; in Tula legten ſie den Grund zu einer mächtig emporblühenden Induſtrie; Peter I. gewann ſie als rührige und unermüdliche Mitarbeiter, ja ſelbſt in dem ſpäteren Weiberregiment mit ſeinem wollüſtigen Liebesatem, ſeinem Mangel an jeglicher Moral, ſeiner garſtigen Züchtung einer männlichen Halbwelt wiſſen ſie unter dem buntſeidenen Höflingskleide, ſcheinbar nur um Neigung, Gunſt und Laune ſchöner Frauen buhlend, das mächtige Kulturwerk des großen Peter vor Zerſtörung zu bewahren und gegen die altruſſiſche Reaktion zu verteidigen.

Dieſer Drang, das Gute zu ſchützen und immer beſſeres Neues zu ſchaffen, blieb den Deutſchen in Rußland bis zum heutigen Tage eigentümlich; dennoch ſteht die Mehrzahl ſeiner Bewohner in einem ſtarken Gegenſatze zu ihnen; die Deutſchen ſind gründlich gehaßt, und das ſonſt ſo gutmütige, weichgeartete ruſſiſche Volk wird nicht müde, ihnen argwöhniſch zu begegnen und ſie die übelſte Nachrede fühlen zu laſſen.

„Es iſt ein ſonderbares Ding," ſagt mir ein Deutſcher in hervorragender Stellung, „aber es läßt ſich nicht leugnen, daß wir hier höchſt unpopulär wurden. Vielleicht entſpringt dieſer Haß ähnlichen Gefühlen wie der gegen die Juden; man wollte glauben machen, daß die Verfolgung der letzteren aus Racen-Empfindungen hervorgehe; nun giebt es im Süden Rußlands

Juden, die sich von ihren übrigen Glaubensgenossen absondern, weil sie ihre Abkunft von bevorzugten Stämmen Judas herleiten. Diese jüdischen Aristokraten, Karaiten genannt, schlossen sich der antisemitischen Bewegung heftig an, wahrscheinlich in der Sucht, materielle Vorteile zu gewinnen. Wenn unsere russischen Gegner plötzlich die deutschen Stammesmängel entdecken, wollen sie kaum anderes. Neid, Mißgunst, Eifersucht schüren gegen uns. Sie machen blind für unsere Vorzüge; unser Fleiß und Ernst, unsere Tüchtigkeit sind ein Schimpf geworden, weil wir im Wettkampfe häufig siegreich blieben.

„In so trauriger Lage befinden sich die Deutschen nicht zum erstenmale. Jede Epoche, die in Rußland vorwärts strebte, begann mit einem Blicke in unsere Heimat. Das Gute, das man aus ihr holte, hatte sich kaum festgewurzelt, so sah man schon verächtlich auf die eben gemache Kulturanleihe. Alle Instinkte eines beschränkten Heimatsgefühles wurden lebendig. Solche Krisen erlebte das Deutschtum häufig genug in Rußland — die ernsteste nach den Siegen von 1870. Daß unser Volk an die erste Stelle in Europa rücken könne, wollte niemandem einleuchten. Man hatte früher Freude an unseren litterarischen und künstlerischen Erfolgen, man begeisterte sich für Goethe, Schiller, Heine, Beethoven und Mozart — Bismarck und Moltke wollte man uns nicht verzeihen. Lange noch ehe in Rußland über den Undank der Bismarckischen Politik geklagt wurde, hatte die Strömung gegen das Vordringen des germanischen Geistes schon begonnen. Sie berührte die Litteratur, die Politik, sie erfaßte das ganze Volk.

„Es ist ein Glück für uns, daß augenblicklich die Stellung Deutschlands scheinbar schwächer wurde; die Gegensätze beginnen sich hierdurch zu mildern und selbst der Kampf in den Ostseeprovinzen hat infolgedessen manches von seiner früheren Härte eingebüßt. Die Deutschen, die dort nur in verhältnismäßig geringer Zahl leben, obgleich sie die Intelligenz besitzen, beginnen aufzuatmen. Die unteren Schichten werden nicht mehr drohend wie früher gegen sie aufgeboten, man beginnt ihre Kulturarbeit

wieder zu schätzen, die aus Bauernhäusern mit zerrissenen Dächern schöne Gehöfte machte, die den Boden verbesserte, Wohlstand in Dorf und Stadt getragen hat und der erbitterten Gegnerschaft gegen die protestantische Geistlichkeit wird Halt geboten. Man sagt, die Kaiserin habe dies erreicht. Sie erinnerte sich ihres deutschen Ursprunges. In einem Gespräche mit dem Leiter des Synod ließ sie ein Wort zu Gunsten der stark bedrängten früheren Glaubensbrüder fallen. „Was Sie bisher gethan," sagte sie Herrn Pobedonoszew, „war gewiß notwendig, aber vielleicht ist jetzt der Augenblick für eine schonendere Haltung gekommen."

„Die deutschen Protestanten spüren diesen Einfluß, man ist toleranter gegen sie, aber von diesem Siege bis zu einer Wiederkehr der alten Stellung ist noch ein weiter Weg; er dürfte kaum je wieder zurückgelegt werden."

So eine deutsche Stimme; hören wir die eines Russen.

„Man verleumdet uns," sagt dieser, „wenn man vorgiebt, daß wir mit dem Gefühle der zurückgedrängten Slaven die Umwälzungen der letzten Jahrzehnte verfolgten. Das wäre nicht Slaven-, das wäre Sklavenart! Allerdings hat man Rußland die Dienste, die es 1866 und 1870 für die Einigung der Deutschen auf sich nahm, schlecht gelohnt, man hat sie einfach vergessen. Deutschland mußte England hindern, uns durch diplomatische Intriguen und Ränke das Thor von Konstantinopel zu schließen, denn wir waren es, die im entscheidenden Augenblicke den Anschluß Österreichs an seine Gegner vereitelt und so die Lage Preußens erleichtert haben; in dieser politischen Sünde und Undankbarkeit liegt jedoch nicht der Grund der Abneigung gegen die Deutschen in Rußland. Er ist nur bei diesen selbst zu suchen. Sie lassen uns ihr Übergewicht fühlen, sehen hochmütig auf uns herab, obwohl sie ihre Erfolge in unserer Mitte und auf unsere Kosten errangen; sie bleiben im steten Gegensatze zu uns und schließen sich eng zusammen, um aus unseren Mängeln die Hoffnung auf zukünftige Triumphe zu schöpfen. Unsere großen kaufmännischen Unternehmungen, die den Verkehr beherrschen, unsere Banken sind deutsch, ihre Bücher werden deutsch

geführt, ihre Geschäftssprache bleibt die deutsche, wie die der Börsen. Auf unserem Boden fühlen wir eine fremde Hand, die allerdings geschickter als die russische ist, die aber nie geschmeidig werden will. Was Wunder, daß wir sie nicht lieben. Stadt und Land haben die gleiche Empfindung für sie. In Rußland besteht eine tiefe Abneigung gegen den Krieg. Niemand will ihn. Alle Denkenden sind der Überzeugung, daß Kriege überhaupt nur noch möglich sind, wenn der Letzte im Volke die Absicht derselben versteht. Das Wort „Nemez“ hat allerdings einen Klang, den ein frivoler Staatsmann leicht mißbrauchen könnte, um die Leidenschaften aufzurütteln. Glücklicherweise giebt es keinen solchen, der hier Einfluß gewinnen könnte; wir fühlen, daß schon dem letzten Kriege die innere Begründung und Berechtigung fehlte, wir sind vorsichtig geworden und werden uns nicht zu einer Tollheit hinreißen lassen.“

Die Politik des Deutschen Reiches strebt vorurteilslos und ruhig, trotz solcher Stimmungen das beste Einvernehmen mit Rußland zu erhalten. Dieser Wunsch wird durch das Verhältnis Rußlands zu einer andern Großmacht wesentlich gefördert.

Dies ist England.

Alle politischen Empfindungen spitzen sich hier gegen dieses zu. Wenn auch nicht als offen erklärte Gegner, stehen sich doch Rußland und England feindselig gegenüber, immer kampf- und sprungbereit, immer bestrebt, das Terrain dem Rivalen abzugraben und um die Oberhoheit dort zu ringen, wo ihr Einfluß sich berührt.

Der Schauplatz dieses Krieges ohne Kriegserklärung ist ein gewaltiger. Er umfaßt die Welt. Die Engländer führen ihn mit der Stärke, welche die höchste Kultur verleiht, die Russen mit der Gewandtheit und Beweglichkeit eines emporstrebenden jüngeren Volksstammes. Die Engländer fechten ihre Händel wie Europäer aus, die Russen begegnen ihnen wie spitzfindige Asiaten. In den Kolonisationsversuchen Beider tritt dies deutlich zu Tage. Der Engländer sucht dem fremden Gebiete, das sein Fuß berührt, rasch die Ein-

richtungen der Civiliſation zu erſchließen; ſein eigener Vorteil, der die Lebenskraft des neu erworbenen Landes ſchnell auffaugen will, ſcheint dies zu fordern; der Ruſſe mit ſeiner Neigung für träge Langſamkeit geht bedächtiger zu Werke. Das eroberte ihm den Orient, zu dem ſeine Paſcha-Generale, ſeine leicht zu gewinnenden Beamten, ſeine halb abend-, halb morgenländiſche Natur viel beſſer ſtimmten, als die irgend eines anderen Volkes.

Der „weiße Zar" hat hierdurch Popularität in Gegenden gewonnen, die der ruſſiſche Arm noch lange nicht erreichte. Der Rubel rollt, um dieſe geheimnisvolle Macht fortwährend neu zu erhöhen. Es giebt Ausgaben der Regierung, die nur der höchſten Kontrolle unterſtehen. Mit ihrem Gelde werden die Ingenieure beſoldet, die auf fernem Boden den Lauf der Flüſſe, die Höhe der Gebirge meſſen, um die Richtung künftiger Straßenzüge und Eiſenbahntracen zu gewinnen — mit Geld beherrſcht Rußland die kleinen aſiatiſchen Höfe, bei denen der Sinn für perſönlichen Vorteil ſo mächtig iſt wie bei den großen; ſeine Subſidien haben in China, Korea und Afghaniſtan die zur Thronfolge beſtimmten Prinzen in goldene Netze zu locken und die Anſprüche raufluſtiger Prätendenten zu unterſtützen, welche dem mächtigen Nachbar Vorteil bringen könnten.

Seit den Tagen Roms iſt keine ähnlich weitangelegte Expanſions-Politik betrieben worden — für ihre gierigen Fangarme, ihre mörderiſchen Klauen gäbe es kein Entrinnen, hätte Rußland nicht einen Rivalen, deſſen Auge unabläſſig wacht — England. Der Sovereign bekämpft den Rubel. In dieſem Augenblicke ſcheint Rußland in Aſien im Vorteile; England verlegt den Schauplatz ſeines Schachſpiels nach Europa; Rußland breitet, um in Aſien freien Spielraum zu gewinnen, ſeine ſchützende Hand über den Sultan, England durchwühlt ſein Reich und zettelt hier Verſchwörung und Aufruhr an; die Rollen der beiden Gegner erſcheinen plötzlich vertauſcht; die alten engliſchen Schlagworte leben im ruſſiſchen Munde auf, die Minierarbeit in der Türkei beſorgt England — der Schutz des Großherrn in Stambul iſt ſeinen alten Feinden zugefallen.

„Wir haben unsere Ziele," erklärte mir ein russischer Politiker ganz offenherzig, „im Orient nicht aufgegeben. Wir wissen, daß wir den Schlüssel für das Schwarze Meer gewinnen müssen. Wir brauchen ihn zu unserem Schutze, wie zu dem der Völkerschaften, die uns vertrauen, aber der Moment ist nicht günstig für so weitreichende Pläne. Man hat angeblich in unserem Interesse wiederholt die Frage angeregt, ob den Mächten das Durchfahrtsrecht durch die Dardanellen nicht gewährt werden sollte. Wir wollen das nicht, weil wir den gegenwärtigen Zustand, der alle Staaten ausschließt, als den günstigeren ansehen. Wenn die Türkei zerfallen muß, so kann dies nicht spät genug für uns geschehen. Dieser Meinung entspringt der Gegensatz in der Auffassung Rußlands und Englands; dieses will, daß der Funke in das orientalische Pulverfaß fliege, wir möchten die unvermeidlichen Zwischenfälle begrenzen; der Eine will die Fragen gegen den Sultan, der Andere mit ihm und wenn irgend möglich nicht zu seinen Ungunsten lösen. Wer für die Ruhe Europas ist, wird den Standpunkt Rußlands fördern müssen."

Das russische Friedensbedürfnis ist nicht nur die Folge einer klugen Berechnung der politischen Wirkungen nach außen, es wird auch durch die innere Lage des Reiches bedingt; ungelöste Fragen hemmen seine Bewegungsfähigkeit. Der Bauernstand verarmt nach seiner Befreiung, der Adel ist von der Bodenkrise mehr als in einem andern Lande getroffen. Man ersann alle erdenklichen Mittel zu seiner Rettung; der Staat belehnte die Ernten, die Darlehenswerber fanden nicht die Mittel, das Pfand auszulösen; er gründete eine Adelsbank, die Vorschüsse derselben machten den Finanzminister zum Herrn unermeßlicher Grundgebiete; er gewährte seinen Schuldnern Erleichterung auf Erleichterung, um die Massenversteigerungen von Gütern hintanzuhalten; man setzte die Eisenbahntarife für die Agrarier herab; nun beginnt ein Teil derselben Einspruch zu erheben, weil die billigeren Tarife den Grundbesitzern auf dem Boden der ergiebigen „schwarzen Erde" viel zu große Vorteile gegenüber den unter ungünstigeren Bedingungen Produzierenden einräumen.

Zu diesen materiellen Sorgen gesellen sich politische. Die Intelligenz strebt nach wie vor, einen höheren Anteil an dem öffentlichen Leben zu gewinnen. Der Ausflucht, daß dies Gift für Rußland wäre, schenken nur die Verteidiger des absolutistischen Herkommens Glauben. Die Masse ist wohl stumpfsinnig in Rußland. Nirgends in Europa erscheint sie bereitwilliger sich unterzuordnen. Ihre demütige Art liegt in den ältesten Bräuchen des Landes; in den Volksspielen folgt seit jeher die Sympathie nicht dem triumphierenden Sieger, sondern dem, der sich diesem unterwürfig zu zeigen versteht; selbst die Regungen des Herzens schmiegen sich an diese Auffassung. „Die Neigung der Seele ist das schönste Gefühl, sie braucht, um fortzudauern, Hiebe wie ein staubiger Rock", meint ein Sprichwort; aber diese Demut zeigt doch häufig Wandlungen.

Im Staube kriechend, das Haupt zu Boden geneigt, konspirierte der Russe. So entstanden die von den Bojaren geführten Empörungen, wie die folgenden revolutionären Zuckungen; so erhob in unseren Tagen der Nihilismus sein Haupt. Niemals hätte er seine drohende Macht erreicht, wenn er nicht in den Ämtern, in den Stuben der Bauern und Bürger, im Salon des Adels Mithelfer gefunden hätte, die nach einem Lichtblicke der Freiheit lechzten!

„Die Organisation der Nihilisten ist zerstört," seufzen die versprengten Anhänger dieser Partei, auch die Volksteilnahme mangelt ihnen, weil ganz Rußland mit einer hoffentlich ungetäuschten Erwartung an den Sieg der guten Absichten Nikolaus' II. glaubt. An ernsten Wetterzeichen fehlt es trotzdem nicht. Am Tage der Krönungsfeste erhob sich außerhalb Moskaus in allen Städten das Volk. Überall gab es wilden Tumult. Man rief: „Gott schütze den Zar!"; aber mit dem johlenden Hohngeschrei: „Die Hüte ab!" warf sich plötzlich die Menge auf die verhaßten Reichen, eine Volksdemonstration begann, die eine unerwartete Kraft verriet.

Bald darauf gelang es einer verhältnismäßig geringen Zahl von Führern, achthunderttausend Arbeiter zu einem geschlossenen

Widerstande zu organisieren. Er spottete durch zwei Wochen allen Gegenmaßregeln der Regierung. In dem grauen Petersburger Polizeihause nächst dem Nikolaus-Monumente gab es ernstbange Stunden. Die Reliefs dieses ehernen Kaiserdenkmals erzählen, wie vor Jahrzehnten russische Volksbewegungen niedergeworfen worden. Damals hielt das trunkene Volk, welches dem Zar das Wort Konstitution ins Ohr schrie, die fremde Bezeichnung für den Namen der Gemahlin des Großfürsten Konstantin, der Zar mußte sich nur zeigen und der Aufstand war zu Ende; heute ist der armseligste Bewohner der Hauptstadt politisch reifer. Sollte die Sturmglocke wieder tönen, das Feuer dürfte gefährlicher werden.

Der Leiter der Petersburger Sicherheitsbehörde, General Kleigels, das Muster eines großstädtischen Amts-Chefs, that deshalb sehr klug, den Arbeiterunruhen mit der gewandtesten persönlichen Intervention und einer möglichst gerechten Würdigung der erhobenen Beschwerden zu begegnen.

„Ich wurde durch begütigende, wenn auch entschiedene Rede Herr der Situation. Ich prüfte das Vorgehen der Fabrikanten wie das der Arbeiter und suchte, unter der Bedingung, daß diese vor allem andern zu ihrer Pflicht zurückkehrten, ihnen Recht zu schaffen, wo sie dies verdienten," sagte mir der Polizei-Präfekt. „Man kennt übrigens," fuhr er fort, „das russische Volk schlecht, wenn man ähnliche Vorgänge nach fremden Begriffen beurteilt. Die Demonstrationen am Krönungstage zum Beispiel, von denen man viel gesprochen, waren doch kaum mehr als Äußerungen des Übermutes. Das Volk wußte, dieser Tag gehöre ihm, und es habe nichts zu befürchten; hätten sich die Scenen wiederholt oder hätte man ihnen entgegengewirkt, dann wäre die Sache ärger geworden — so war all das nur ein Putsch ohne innere Bedeutung. Und der Strike? Nun, wir glaubten anfangs, er trage einen internationalen Charakter, indem er von außen veranstaltet sei. Dies war glücklicherweise nicht der Fall. Seine Anstifter sind Russen, die nötigen Geldmittel kamen nicht aus der Fremde, sondern wurden hier von Arbeitern, die früher

Ersparnisse gemacht hatten, zusammengeschossen. Wir haben keinen Sinn für die europäischen Schlagworte, und die Bestrebungen der Socialisten berühren uns vorläufig, Gott sei Dank, nicht."

Ähnliche Versicherungen kann man hier oft wiederholen hören.

„Die westeuropäischen Ideen machen Halt an unserer Grenze," behauptet man, „viele Vorschläge des fremden Geistes bleiben deshalb auf russischem Boden ohne jegliches Verständnis. Wir werden immer taub für sie sein. Man predigt uns die parlamentarische Idee! Wir gedenken noch zu warten, ehe wir sie hier verwirklichen. Der Parlamentarismus besteht eine Krise in Europa, vielleicht zeitigt sie neue Formen, die besser sind, als die bisherigen. Mit diesen wollen wir es dann versuchen; auch mit dem socialistischen Gedanken möchten wir es ähnlich halten, jetzt bekümmert er uns wenig, teilweise sind ihm Volk und Arbeiter zuvorgekommen, teilweise enthält er nur, was dem westeuropäischen Geschmacke entspricht. Dieser hat Rußland stets gleichgültig gelassen."

Ist diese letztere Behauptung richtig? Die Geschichte sagt Nein. Die Abhängigkeit Rußlands von den geistigen Strömungen der gebildeten Welt ist eine sehr große.

Erst als in den westlichen Staaten Europas der Übermut des Adels Einschränkung und Demütigung erfuhr, ermannten sich die Zaren zu dem Kampfe gegen ihre feudalen Bojaren; der Zornesruf reformbegeisterter Mönche gegen die Ausschreitung der Kirchenfürsten fand sein Echo in Rußland; Savonarolas Wort widerhallte in seinen Klosterzellen, Luthers Lehre entfesselte eine Bewegung, die das Verhältnis von Staat und Kirche auf völlig neue Grundlagen stellte; auch der Einfluß der späteren Aufklärungsepoche grub seine Spuren in die Entwicklung Rußlands; Peter der Große, Katharina II. waren nur Nachahmer gleichgesinnter fürstlicher Nachbarn; die Beschränkung der Kirchengüter und Klöster erfolgte nach josephinischem Muster; die Ideen der französischen Revolution drangen in den Winterpalast, die Encyclopädisten herrschten hier sehr mächtig und ein Jacobiner,

Laharpe, wurde zum Lehrer eines Zarewitsch — als dann die große Rückströmung begann, sank Alexander I. zu dem mystisch-gläubigen Nachbeter Metternichs herab.

Dies muß man im Auge behalten, will man den richtigen Wertmesser für die russischen Vorgänge gewinnen.

„In der seltsamen Erscheinung," erklären mir Kenner der hiesigen Verhältnisse, „daß alle unsere Städte denselben Krönungsputsch hatten, liegt ein tieferer Grund. Das Volk demonstrierte gegen das drückendste Unrecht in unseren Einrichtungen, gegen die übermäßige Gewalt der Polizei."

Thatsächlich ist die Polizei in Rußland der stärkste Ausdruck der Staatsmacht. Ihr inquisitorischer Geist meistert alles. Er tötet geistige Regungen und streckt unschuldige Opfer grausam zu Boden. Zum erstenmale wagt es jetzt die Presse, gegen diese lähmende Übermacht ihre Stimme zu erheben. Mit der Beredsamkeit des ungerecht Unterdrückten fordert sie, daß Rußland von der Sklaverei der Geister befreit werde, nachdem die Leibeigenschaft längst aufgehoben wurde.

Gerade inmitten dieser Kämpfe der öffentlichen Meinung sahen wir einen hohen Funktionär der Polizei seines Amtes mit schrankenlosem Übermute walten.

Als die Krönungskommission, die der Zar persönlich eingesetzt hat, in Moskau erschien, fand ihr Vertreter General Beer bei dem Moskauer Polizeimeister Wlassowski die schlimmste Aufnahme.

„Ich anerkenne keine Verfügungen dieser Kommission," meinte der Gewaltige barsch zu dem Vertreter des Hofes.

Er glaubte im Rechte zu sein. Die Polizei steht in Rußland höher als Gericht und Administration. Als in der Nacht vor dem Chodinka-Unglücke die Polizei von den Offizieren, die am Felde Wache hielten, vom General Beer, dem Vertreter des Fürsten Woronzow-Daschkow, um ein helfendes und rettendes Einschreiten bestürmt wurde, blieb sie taub und ungerührt.

„Ich konnte nicht überall sein, ich war im Kreml zum

Schutze des Zars," meinte später Wlassowski zu seiner Verteidigung.

Diese Ausflucht war erlogen. Durch die Umgebung des Kaisers ist festgestellt, daß dieser die Nähe des Polizeimeisters nicht wünschte, daß ihm kein Schutz gewährt wurde und auch keiner nötig war. Um sieben Uhr Morgens, nach dem Unglücke, war nach Angabe des kaiserlichen Hausministers der Polizeimeister noch immer unauffindbar.

Die Polizei ist so mächtig, daß selbst ihr Moskauer Vertreter trotz dieser Sünden Verteidiger fand. Sie verwiesen auf den Beginn seiner Thätigkeit in Riga. Dieser war schimpflich genug. Wie der berühmte Polizeityrann Trepow hatte auch Wlassowski einen jungen Studenten grausam zum äußersten getrieben, wie jener hatte auch er ein gefährliches Attentat zu bestehen; aber Trepow stand der Pistole Wjera Sassulitschs gegenüber, das Opfer Wlassowskis züchtigte den kleinen Provinztirannen mit Ohrfeigen. Alexander III. beförderte ihn hierfür; der Kriegsminister Wannowski aber erklärte mürrisch: „Der Kaiser thue wie es ihm gefällt; so lange ich Einfluß habe, soll Wlassowski nie einen hohen militärischen Grad erhalten."

Der Minister hat sein Wort ehrlich gehalten; bis zu seiner ungnädigen Entlassung suchte der Polizeimeister vergeblich eine Gelegenheit, zu avancieren.

Solcher Wlassowskis zählt Rußland viele. Sie herrschen in Nord und Süd, nicht immer sind sie ehrlich wie das Moskauer Original, nur zu häufig zeigen sie den Geist des berühmten „Revisors", der seine begehrliche Hand Arm und Reich entgegenstreckt.

Muß der Zorn des Volkes gegen eine so feile und pflichtvergessene Autokratie nicht immer wieder auflodern? Nikolaus II. glaubte ihr ein wichtiges Strafgebiet zu entziehen, indem er der administrativen Verschickung Schranken setzte; leider hat dies den alten Mißbrauch bisher nicht wesentlich berührt.

In Nischni-Nowgorod erhebt sich am Ufer der Wolga ein düster-schwermütiger Bau. Er blickt gebieterisch über den breiten,

meeresgleichen Strom zu der großen Messestadt hinüber, die zu Zeiten, wo ihr reges geschäftliches Leben noch nicht begann, wie Dornröschen in totenähnlichem Schlafe ruht. An der nämlichen Stelle der heutigen Zwingburg von Nischni stand vor Jahren ein armseliges Haus mit Wänden aus geflochtenen Zweigen. Ein Zar von milder Gesinnung erbaute es, er hatte den Vorschlag angenommen, den Verbrechern nicht mehr nach altem russischen Brauche Arme und Beine abhauen zu lassen, sondern sie nach Sibirien zu schicken. Seither nehmen an dieser Stelle die Verbannten Abschied vom europäischen Boden. Zu Zeiten wie die der Krönung, in welchen die kaiserlichen Gnadenakte reichlich fließen, steht das Gefängnis leer und unbewohnt, sonst ist es erfüllt von dem Jammer, den Wereschtschagin malte und den die russische Dichtung in wildem Unmute schilderte.

„Ewig tönt der helle Sang der Lerche, ewig auch der dumpfe Schmerz!", wehklagte hier einer der russischen Unsterblichen!

Lebt die Hand noch nicht, die Thräne zu trocknen, welche in diesen Worten zittert?!

Dreizehntes Kapitel.

Die Katastrophe auf dem Chodinkafelde. — Ihre Ursachen.

Geist und Wirksamkeit der alten Polizei, die ihr Gegenbild in dem Walten der Petersburger Sicherheitsbehörde finden, haben während der Krönungstage die erschreckendste Illustration erfahren; auf den Glanz ihrer Feste fiel als ein schwerer Schatten die Chodinkakatastrophe. Hoch und Nieder standen unter ihrem Eindrucke.

„Wir haben mitten im Glücke das Gefühl einer verlorenen Schlacht" meinte ein Offizier aus der Umgebung des Zaren, der selbst tiefbewegt und erschüttert nach den Ursachen des Unglücks zu forschen befahl. Die Untersuchung, die man später führte, war ernst, der kaiserliche Ukas, der als ihre Folge erschien, wies, ohne Rücksicht auf einen der Schuldtragenden zu nehmen, mit zornigem Finger auf „die Behörden von Moskau" als die Ursache des Unheils. So ist Chodinka zu einer historischen Bedeutung gelangt. An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts erkennt das heutige Rußland die Gefahr einer von veralteten Principien beherrschten Verwaltung, die dem Bedürfnisse des Staates nicht entspricht.

Aber wie war dieses Ereignis, in dem so entsetzliche Kontraste ineinander spielten, möglich?

Vielleicht erteilen auf diese Frage folgende Tagebuchblätter

Antwort, die nach der Katastrophe, die wir schaudernd miterlebt, flüchtig und skizzenhaft zu Papier gebracht, die Bilder von damals festzuhalten streben.

Sie lauten:

Moskau, 31. Mai. 3 Uhr morgens.

Das gestrige Volksfest im Petrowskipark sollte den ganzen Tag dauern. Seinen Höhepunkt hatte das Erscheinen des Kaisers zu bilden, das für zwei Uhr mittags bestimmt war. Vormittags war das Volk mit kleinen Geschenken, Bier und Brot, zu beteilen. Für den Nachmittag entwarf ein erfindungsreicher Kopf, der Theaterdirektor von Tiflis, ein Vergnügungsprogramm, das der Menge freie Bewirtung und die verschiedensten Feste, panem et circenses, bot.

Gegen acht Uhr morgens war auf der Straße zum Park noch nichts Auffälliges. Große Wagen der Gesellschaft vom Roten Kreuze fuhren allerdings geschäftig hin und her, dies war beim Einzuge des Zars gleichfalls zu beobachten — auch die Feuerwehr rückte — man konnte dies glauben — wohl nur zur Vorsicht aus. Zudem sah man ihre Spritzenwagen, als gäbe es keine Sorge außer der, welche die Annehmlichkeiten des Festplatzes bereitet, die staubige Straße unaufhörlich mit Wasser besprengen. Vor den kleinen Buden auf dem Chodinkafelde, welche die Volksgeschenke bargen, schien sich die Verteilung für das Volk fortzusetzen. Man sah dichte Menschenmassen davor, und Kosaken hielten den Zugang in Ordnung.

Diese Wache ist offenbar dringend notwendig. Der Gegensatz von Arm und Reich, dies Merkmal großer Städte, fehlt auch in Moskau nicht. Um ihn zu mildern und der Armen nicht zu vergessen, werden während der Krönungszeit in den Klöstern täglich zehntausend Menschen gespeist. Sie erhalten die Nahrung und dürfen das Geschirr, worin sie ihnen gereicht wird, mitnehmen.

Der gestrige Tag sollte den Armen noch ausgiebiger gehören; das Volksfest galt als förmlicher Feiertag. Alle Läden

waren geſchloſſen, ſelbſt die Reſtaurants, namentlich die in der Nähe der Kirchen gelegenen, ſperrten zu. Seit Sonnenaufgang war eine förmliche Volkswanderung nach dem Petrowskipark. Um acht Uhr erſcheinen die Straßen ſchwer paſſierbar. Bauern, Leute aus den kleinen Städten zogen in ſtarken Abteilungen ganz militäriſch nach dem Feſtplatze. Ein Hofbeamter begleitete ſie; ſie trugen die bekannte Bauerntracht, den langen Rock, die Kappe der polniſchen Juden. Ihre Phyſiognomie iſt die echt ruſſiſche mit rundgeſchnittenem Haar und Bart, maleriſche Geſichter unter ihnen, beſonders die der Flachsblonden und die der Rotköpfe. Auf der einen Seite der Straße wallten die Züge zu dem Chodinkafeld, auf der andern kehrten ſchon Tauſende zurück; ſie halten die Becher und die Speiſung, die ſie bekommen, wie Trophäen in den Händen. Dieſe Rückkehrenden gehören alle der ärmeren Klaſſe an; ſie ſtecken in ſchlechter Winterkleidung, in Lammspelzen, welche die Spuren langen Gebrauches zeigen. Sie ſtarren vor Schmutz, auch die Frauen machen keine Ausnahme hiervon, ſie tragen lange, zum Boden reichende Oberkleider, der Glaube ihrer Sekte verbietet ihnen Fuß und Wade zu zeigen. Ihre Kinder ſchleppen ſie auf Achſeln und Rücken in rote Deckenfetzen eingehüllt. Je näher dem Feſtplatze, deſto größer wird das Gedränge. Der Wagenverkehr ſtockt.

Hohe Polizeibeamte löſen das Gewirr der Gefährte. Es ſind prächtige und ärmliche Troikas unter ihnen, auch Bauernwagen, die Militärmuſiken transportieren. All das ſtrebt zur Chodinka, der gegenüber die Villen der Reichen mit Blumen und Fahnen geſchmückt ſind, die träge in der windſtillen Luft herabhängen.

Die Eiſenbahnzüge bringen fortwährend neue Feſtteilnehmer. Aller Sehnſucht ſtrebt zu einem Punkte, wo die Beteilung und Brotſpeiſung erfolgt, die für einen Tag reiche Sättigung des Magens, der ſonſt oft vergeblich ruft, gewährt. Es iſt natürlich, daß dies Hunderttauſende anlockt. Das Paradies für Einen Tag: Brot und Spiel! Beides winkt heute reichlich!

Die Vorbereitungen für das Letztere ſind überall ſichtbar,

um zwei Uhr soll der Zar kommen. Jetzt eilen schon die Sänger herbei, ihn zu grüßen. Er wird mit der Jubelhymne aus Glinkas „Das Leben für den Zar" bewillkommnet werden, den Effekt ihrer Schlußaccorde gedenkt man durch eine Salve aus hundert Kanonen zu erhöhen.

Auf den Chausseeabhängen in der Nähe der Eisenbahn lagern unzählige Menschen. Wie sie lautlos in die Luft blicken, erinnern sie an die Bewohner des Orients, die ihre Freude still und ruhig genießen.

Erst viel später erfahren wir, daß die langen Züge von Menschen, die sich scheinbar in großer Ruhe und Gleichgültigkeit von dem Unglücksplatze zur Stadt zurück bewegen, an einer förmlichen Schlacht teilnahmen. Sie hatten äußerlich so wenig Auffälliges gezeigt als die Gruppen im Wäldchen des Parkes, die sich unter schattigen Bäumen gebildet hatten. All diese Menschen betrachteten wie glücklich die Päckchen, die sie in den Händen hielten. Die Hülle derselben, ein gelbliches Schnupftuch mit dem Kremlbild; in dem Tuche der weißemaillierte Becher mit dem Monogramme des Kaiserpaares, eine Wurst, ein Sack mit Nüssen, Mandeln, Johannisbrot und kleineren Süßigkeiten, ein Stück Pumpernickel mit der Inschrift „Krönung 1896" und ein Büchlein in buntfarbigem Umschlage, das die Bedeutung der Krönung schildert. Außerdem hatten die Leute noch Brot erhalten, das man von Hunderten gierig verspeisen sah. Der Schrecken, unter dem sie es gewannen, hatte ihnen den Hunger nicht verschlagen.

Nach neun Uhr tauchten in der Stadt die ersten Gerüchte von einer Katastrophe auf dem Chodinkafelde auf. „Telle était la foule, qu'on a écrasé le monde," erzählte eine junge Dame in unserm Hotel, die aus einer Datsche des Petrowskiparkes zurückkehrte. Man glaubte ihr nicht. Auch nach der Illumination wurde behauptet, Leute seien erdrückt worden, schließlich hat sich herausgestellt, daß kein wahres Wort daran war.

Ich kehre zum Chodinkafelde, bis zu dem ich früher nicht gedrungen war, zurück. Anfangs sieht man noch immer nichts Ungewöhnliches, auch bei den kleinen Geschenkbuden nicht, die

zum Festplatze gehören, aber doch in weiter Entfernung von dessen Mittelpunkt liegen. Bei der ungeheuren Ausdehnung des Terrains ist es nicht leicht, zu ihnen zu gelangen, doch weiß man bald, daß hinter der glänzenden Ausführung des Festprogrammes, die eben begonnen hat, Ungewöhnliches, Trauriges und Schreckliches steckt. Die offiziellen Personen geben zu, daß sich ein großer Unglücksfall ereignete, nähere Details fehlen. Genaues kann nur der Polizeimeister sagen. Er ist nicht zu finden. Das Gerücht tritt mit immer heftigeren Übertreibungen auf. Man spricht von Dingen, die unmöglich klingen. Es ist kein Zweifel mehr. Orgien des Todes wüteten auf diesem Felde.

In der Hauptallee sieht man unterdes den Großfürsten Wladimir, später den Zar und die Zarin zum Feste fahren. Ein endloser Jubel grüßt sie. Bis zum Eingange der Stadt dringen die stürmischen, begeisterten Hurrarufe, der Kanonenlärm, die Hymne, die von vielen Tausenden gesungen wird. Ich kehre zur Stadt zurück. Ein Offizier der Gardetscherkessen öffnet meinem Wagen den Weg durch die Militärkette. Moskau ist leer, aber auf den kleinen Rasenplätzen der Boulevards, welche die Stadt mit schönem Grün umspannen, lagern Leute, Bauern und Arbeiter, die Zeugen der Scenen des heutigen Morgens gewesen sind.

Auf der Polizei findet man die Räume, die sonst ein Sammelort hochgestellter und geringer Bittsteller sind, leer. Nur zwei Beamte sind da. Sie geben eine flüchtige, stark abgeschwächte Bestätigung der Vorfälle.

Unterdessen ist das Konzert auf dem Chodinkafelde, dem der Kaiser beiwohnte, zu Ende. Man hört Militärmusik und Kommandorufe — die Truppen kommen zurück. Über das Pflaster rasseln die Equipagen der Reichen.

Die Einleitung des Volksfestes war von kürzerer Dauer, als man angenommen hatte. Man wollte nicht absagen, aber man beschränkte die Dauer der Produktionen auf das Nötigste.

Wir eilen in das Bureau, das hier zur Orientierung der Journalisten eingerichtet ist; es füllt sich immer mehr. Eine

drückende Atmosphäre verbreitet sich in den Sälen. Niedergeschlagenheit auf allen Mienen; der Kälteste, Fremdeste, Hartherzigste kann sich des Gefühls tiefer Teilnahme für das Volk und die Stadt nicht erwehren, die ihr schönstes Fest dermaßen verdüstert sieht. Die französischen Journalisten möchten am liebsten sofort telegraphisch Sammlungen für die Familien der Verunglückten einleiten.

„Wird der Ball bei Montebello, unserem Botschafter, stattfinden?" forschen sie.

„Auf alle Fragen," erklären die Beamten, „können wir vorläufig nicht antworten; eine offizielle Darstellung der Vorgänge, der Größe des Unglücks, der Zahl seiner Opfer wird bald hieher kommen; man wird nichts verheimlichen, sobald nur der Bericht an höchster Stelle erstattet sein wird. Bis dahin ist es wohl geraten, telegraphische Mitteilungen zu unterlassen. In keinem Lande der Welt wird man den Eindruck einer ähnlichen Katastrophe durch die Verbreitung falscher Nachrichten erhöhen lassen."

Nach dieser Erklärung beginnt eine Zeit des Wartens. Ich gewinne einige Stunden, um auf das Feld des traurigen Ereignisses zurückzukehren.

Auf dem Wege nach der Chodinka begegnet mir ein Wagen, groß, hoch, wie ein Möbelwagen. Er zeigt nicht die geschlossenen Wände, die diese zu haben pflegen, sondern einfache Gitter. Sie sind mit Kotzen und Teppichen behängt, auch der Inhalt des Wagens ist unter Tüchern verborgen.

Ich sah schon vormittags auf dem Wege nach Chodinka ein solches Gefährte, ich ahnte nicht, daß es bis zur Höhe mit Toten angefüllt sei.

Unter solchen Eindrücken komme ich zum Felde zurück. Die Pavillons und Tribünen, die wir mittags, als der Kaiser das Konzert anhörte, reich belebt sahen, sind nun verödet. Auch auf dem eigentlichen Platze, wo das große Volksfest sich abspielen sollte, sieht man nicht viele Leute. Es ist für drei Viertelmillionen Menschen berechnet; die wenigen Tausende, die

jetzt hieher kommen, verschwinden auf demselben. Nun sieht man erst die Größe dieser weiten Ebene. Sie giebt den Blick meilenweit bis zu einem kleinen Wasserturme, dem Chodinka — frei, der diesen Feldern den Namen gab. Die Chaussee trennt den Festplatz von den Gärten und Ansiedlungen der vornehmen Welt Moskaus.

Meine Wanderung führt zur Begegnung mit einem Wiener, der um neun Uhr vormittags durch Zufall auf das Feld und zu den Buden geraten war.

Die Katastrophe war damals schon lange vorüber.

„Die meisten Buden", erzählt er, waren ganz leer, nur einzelne von ihnen erschienen dicht gefüllt. In Reihen geordnet, lagen hier, neben einander geschichtet, je fünfzehn bis achtzehn Leichen. Vor dem traurigen Totenhause stand eine Wache, die den Zutritt wehrte. Leute, die gekommen waren, die Leichen Angehöriger zu agnoscieren, erhielten Durchlaß. Mit solchen kam ich in eine Bude. Welcher Anblick! Diese Toten sind nicht Leichen gewöhnlicher Art, sie sind fürchterlich entstellt — ihre Gesichter zertreten, aus ihren Körpern sind Stücke Fleisches herausgerissen, — die Brustkörbe eingedrückt, die Kleider hängen zerfetzt von den starren Gliedern. Lautlos werden diese Menschenreste seit frühester Morgenstunde aufgeladen, auf Wagen geschichtet. Still versehen die Braven vom Roten Kreuze ihre fürchterliche Arbeit. Langsam fahren die Wagen der Feuerwehr mit ihren Totenladungen fort. Männer und Frauen kommen währenddessen unausgesetzt, voll Trauer nachzusehen, ob sie nicht Verwandte in diesem Bereiche des Todes finden. Ich sah eine Frau, die ihren entstellten Mann endlich gefunden hatte. Wohl an fünfzig Leichen hatte sie vorher besichtigt; da nach langem, vergeblichem Suchen erkennt sie den Toten, nachdem sie in banger Sehnsucht forscht. Sie schluchzt, dann hilft sie die Leiche des Mannes hinaustragen, ladet sie auf einen Wagen, setzt sich daneben und fährt weinend fort." . . .

Wir eilen weiter.

Nach kurzer Zeit gelangen wir zu den hundertvierzig Häuschen oder Buden, welche die Geschenke bargen. Vor denselben sieht man ein Menschengewühl, das von Kosaken bewacht wird; man dringt nur mühsam zu dem Schauplatze des Unglücks. Er macht im Augenblicke noch den Eindruck einer Walstatt nach der Schlacht. Tote und Verwundete sieht man allerdings nicht mehr, der Wagen, dem wir begegneten, war offenbar der letzte, aber auf dem durchwühlten und zerstampften Boden liegen in chaotischem Durcheinander Zöpfe, Stiefel, Schuhe aus Stroh, Bast und Saffian, zertretene Körbe für Proviant, zerdrückte Blechflaschen, Fragmente von Stöcken und Schirmen, Fetzen von Kleidern, Strümpfen, roten Tüchern und Schürzen, die dem Kostüm der russischen Bauern Farbe geben. Teilweise sind diese Spuren verunglückter Menschen auf Haufen zusammengekehrt, teilweise liegen sie noch da, wie sie der Kampf hingeworfen, aus dem dürren zertretenen Grase unheimlich herausragend. Leute, die aus der Stadt gekommen sind, stehen traurig, wortkarg vor diesen Resten menschlicher Kleidung und Gerätschaften.

Die Ansammlungen verdichten sich vor einem tiefen Brunnen. Man unterließ es, ihn zu verschütten, die Bretter, die ihn notdürftig deckten, wurden durch Menschenhaufen, die darauf gerieten, zerdrückt. „Man holte eben achtundzwanzig Tote heraus", sagen die Leute — „vielleicht liegen noch welche darin."

Die Gefahr für die andrängenden Massen wurde durch diesen Brunnen, der seit der letzten französischen Ausstellung besteht, am meisten erhöht, seine grundlose Tiefe forderte unzählige Opfer.

Die kleinen Geschenkbuden sind einfach aus Brettern zusammengeschalt. In ihrem Innern gleichen sie gewöhnlichen Verkaufsstätten. Hinter den Tischen für den Bier-Ausschank war der Platz für die verteilenden Beamten. Einzelne von den Häuschen — etwa drei oder vier — sind zersprengt; die Latten stehen heraus, die Dächer sind eingedrückt. Der freie Raum zwischen ihnen ist nicht groß. Die Häuser sollten gleich-

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

zeitig als Wall gegen den Andrang des Volkes dienen. Dann hatte man zwischen ihnen einen Einlaß gemacht, der, von außen breit, nach innen schmal blieb; man glaubte, je zwei Mann würden aus demselben auf das Feld treten, wo die Beteilung der Leute erfolgen sollte. Die Armen, die hier herein gerieten, konnten nicht vor — nicht zurück. Hinter und vor ihnen war eine lebendige Mauer.

Eine Bierlache in der Nähe der Verteilungshäuser erinnert an den schweren Kampf, der hier gewütet hat; nun wäscht ein graubärtiger Muschik gleichgültig seine Stiefel darin und sieht apathisch in die Gruppen neben sich.

Inmitten dieser wechseln fortwährend traurige Bilder; besonders rührend ist ein Bursche mit gutmütigem Gesichtsausdrucke und Thränen in den Augen: „Ich komme zum dreihundertstenmale an diese Stelle", sagt er schluchzend: „hier habe ich meine Mutter verlassen. Sie kommt nicht zurück! — Sie kommt nicht zurück."

Einige Schritte weiter sollte nachmittags das eigentliche Volksfest seinen Schauplatz haben. Auch dieses ist nicht abgesagt, und Leute — nicht zu viele — kommen wirklich herbei, sich zu vergnügen: Ein paar Soldaten in Kitteln und Neugierige, denen die Verkäufer Fruchtwasser, Kuchen und Slibowitz geräuschvoll anbieten, hüpfen über die tiefen und breiten Gräben des Feldes, die am frühen Morgen die größte Gefahr gebildet hatten. Vor ihnen staute sich die Menge, und in ihren heimtückischen Grund fielen Hunderte und aber Hunderte, bis sie dermaßen angefüllt waren, daß über die Leichen hinweg die Menschenwellen wogen konnten. Das erzählt ein Mann mit gebräuntem Gesichte und einem blondlockigen Kinde auf dem Arme.

„Das Kind war nicht mit!" — sagt er — „die Mutter hielt es weiter dort auf der Straße. Wir haben kein rechtes Glück gehabt. Ich bekam keinen Becher. Dreißig Werst bin ich hermarschiert und doch keinen Becher!"

In solchen Empfindungen wurzeln die Triebkräfte, welche die Ereignisse auf dem Chodinkafelde schufen.

Andere Leute bieten laut rufend die Becher, die sie schwer erobert, um einen Rubel aus.

Fünfzigmal wagten diese Menschen ihr Leben, der Tod berührte sie schon, nur ein Zufall war es, daß er sein Opfer wieder freigegeben, und die Erinnerung an die Not, den Jammer, die Angst und den Schrecken jener Stunde ist ihrem Märtyrer um einen Rubel feil! Gilt das Leben diesen Leuten so wenig oder das Geld so viel?

Wir schreiten weiter, weiter über ein Feld, auf dem die Fetzen von Kleidungsstücken sich wieder stärker häufen, Hunderte von Hüten und Pelzmützen übereinander liegen und aus der Mitte von zerfetzten, schmutzigen Kleiderruinen ganz platt getretene Stücke Brotes herausschauen wie eine seltsam berührende Erinnerung an den Kampf um das Dasein, den wir schließlich alle führen — auch die Leute oben auf der Scene eines der Theater, die sich hier zur Volksbelustigung erhoben haben.

Jedes derselben hat drei Bühnen, eine in der Mitte, eine rechts und links. Auf letzterer lockt unbekümmert um die Eindrücke des grauenvollen Tages ein kleinrussischer Schauspieler in seinem bunten Nationalgewand die Anwesenden mit lautem Ruf herbeizukommen; er kündigt in breiter Rede die neuesten Spiele, die neuesten Belustigungen an. Hinter dem Mittelvorhang blicken geschminkte Künstlerinnen in seidenen blauen und grünen Kostümen neugierig heraus, ob wirklich Menschen kommen —

Sie kommen!

Nur Wenige von ihnen ahnen, in welch fürchterlichem Zusammenhange das Bild des großen Vorhanges dieser Bühne mit den Ereignissen des Tages steht. Die bunte Leinwand erzählt die Sage, daß, wer sich dem Grabe Askols, des Helden der russischen Volksmythe, nähere, plötzlich dessen knöchernen Riesenkopf aufsteigen sieht, hinter dem alle Schauer des Todes mächtig rege werden.

Was bedeuten die Schreckensbilder dieser bemalten Gardine mit all ihren Leichen und Gerippen gegen die Todesernte, die heute hier gehalten wurde?

Es giebt Leute, die sie nach wenigen Stunden völlig vergessen haben — jene nämlich, die eben den Hirtensängern in ihren Pelzen lauschen, und jene, welche die Karussells besteigen, endlich all die Neugierigen, welche der Kunst von Tänzern staunend folgen, die nach alten melancholischen Weisen eine Art Czardas ausführen.

Nicht die Toten, wie es im Liede heißt, die Lebendigen reiten schnell!

Über die Katastrophe sind die verschiedensten Angaben im Umlaufe.

„Die Artelschtschiks in den Buden", sagen die einen, „begannen die Verteilung an Leute, die sie bevorzugen wollten, das gab Anlaß zu einem wütenden Vorstoße der Menge, und das Unglück nahm seinen Lauf."

„Eine Prügelei bei der Brotverteilung trägt Schuld an dem Unheil" versichern andere. „Viele Hunderte fielen schon beim ersten Ansturme, denn Hunderttausende wollten gleichzeitig bei der Verteilung sein. Die Menschen wurden zu wilden Tieren."

Eine Teilnehmerin meint, „all das sei anders gewesen", und sie schildert den Hergang wie folgt:

„Es war etwas später als fünf. Ich hatte mich früh mit meinem Manne angestellt. Wir waren voll Sehnsucht, auch einen Becher zu erhalten. Das Gedränge war sehr groß. Man glaubt, es seien fünfmalhunderttausend Menschen dagewesen. Gestern abends kam nämlich noch eine Masse von Arbeitern aus den benachbarten Fabriken. Die Fabrikanten hatten ihnen Extrazüge gestellt. Vor diesen Leuten haben wir Furcht. Sie sind roh, und selbst Bauern wollen nichts mit ihnen zu thun haben. Darüber sprachen wir in Erwartung der Verteilung mit den Leuten, von denen viele auf dem Felde übernachtet hatten. Plötzlich fühlte ich, daß das Gedränge zu mächtig werde. Die Kette um uns schloß sich immer fester, man konnte sich nicht mehr bewegen."

„Mir wird schlecht!" rief ich ängstlich. Ich sah, daß ich nicht mehr einen Schritt machen konnte."

„Laßt meine Frau zurück" rief mein Mann, „sie stirbt sonst!"

„Ach was" — antworteten die Leute, „sie soll nur zu Grunde gehen! Wenn sie herkam, soll sie das auch aushalten."

„Ich sah und hörte nichts mehr und fiel in Ohnmacht. Mein Mann begann wie verrückt um sich zu stoßen und zu drängen. Man hob mich in die Lüfte. Ich gewann mein Bewußtsein wieder und fühlte nur, wie man mich Händen zuwarf, die sich hinter uns erhoben hatten. So kam ich in die Richtung, wo das Gedränge endlich geringer war. Man hat mich wie einen Ball mehrmals in die Luft geworfen."

„Ähnlich ist es vielen anderen auch ergangen. Die Ohnmächtigen suchte man auf diese Weise zu retten, ebenso die Kinder. Ich sah viele von ihnen hinaufheben und über die Schultern und Köpfe der Erwachsenen wegkriechen."

„Mein Mann war aus dem Knäuel nicht herausgekommen. Ich hatte Todesangst um ihn, umsomehr, als ich fand, daß das Drängen immer größer werde. Die Leute hatten geglaubt, die Verteilung beginne um acht Uhr. Sie wollten die ersten sein und den Beginn früher erzwingen. Es war ein fortwährendes Rufen und Schreien. Plötzlich schien man mit dem Verschenken der Gaben anzufangen. Die Leute stießen wie Wahnsinnige, wie wildgewordene Tiere vor. Die Artelschtschiks in den Buden wurden förmlich eingekeilt. Sie warfen im Glauben, daß das Gewühl hierdurch kleiner werde, die Geschenkpäckchen in die Menge. Jetzt bückten sich die meisten und fielen, andere stürzten in den unheilvollen Brunnen und in die Gräben. Es war entsetzlich. Die Menschen wurden reihenweise getötet, ganze Familien kamen um. Ein Geschrei und Geheul, wie ich es nie gehört, erhob sich — ein Ruf von vielen Tausenden: Karaúl! Karaúl! Karaúl! (Hilfe! Hilfe! Hilfe!) Die Hilfe kam nicht. Im Gegenteil, eine Strafe Gottes war über uns hereingebrochen. Es gab unzählige Tote. Die Leute umstellten sie und ließen, so weit es anging, ihnen nichts geschehen, sie nicht berühren und nicht auf sie treten. So ist mein Mann gerettet worden. Er legte sich auf einen Toten und fand dann eine Lücke, durch die er

davonkommen konnte. Andere ſtanden auf Leichen und konnten trotz ihres Entſetzens nicht vor- und rückwärts. Das Werfen der Päckchen dauerte trotzalledem fort, aber jetzt waren es Leute aus dem Volke, welche in die Buden gedrungen waren und die Sachen herausſchleuderten. Die Hintenſtehenden wußten vielleicht nicht, was vorgeht; ſie drängten immer noch wie wahnſinnig vor. Ohnmächtigen, die bald Tote ſein ſollten, fielen die Geſchenkpäckchen auf den Kopf, und manche Leute in der Nähe kamen ſo zu vier und fünf Bechern. Die Polizei und die Wache der Koſaken war ſelbſt in Gefahr. Erſt das große Unglück ſchien die Leute nach und nach zur Einſicht zu bringen. Es gab jetzt Menſchen, welche zur Ruhe beſchworen, — leider viel zu ſpät. All dieſe ſchrecklichen Scenen hatten kaum eine Stunde gedauert. Als die Gefahr am größten war und dieſe Tauſende zu einer großen Kugel zuſammengeballt ſchienen, ſtieg ein Dampf und Dunſt wie aus einem erhitzten Samowar zum Himmel. Der Schweißgeruch wurde unerträglich; man roch ihn noch viele Stunden ſpäter."

„Um ſechs Uhr kam Wache und Militär. Es wurde ſchnell die Ordnung hergeſtellt. Jetzt erſt ging der Jammer los — ein lautes Weinen, Schluchzen und Wehklagen. Kinder ſuchten ihre Eltern, Eltern ihre Kinder, Männer ihre Frauen, Frauen ihre Männer. Zärtlich, drohend, ängſtlich weinend riefen ſie die Namen der ihren. Einzelne erzählten, wie ſie gerettet worden waren; andere, wie Nachbarn von ihnen verunglückten, die auf ein Dach, auf das Karuſſell oder auf Waſſerfäſſer geſtiegen waren, die einbrachen. Waſſer! Waſſer! Wie ein Tropfen uns gelabt hätte! In der ſtaubigen, ſtinkenden Luft klebte unſere Zunge am Gaumen. Wir ſahen nur Dinge, die an den Tod erinnerten. Leichen, die man im ärgſten Gedränge nicht mehr ſchonen konnte, wurden jetzt aus dem Gewühl gebracht. Die Ärmſten gaben etwas von ihrem Gelde her, zwei oder vier Kopeken; man bedeckte die Geſichter der Erdrückten mit dieſem Gelde, um die Beerdigungskoſten zu decken. Jeder, der beiſteuerte, machte das Zeichen des Kreuzes. Man war wieder bei

Besinnung und Vernunft. Unter den Toten waren reiche Frauen; eine hatte Brillanten, eine andere eine schöne Uhr. Die Leute, die so viel Opfer brachten, um ein Stück Brot und einen Schluck Bier zu bekommen, rührten nichts von ihrem Schmucke an. Der Russe ist gutmütig; — Oh! es ist nur ein Unglück, daß viele Leute sich so vergessen konnten und dies Unheil schufen" — — — —

Eine Stunde, nachdem ich diese erschütternden Schilderungen hörte, bin ich wieder in den Räumen unseres Journalisten-Klubs. Ich komme eben gegen halb zehn Uhr zurecht, um die Verlesung des Schreibens des Staatsministeriums an den Kaiser zu hören, das die erste offizielle Darstellung giebt. Wie die Mitteilung von dem hochherzigen Entschlusse des Zaren kommt, jede Familie der Verunglückten mit tausend Rubeln zu beschenken, bricht ein stürmischer Hurra-Ruf los. Die alten und jungen Journalisten bringen es aus — Schriftsteller aller Parteien, auch solche, denen vor einigen Jahren ihre Zeitungen unterdrückt wurden. Der Kaiser ist populär, und sein gutes Herz hat schon oft Beweise der Mildthätigkeit gegeben. Der Entschluß, der uns eben verkündet wird, dürfte ihn bei zwei Millionen kosten, die er, wie alle Überschreitungen der Krönungskosten, aus seiner Privatschatulle zahlt.

Bei dieser Denkweise ist es natürlich, daß sofort das Gerücht entstand, der Zar werde den Ball beim französischen Botschafter Grafen Montebello nicht besuchen. Die Politik erwies sich mächtiger als die Wünsche des Herzens. Rußland ist groß; man war nicht immer gewohnt, die volle Wahrheit nach einem Unglücke zu sagen. Man fürchtete, eine Absage könne in dem weiten Reichsgebiete eine falsche Auslegung erfahren und die Katastrophe schrecklicher erscheinen lassen, als sie ohnehin gewesen.

Man ist nie schwereren Herzens auf eine Soiree gegangen. Es ist natürlich, daß man verspätet kommt und daß die Eröffnung sich verzögert. Auch wir armen, sonst so pünktlichen Journalisten treffen erst um halb elf Uhr ein.

Schon an der Schwelle in dem Vorsaale der Botschaft erwartet uns ein Aufwand, der dem Eindrucke des Tages höhnisch widerspricht: Teppiche, Blumen, ein betäubender Duft fremder

Prachtgewächse und der warme Hauch von Flieder, Maiglöckchen und Rosen. Man ruft die Namen der Kommenden aus.

„Vous savez," hört man eine schnarrende Höflingsstimme aus diesen gleichmäßigen Tönen „vous savez la duchesse a retrouvé ses brillants. Elle est heureuse!"

In der That. Die Glückliche! Sie verlor nur, was wiederzufinden war. Die Armen draußen auf dem Felde der Chodinka hatten nichts als Eines zu eigen — ihr Leben. Das ist dahin für immer.

Der Hof ist schon da. Der Zar folgt in Ulanen-Uniform an der Seite seiner Gemahlin dem Tanze im großen Marmorsaale. Die erste Quadrille und eine Polka-Mazurka macht das Kaiserpaar mit. Die Gleichheit der Republik herrscht in der That in diesen Räumen. Eine deutsche Schriftstellerin, Fräulein Schabelski, dreht sich bei der Mazurka mit dem Chic der früheren Schauspielerin anmutig neben der Zarin im Kreise.

Der Tanz macht die Gesellschaft nicht frohgemut, auch den Zar nicht. Ein melancholischer Hauch liegt über seinem Antlitze, ein echtes, inniges Weh. Es erinnert an das Ereignis des Tages. Immer wieder drängt sich dieses hervor. Es blickt aus den Ecken und Winkeln eines prächtigen Milieu, es ist in aller Munde, in aller Augen.

Erst nach und nach gewinnt die Gegenwart ihr Recht. Man fängt an, Anteil zu nehmen an dem auserlesenen Geschmacke, mit dem dies Haus geschmückt ist — mit seinen lauschigen Buenretiros und Plauderwinkelchen, seinen Fontainen, die elektrisches Licht in bunten Farben glitzern läßt, seinen feenhaften Tanz- und Speisesälen, zu deren hohen Fenstern die Lampions des Gartens wie glühende Augen herüberseh'n.

Der Pariser Salon scheint nach Moskau übertragen, mit ihm Pariser Geist, Pariser Gesellschaftston und Pariser Sinn für Feinheit der Toilette. All das gruppiert sich um die Koryphäen der politischen Kreise einer internationalen Welt.

Um zwei Uhr, nach dem Souper, verläßt der Kaiser den Ball. Wir benützen die erste Stunde nach demselben, um die Erinnerungen des stürmisch-bewegten Tages zu Papier zu werfen.

31. Mai, vormittags.

Eine halbe Stunde von dem Unglücksfelde liegt der Waganka-Friedhof, eine jener mildschönen, baumbepflanzten Friedensstätten, die dem Besucher Moskaus bei der Einfahrt in die Stadt auffallen. Er ist seit gestern in aller Munde. Hieher wurden die Leichen nach der Katastrophe gebracht und auf dem weiten Acker nebeneinander gelegt. Hier werden morgen alle jene bestattet, deren Angehörige sich noch nicht gemeldet haben. Aus den unteren Volksschichten wallen heute Massenzüge zu dem Friedhofe: Männer, Frauen mit ihren Kindern am Arme, Jung und Alt. Diesmal wurden sehr umfassende Vorsichtsmaßregeln getroffen. Ein Regiment Infanterie liegt vor dem Friedhofe, er ist auch in seinem Innern militärisch stark besetzt, Wachen stehen, an die Grabgitter gelehnt, auf den Kreuzungspunkten der Hauptwege.

Das Bild der traurigen Folgen des gestrigen Verhängnisses — hier sieht man es in vollen Zügen. Sein Eindruck legt sich beklemmend auf die Brust. Den Eingang zum Friedhof bildet ein Garten, reich an Büschen und Bäumen. Der ganze Apparat des Todes ist hier thätig: Verkäufer geweihter Kerzen, Totengräber, Geistliche im Ornate, Lieferanten von Särgen, die aus Moskau und der Umgebung herbeikommen. Die Särge sind einfach glatt gehobelt, sie werden bald von vier, bald nur von zwei Leuten, manchmal von Frauen getragen, die es sich nicht nehmen lassen, die letzten Überreste ihrer Männer selbst an ihre Ruhestätte zu bringen. Ab und zu erscheinen auch Kindersärge, in weiße oder blaue Seide gehüllt, die eine Mutter oder Schwester schluchzend herbeischleppt. Die Träger wandern alle über den Friedhof zu dem großen Felde auf der Höhe. Kein Schatten der Bäume breitet sich schützend darüber, offen liegt es vor den Strahlen der Sonne da . . .

Hier ruhen die meisten Opfer von gestern — paarweise, wie es der Assoziationstrieb der Russen auch für diese Stätte verlangt. Viele Leichen liegen auf Brettern, viele auf bloßer Erde, mit einem Leinentuch bedeckt, das Haupt frei. Es sind meist

Männer mit blonden oder dunkelbraunen Köpfen, mit einer dichten Erdkruste bedeckt, oder blaurot die Spuren des Starrkrampfes zeigend, der in Erstickungsfällen eintritt. Während sie still ausgestreckt, die Hände über die Brust gekreuzt, daliegen, sind die Lebenden um sie her um so lauter. Sie weinen, klagen, jammern und halten ihr Schnupftuch vor die Nase, um den penetranten Geruch abzuwehren. Ihr Schmerz nimmt ergreifende Formen an. In dem Schluchzen und konvulsivischen Lachen, in dem singenden Weh eines Weibes sind die tragischesten Accente lebendig. Ophelia steht im Bauernrocke vor uns.

Und die Menschen, welche der Tod hingestreckt und welche die Opfer einer naiven Neugier und einer kindlichen Sucht nach Besitz wurden, zeigen auch jetzt noch in ihren entstellten Gesichtern die Gutmütigkeit des russischen Typus.

Die Armen hätten ein besseres Los verdient!

Neben diesen Toten sind zahlreiche Hände lebendig, um drei Massengräber fertig zu machen. Man hört ihre Axt den Boden lockern, man hört, wie die Särge unablässig genagelt werden, hört, wie eine gleichmäßige Stimme das Aufkleben eines Zettels gebietet, der die agnoscierten Leichen erkenntlich macht; hört endlich, wie unter Diakonensang die Gräber ihre letzte Weihe erhalten.

Es ist eine Musik des Grabes, die Herz und Nerven zerreißt — kein fröhlicher oder freundlicher Laut. Nur hie und da, wie zum Trost, eine helle Kinderstimme oder eine Drossel, die, unbekümmert um Menschenleid und Menschenelend, ihr Lied zum Himmel schmettert. — —

Rußland ist das Land der Gegensätze. Einige hundert Schritt von diesem Friedhofe ist ein Feld, wo Bauern singend, lachend, johlend ein Volksfest abhalten, und in entgegengesetzter Richtung, wieder nur wenige hundert Schritt entfernt, ist der Rennplatz, wo eben heute ein buntbewegtes Turfbild sich entwickelt, wie es nirgends im fashionablen Europa lebendiger möglich ist.

Mittags.

Von den Verwundeten des gestrigen Tages liegen hundertsechsundvierzig im Katharina-Spital, dem städtischen Krankenhause. Die meisten sind im Sommerpavillon im Garten untergebracht. Der Kaiser und die Kaiserin erschienen daselbst zu Besuch. Einzelne Kranke sind noch besinnungslos. An alle anderen richtete das Zarenpaar tröstende Worte. Es gab rührende Scenen; viele weinten. Der Kaiser blieb länger als eine Stunde. Die Kaiserin-Mutter schickte jedem Verwundeten eine Flasche Madeira.

Nachmittags.

Unter den vielen guten russischen Berichterstattern ist eine der originellsten Figuren ein stämmiger Donkosak, der als Redakteur einer Sportzeitung berufsmäßig alle körperlichen Übungen beherrscht. Er heißt der „König der russischen Reporter", weil er kein Mittel scheut, den Dingen auf den Grund zu gehen. Er machte als Soldat die Kriege im Orient mit, inspizierte im Wärterkleide die Gefängnisse und trug die Gendarmenuniform, um einem sensationellen Morde die interessantesten Details für die Zeitung abzugewinnen. Er war Sonnabend unter der Menge; seine Riesenkraft rettete ihm das Leben. Er schilderte mir eben nochmals seine Eindrücke. Viele Tausende, die auf dem Platze eingekeilt waren, erschienen nach seiner Darstellung wie eine Mauer, vor und hinter dieser erhob sich gleichfalls eine Mauer. Begann nun letztere sich vorwärts zu bewegen, so trat bald ein gleichmäßiges Hin- und Herwogen dieser Menschenmenge ein, die nur dem Meere vergleichbar ist. Es war etwas Krampfhaftes in diesem Zwangsschaukeln, das jeder mitmachte, die Toten auch, die nicht umfallen konnten. Die russische Litteratur besitzt in den „Toten Seelen" eine fürchterliche Ausgeburt dichterischer Phantasie. Die Natur gab ihr in den wandelnden Toten des Chodinkafeldes ein Gegenbild, wie es kein Poet erfinden kann. Und noch ein Detail! Mein Beobachter sah einen Menschen auf dem Kopfe eines anderen stehen, er konnte dem armen Opfer unter sich nicht

Luft geben, deſſen Weherufe ſtill und ſtiller wurden, bis ſie gänzlich verhauchten. Der Erzähler hat recht. Dieſes plötzliche Verſtummen muß entſetzlicher ſein, als das Knacken eingedrückter Bruſtkörbe, das Brechen der Rippen, Arme und Beine, das während der Kataſtrophe fortwährend zu hören war.

Abends.

Die Regierung entſendete den bekannten Wunderprediger Joan von Kronſtadt, denſelben, der am Krankenlager Alexanders III. erſchien, auf den Friedhof, um die Schmerzerfüllten zu tröſten.

Er ſagte: „Die Verunglückten erinnern an die toten Galiläer, von denen die Schrift meint, die Lebendigen ſeien nicht ſchuldloſer als ſie. Man müſſe jetzt ſtreben, den Feiertag von innen zu begehen, nachdem der von außen durch das Unglück geſtört worden. Man höre nicht auf die Theorien des Weſtens. Sie ſtellen die Fortdauer der Seele in Frage und könnten den Lebenden ein Schickſal bereiten — viel ſchlechter als das der Toten."

Der Kaiſer ordnete eine Meſſe an, die im Beiſein des ganzen Hofes im kleinen Kreml geleſen wurde.

Der Staatsanwalt und der Präſident des Landesgerichtes erſchienen auf dem Chodinkafelde, um den Thatbeſtand zur Führung einer eventuellen Unterſuchung aufzunehmen.

Bei der geſtrigen Fahrt zum Volksfeſte begegnete dem Kaiſer ein Wagen mit Toten. Er befahl dem Convoi, zu halten, reichte den Soldaten die Hand, erkundigte ſich nach den Details der Kataſtrophe und gab ſeinem Schmerz über den Vorfall Ausdruck. Unter Hurrarufen der Soldaten und der umſtehenden Leute fuhr der Kaiſer weiter.

1. Juni.

Schon vor dem Beginne der eigentlichen Krönungsfeier ereignete ſich in den Straßen von Moskau ein Exceß, der einen Vorgeſchmack der letzten Vorgänge gab. Als der Wagen mit den Herolden, welche die Proklamation der bevorſtehenden

Krönung verteilten, durch die Straßen fuhr, umdrängte das Volk das Gefährte, um die auf farbiges Papier gedruckten Proklamationen zu erlangen. Dabei wurden die Herolde von ihren Sitzen gerissen und ihre gepuderten Perrücken zerfetzt, worauf die Menge den Wagen zertrümmerte.

Als der Kaiser Samstag in den Kreml zurückkehrte, warf er sich in ein Fauteuil und begann bitterlich zu weinen, die Kaiserin weinte mit.

— 2. Juni Nachmittags.

Der Friedhof in der Nähe von Chodinka, der den unglücklichen Opfern der Katastrophe als letzte Ruhestätte bestimmt ist, bietet heute schon ein minder erregtes Bild. Die Beerdigung der Toten vollzieht sich im Beisein der Nächstbeteiligten, der Vertreter der Kirche und der Totengräber; diese sind in ungewöhnlicher Zahl vorhanden, wie alles bei diesem Großgeschäfte des Todes. Etwa fünfzig Leute schaufeln Erde, um die Gräber zu füllen, in welche die Särge bereits gesenkt sind; zweihundert Menschen sind beschäftigt, ein neues Massengrab zu vollenden. Das Feld, wo gestern Tote noch in großer Zahl gelegen, ist jetzt stark geräumt. Die Entseelten sind mit Sargdeckeln bedeckt. Viele wurden noch nicht erkannt. Leute kommen, heben die Deckel in die Höhe, ziehen das Leintuch ab, das die Leichen umhüllt, werfen dann einen Blick auf den Kleiderhaufen neben den Särgen und schütteln verneinend den Kopf: sie finden nicht, wen sie gesucht.

Der schiffbrüchige Namenlose ruht in seinem ewigen Schlafe weiter.

Es sind schon viele Kreuze bei den Grabhügeln, weiße, blaue und grüne, die Namen darauf bloß mit Bleistift oder Farbe verzeichnet. Auch kleine Bilder klebte man als Schmuck darauf. Wer kein Kreuz gefunden — ihr Vorrat schwand rasch in den Moskauer Läden — benützt ein anderes Erkennungszeichen, einen mit Bändern umwundenen Stab; die Farbe desselben soll erraten lassen, wer hier ruht. Manche sind bescheidener; sie stecken einfach Birkenzweige in die Erde.

In den Grabinschriften sind alle Lebensalter vertreten, von zwölf bis zu siebzig Jahren. Die Beerdigung vollzieht sich rasch. Der Sarg wird auf Wagen oder von Arbeitern zum Grabe gebracht und hineingelegt; dann fällt Erde hinein, der Pope kommt, spricht ein kurzes Gebet, besprengt das Grab, macht das Kreuzzeichen; die Hinterbliebenen drücken ihm ein Geldstück in die Hand — es ist klein, aber heute thuts die Masse — die Ceremonie ist zu Ende; — vorwärts, weiter zum nächsten Grabe!

An den Hügeln sieht man weinende Verwandte, aber auch gleichgültige Teilnahme. „Ich habe vier begraben," ruft uns ein Mann in einem Tone zu, als hätte er von einem gewöhnlichen Ereignisse zu berichten. Wie der Geruch verschwunden, der gestern diesen Ort so erschrecklich verpestete, daß selbst die Wachen ein Tuch vor die Nase hielten, scheint bei einzelnen auch schon der Schmerz vorüber, den der Trauerfall geweckt hat.

Der Mensch ist noch kälter und grausamer als der Tod.

Die militärische Besetzung des Friedhofes ist schwächer. Nur vor dem Eingang kampiert ein starkes Truppenkontingent. Infanteristen liegen im Grase. Vor der Zufahrtsstraße halten größere Wachen, links und rechts von ihnen sind die Gewehre in Pyramiden gestellt.

Man glaubt vor einer Kaserne zu sein, nicht vor einem Massenquartier des Todes.

Abends.

Die Beerdigung aller Leichen auf dem Waganka-Friedhofe wurde heute Abend beendigt. Da die Moskauer Geistlichkeit für die Ceremonien nicht ausreichte, halfen Militärgeistliche aus.

Die Zahl der Toten wird auf zweitausend achthundert geschätzt.

Auf den Schlössern in der Nachbarschaft von Moskau macht sich der Eindruck der Katastrophe seltsam bemerkbar. Überall reist die Dienerschaft voll Sorge nach Moskau, um zu sehen, ob nicht einer ihrer Angehörigen von dem Unglücke betroffen wurde. Dadurch sind viele Herren dienerlos.

Auch im Dichterhause Tolstoi entbehrt die Familie ihre Lieblingsdiener; einer sucht seine Mutter, der andere seine Frau, glücklicherweise wurde keiner von einem Unfalle betroffen. Aber das Haus Tolstoi muß sich trotzdem notdürftig behelfen.

Tolstoi selbst wurde von der Katastrophe tief erschüttert. Er erfuhr dieselbe von einem Bauer, der aus Moskau voll Entsetzen zurückkam. Spätere Nachrichten brachten ihm die Zeitungen; sie kommen unregelmäßig in die Provinz, und Tolstoi eilte oft drei- bis viermal des Tages vergeblich zu dem Ausgabeorte, um die Journale zu erhalten. Weiter vervollständigten die Freunde des Schriftstellers, die jetzt in großer Zahl nach Jasnaja kommen, die Details; schließlich mußte die Gräfin nach Moskau eilen, um den Wissensdrang ihres Gatten zu befriedigen.

Tolstoi sieht in der Katastrophe ein Unglück Rußlands, das seine Schatten nicht nur auf das Volk wirft. Er liebt Rußland und will deshalb in einem Augenblicke, der das Reich so schwer trifft, nicht sprechen und seine Stimme erheben, weil dies die schmerzlichen Eindrücke nur erhöhen müßte. Natürlich daß er auch nicht den Schein erwecken will, als nütze er ein Ereignis, und wäre dieses noch so tragisch, cynisch für seine Überzeugungen aus. Ähnlichen Stimmungen giebt ein Brief Ausdruck, den er an einen Freund nach Moskau schrieb. Seiner Meinung nach war es ein Fehler, daß der Hof an dem Tanze des Festes bei dem französischen Botschafter teilnahm. „Wenn der Politik Genüge geschehen mußte", sagte er, „so hätte der Empfang des Grafen Montebello stattfinden sollen, aber in Formen, die der allgemeinen Trauer Rechnung trugen. Der Kaiser hätte acte de presence leisten können, dann aber war die Zeit der Feste vorüber."

Auch mit der Geldverteilung an die Familien der Unglücklichen ist er nicht einverstanden. „Geld!" rief er aus, „und wäre es auch noch so viel, könnte das ein Menschenleben ersetzen? Der Schein, ein solches bezahlen zu wollen, sollte wohl vermieden werden."

„Ich bin gebeugt," schrieb er in dem obenerwähnten Briefe,

„und ins Innerste getroffen. Wie viel hätte ich über das Unglück und seine Ursachen zu sagen. Ich will es nicht. Mich beschäftigt ein Werk, das teilweise in großen Zügen die Eindrücke des Augenblicks reflektiert. Ich setze alle Kräfte an dieses. Zu alt, um mir Aufschübe zu gestatten, bleibe ich deshalb trotz allem, was mir auf der Seele liegt, bei meiner Arbeit."

— 3. Juni.

Die Chodinka-Katastrophe macht sich in Moskau sehr fühlbar. In Fabriken und Werkstätten fehlen viele Arbeitshände. Überall ist der durch die Krönung mächtig angewachsene Verkehr gehemmt. Die Lieferungstermine werden nicht eingehalten und die Lieferungsverträge als durch das Elementarereignis aufgehoben erklärt.

In den letzten Tagen sind viele Millionen Worte von den fremden Journalisten nach allen Weltgegenden befördert worden. Die Geschicklichkeit der Telegraphenbeamten bewältigte diese Riesenaufgabe. Das bedeutet viel bei der Ausdehnung Rußlands und seinem Telegraphennetze von Tausenden von Kilometern. Namhafte Teile desselben gehen durch Einöden, Wälder, Wässer, wo eine natürliche Störung so leicht ist. Dabei haben wichtige Strecken, wie Warschau-Wien, nur Eine Linie. Die tüchtigen Unterbeamten hoffen, ihre Vorstände werden die Erfahrungen der letzten Tage nutzen und eine Vergrößerung des telegraphischen Netzes fordern, die Rußland mit seinen Nachbarreichen den modernen Anforderungen entsprechend verbindet.

Details der Katastrophe, die nun in die Öffentlichkeit dringen, zeigen, wie wild an einzelnen Orten die Roheit aufflackerte. Leichen wurden geschändet und beraubt; als die Bierverteilung stattfand, trieben berauschte Horden ein entsetzliches Spiel, sie umtanzten hohnlachend die Toten. Nun wird es erklärlich, daß viele Verwundete, die an diesen Scenen teilhatten, aus Furcht vor der Polizei sich mühsam in die Nachbardörfer schlichen, wo sie erschöpft und halbtot aufgefunden wurden.

Das orthodoxe Kinderasyl veröffentlicht mit kaiserlicher Genehmigung einen Aufruf, demzufolge hundert Kinder im Alter von ein bis zwölf Jahren, ohne Unterschied des Standes und der Konfession, deren Eltern oder Vormünder Opfer der Katastrophe von Chodinka wurden, unentgeltliche Aufnahme finden.

— 10. Juni.

Die Ruhe, die jetzt herrscht, macht es möglich, ein klares Bild der Ursachen des Unglücks zu gewinnen. Die offiziellen Kreise zeigen sich diesem Streben entgegenkommend. Die bereitwillig erteilten Mitteilungen stammen von den drei Faktoren, die in den traurigen Vorgängen die Hauptrolle spielten. Dieselben sind jetzt nicht in bestem Einvernehmen. Um so beachtenswerter ist es, daß die Einzelzüge ihrer Darstellung stimmen, nur über die Schuldtragenden der Katastrophe gehen ihre Meinungen stark auseinander. Ob die Unterlassungssünden durch die Rivalität zweier Behörden gefördert, ob sie durch den Mangel jeder Einheit in der Leitung herbeigeführt wurden, ob sie der Umstand verschuldete, daß man glaubte, die Volksmassen könnten erst kurz vor dem bestimmten Beteilungstermine erscheinen, ob die Vorsichtsmaßregeln für einen zu späten Zeitpunkt getroffen wurden — darüber wird erst die Untersuchung Klarheit bringen. Ihre Akten gelangen am 18. d. (a. St.) vor den Senat. Unmittelbar darauf wird der Justizminister über das Ergebnis dem Zaren berichten.

Über die Teilnahme des Militärs an der Chodinka-Katastrophe vermag man nur durch Offiziere Klarheit zu erlangen. Das russische Offiziercorps, namentlich jenes der Truppen, welche die Krönung nach Moskau zog, macht einen guten Eindruck. Seine Haltung und Adjustierung, sein persönliches Auftreten ist durchaus militärisch und gewinnend. Bei näherem Umgange zeigt sich auch Sinn für Bildung und Litteratur, wie er in neuerer Zeit erfreulich in allen Heeren zugenommen.

An den Vorgängen auf dem Chodinkafelde haben nur wenige Offiziere teilgenommen. Auf dem Felde waren zuerst hundert

Kosaken und vierzig Infanteristen unter dem Kommando des Lieutenants Belikowitsch. Er hatte den Befehl, die Buden zu bewachen, in denen die Geschenke zur Verteilung bereit lagen. Diese waren versiegelt. Ein bestimmtes Signal — ein Zeichen mit dem Schnupftuche, das der Chef der Moskauer Krönungsabteilung, Staatsrat v. Beer, von einer Tribüne herab geben sollte — war bestimmt, die Beschenkung einzuleiten. Die Truppen hatten sich dann zurückzuziehen. Lieutenant Belikowitsch sah nachtsüber die Zahl der Herbeiströmenden ungeheuerlich wachsen; er telephonierte und telegraphierte an die Polizei und, als dies vergeblich blieb, ins Lager. Der Lagerkommandant, ein Hauptmann, kam herbei; er hatte kein Recht, über die Truppen zu verfügen. Dennoch zog er Verstärkungen in dem geringen Maße, das ihm erlaubt schien, heran. Um vier Uhr morgens verfügte man über dreihundert Kosaken und vierhundert Mann Infanterie; diese sprengten in so scharfem Galopp zur Stelle, daß Oberst Flowaiski vom Pferde stürzte und schwer verletzt wurde. Aber das Militär konnte nichts mehr zur Abdrängung der Masse thun. Jedes Einschreiten hätte nach Meinung der Offiziere die Not vermehrt. Sie waren nur entschlossen, ihren Befehl auszuführen. Führer und Mannschaft wären am Platze geblieben — wenn es sein mußte als Leichen, welche die vorwärts strömende Menge erdrückt hatte.

Unterdessen war das Unglück schon weit vorgeschritten. Man wußte bereits, daß es viele Tote gebe. Die Menge blieb noch gefügig. Sie ließ es ruhig geschehen, daß die Kosaken Kinder, Mädchen und Greise retteten und aus der Masse herauszogen. Als später das Signal zur Verteilung gegeben wurde, zog sich das Militär auf das Feld hinter den Buden zurück. Es erlitt keinen Verlust. Freilich hätte nicht viel gefehlt, daß mit den Opfern der Katastrophe auch das Militär zu Grunde ging.

Hören wir nun die Polizei.

Ihr Leiter ist seit fünf Jahren Oberst Wlassowski — der Polizeimeister, wie man hier seit den Tagen Peters des Großen sagt. Er war bisher einer der mächtigsten Leute in Rußland — in seiner Art eine interessante Figur, in welcher Rücksichtslosig-

keit, Strenge und Energie sich zu einem eigenartigen Bilde vereinigen. Er ist ein Polizeimann alten Stils. Seine Auffassungen über die Behandlung des Volkes sind regelmäßig für die strengsten, härtesten Maßnahmen. Er schwankt nur, ob der Stock, die Knute oder der Fußtritt die Menschen besser niederhält. Wlassowskis eiserne Hand hat in Moskau das Fahrwesen geordnet; er zwang die Hausherren, Trottoirs herzustellen und rein zu halten; er schuf Feuerwehren; der Mann, seinem Äußern nach so hart, förderte auch manchen wohlthätigen Zweck; er gründete Tierschutzvereine und suchte eine Rettungsgesellschaft nach Wiener Muster ins Leben zu rufen. Aber selbst dies Gute wollte er in tyrannischer Weise. Diese immer und so schroff wie möglich hervorzukehren, gehört zu seinem System.

Dies wird schon bei dem Empfange sichtlich, der alltäglich mittags im Polizeigebäude stattfindet.

Die bessere Welt, die Anliegen hat, harrt des Mächtigen in einem Salon, in dem unbekümmert um sie amtiert wird; das Telephon klingelt, Offiziere und Beamte kommen und gehen, die Wartenden blicken ängstlich-scheu darein. Es sind die verschiedensten Typen unter ihnen — reiche und arme, Frauen, Witwen und Waisen, Professoren und Studenten, die hier sehr ängstlich auftreten, auch leichtere und keckere Elemente, die an das geschminkte Laster Moskaus erinnern. Ein lautes Glockenzeichen kündigt den Polizeimeister an, er tritt ein — ihm zur Seite ein gewandter Hilfsbeamter mit förmlichen Manieren. Die ganze Gesellschaft bildet einen demütigen Kreis: Wlassowski durchschreitet ihn stolz aufgerichtet mit herrischer Miene. Jeder hat sein Bittgesuch bereit, jeder darf kurz sein Vorhaben anbringen — eine flüchtige Frage, eine flüchtige Antwort, und schon ist der Nächste daran. Dieselbe Procedur auf der Stiege und im Vestibule, wo Kopf an Kopf die armen Bittsteller stehen: zerlumpte Gestalten, abgezehrte Gesichter, Kranke und Bettler schauerlichen Anblicks, die offenbar dem tiefsten Elend ausgesetzt sind, Mütter mit schreienden Kindern, denen das Schicksal den Ernährer entriß.

Während sie kurz abgefertigt werden, haben wir Zeit, im Saale umherzublicken.

An den Wänden hängen die Porträts der Polizeimeister, die seit einem Jahrhundert Moskau beherrschten; manche von ihnen waren Höflinge; sie ahmten die Frisur, den Bartschnitt, die Kleidung ihrer Fürsten so getreulich nach, daß sie ihnen ähnelten; andere dagegen sind eigenartige Köpfe, streng, eisenfest, gewaltthätig. Ein Alba-Zug lebt in ihnen.

Wlassowski zählt zu den letzteren. Seine sarmatische Physiognomie ist scharf gezeichnet, seine Stimme klingt rauh und im Kommandoton, aber ein gewisser Intellekt belebt seine Züge, wie sein Auge, das angeblich niemanden vergißt, den es einmal sah. Es hört nicht auf, forschend umherzublicken; es mustert im Amte jedermann mit inquisitorischer Kraft und wenn Wlassowski auf der Straße in seiner Troika, mit dem prächtigen Dreigespann, von dem ein Pferd enggeschirrt trabt, die anderen übermütig galoppieren, einherrast, sucht er selbst im Fluge irgendwo ein Stück Schuld zu entdecken. Das fühlen die Leute sehr wohl. Wo dieses Gefährt erscheint, stockt das Leben; Menschen und Wagen halten still, bis der Polizeimeister vorüber ist. Er pflegte — immer in der gleichen Absicht — auch ungescheut mitten in die Menge zu treten, und wandelte in seinem grauen, zugeknöpften Paletot inkognito, ein polizeilicher Harun-al-Raschid, durch die Massen.

Nun finde ich ihn in seinem Arbeitskabinett, das durch prunkenden Reichtum und Luxus an das des Polizeipräfekten in Sardous „Andrea" mahnt. Ein hoher Empfangssalon mit Marmorwänden und ein kleines Gemach, verschwiegen und geheimnisvoll wie ein Boudoir, stößt an dasselbe; beide hat ein launenhafter Überfluß im gebieterischen Stil der Mode verschwenderisch und mit schwerer Pracht eingerichtet.

Wir nehmen in den breiten Fauteuils Platz, die hier dem Besucher die Arme öffnen.

Zwei dicke Möpse kauern zu unsern Füßen, sie blicken argwöhnisch drohend zu dem fremden Gegenüber empor.

Über die Katastrophe befragt, erklärt Wlassowski: „Es herrschen viele Meinungen über das Unglück, nur darin ist man einig, daß es sehr groß ist — ein Elementarereignis, das uns überraschte. Das Wahrscheinlichste ist, daß der Gebrauch der Verschenkung, der bei allen Krönungsakten vor Jahrhunderten üblich war, der modernen Entwicklung immer widersprechender geworden ist. Moskau zeigte noch bei der vorletzten Krönung in dieser Hinsicht weniger Schwierigkeiten. Seine heutige Einwohnerzahl hat die Million überschritten, sie wird nun bei dem Feste auch durch die Fremden aus der Umgebung und dem Inneren Rußlands vermehrt. Im Lande war das Gerücht verbreitet, jedes Geschenkpäckchen enthalte eine Anweisung auf ein Pferd, eine Kuh, ein Los auf Treffer von fünfzig und hundert Rubeln. Das wurde geglaubt, so fest geglaubt, daß Leute, welche die Päckchen erlangten und die Anweisung darin nicht fanden, umkehrten und in den Tod gingen. Mit solchen Empfindungen muß man rechnen, wenn man die Ursachen der Katastrophe von Chodinka sucht. Bei der Krönung Alexanders II., wo noch Ochsen gebraten und Geld unter die Menge geworfen wurde, kamen fünftausend Menschen ums Leben. Selbst bei der vorletzten Krönung, wo eine ganze Division aufgeboten war, die Spaliere und Durchlässe bildete, gab es schwere Verluste. Das hat man freilich schon vergessen."

„Die Menge ist hier gut, wird aber, wie jede Menge, leicht zum Tiere; dann beginnen für unsereinen die schwersten Stunden. Unsere Branche will verstanden sein. Ich war in Riga und lernte dort die Deutschen kennen; ich war in Warschau, wo ich die Polen studierte; in Wilna, wo eine gemischte Bevölkerung ist. In Moskau bin ich seit fünf Jahren dem eigentlich russischen National-Charakter gegenüber. Im allgemeinen gutmütig, muß er eine Autorität über sich fühlen. Sie sahen, wie mustergiltig alles früher ging. Die Leute wußten, ich sei da. Vor jedem Ereignis, für das ich die Verantwortung trage, pflege ich selbst unter das Volk zu gehen; erst wenn ich mich ihm gezeigt habe, nehme ich meinen offiziellen Platz ein. Vor dem Einzug des

Zaren suchte ich die Massen in den entlegensten Straßen auf, dann erst trat ich an die Spitze des Zuges. Während der Illumination war ich im dichtesten Gedränge und trug Sorge, daß die Hälfte der Straße für die Wagen frei blieb; im ärgsten Falle war es möglich, dies Ventil für die große Menschenmasse zu öffnen. Für den Tag des Volksfestes hatte ich keine Anordnung zu treffen."

„Ich war nicht auf dem Felde, mein Stellvertreter war da. Ich konnte nicht überall sein. Ich war in der Nähe des Zars, aber ich blieb telephonisch mit meinem Ersatzmann in Verbindung. Er war der Meinung, daß die Leute nichts Böses im Schilde führen und daß der bestimmte Termin der Verteilung unbedingt eingehalten werden könne und solle. Ich sah dies als richtig an, weil ich angeordnet hatte, daß die Arbeiter, die nach Moskau strömten, nur mit Stadtbeamten und Gendarmen an der Spitze auf das Feld dürfen, und zwar nicht vor acht Uhr morgens. Ich glaubte diesen Befehl eingehalten und bin noch der Meinung, daß es gefehlt war, ihn umzustoßen. Ich hatte für neun Uhr meine Dispositionen getroffen. Man sollte neun Eskadronen Kosaken am Ende des Feldes, also beim Abschlusse des Menschenknäuels aufstellen, um im schlimmsten Falle dort die Menschen abzudrängen und Luft für den oberen Teil zu gewinnen. Das Ungetüm war am Schweif, nicht am Kopf zu fassen. Bei den Buden war die Truppenmacht ausreichend. Ich wiederhole, meine Dispositionen waren für den Morgen getroffen. Sonst hatte ich nichts mit der Sache zu thun."

„Um halb acht Uhr morgens war ich dann auf dem Unglücksfelde und ordnete sofort an, was zu geschehen habe. Die Katastrophe war leider schon vorüber. Die Spuren des Unglückes wurden so rasch wie möglich entfernt. Ich fuhr zum General-Gouverneur, um ihm Bericht zu erstatten. Den Kaiser hatte ich nicht mehr das Glück zu sehen, aber ich geleitete ihn mittags vom Volksfeste zurück und traf meine Dispositionen für das Diner der Stände und den Ball der französischen Botschaft. Warum — wird man nun fragen — hat ein Mann von ähn-

licher Energie dieselbe nicht vor der Katastrophe gezeigt? Weil — ich wiederhole dies mit aller Bestimmtheit — die Polizei und der Gouverneur mit dieser wenig zu thun hatten. Man hat in den Zeitungen gesagt, die Krönungskommission sei nur wie ein Theater-Direktor, der eine Vorstellung giebt, und sie ist für das Unglück nicht verantwortlich. Aber der Direktor hat in einem ähnlichen Falle die Pläne vorzulegen und für Sicherheitsmaßregeln zu sorgen. Ein alter Polizist wie ich, würde eine Kommission eingesetzt haben mit Vertretern der Stadt, der Polizei, mit Ärzten und Ingenieuren; diese hätte Maßregeln verlangt, um die Menge rechtzeitig zu zerstreuen und durch Theaterspiel oder Musik von einem auf mehrere Punkte abzulenken. Auch den Bodenverhältnissen wäre Rechnung getragen worden, in denen jetzt vielleicht ein Auge, minder mißtrauisch als das der Polizei, ein willkommenes Hindernis für die Menge sah. Doch ich klage niemanden an, so viel Anlaß hiezu vorliegt und so garstige Sachen man über die Lieferungen der Geschenke des Zars und über die Bestechungen der Bierbrauer erzählen mag. Nach dem Unglücke ist die Kritik leicht. Ich bin überzeugt, daß alle nur das Gute wollten, auch jene, welche geirrt und die Dinge nicht vorhergesehen haben, die später eintrafen."

Mit dieser Rede, die den Diensteifer des Polizeimeisters so energisch verteidigt, steht alles im Widerspruch, was in den Kreisen der Moskauer Krönungskommission gesprochen wird. Ihr Chef, Herr v. Beer, ist ein verbindlicher Hofgeneral. Er ist ohne Anstrengung die Stufenleiter des Glückes emporgestiegen, die Petersburger hohen Kreise stützen ihn. Der General, klug wie sein Auge, schließt sich nicht ab von der Civilistenwelt, wie dies Militärs sonst zu thun pflegen. Wohlwollen für jedermann scheint der Grundzug seiner Natur. Seit dem Chodinka-Tage hat diese glatte Kunst einen Stoß erhalten und seine wohlgeformte Rede erbebt in dem Zorne ehrlicher innerer Erregung.

„Unsere Kommission als Ganzes", sagte er mir, „hatte eigentlich mit dem Feste nichts zu thun, nur die Abteilung für

Moskau, welche das Arrangement des Volksfestes, die Illumination des Kreml, die häuslichen Angelegenheiten des Hofes zu besorgen hatte, war für den Volkstag interessiert. Schon diese Agenden zeigen, daß die Ergreifung von Sicherheitsmaßregeln nicht ihre Sache war. Bei der Veranstaltung des Festes befolgte man, soweit die Kommission in Frage kam, den Vorgang von 1883; die Buden waren von derselben Bauart und in gleicher Entfernung wie damals; es waren nur fünfzig mehr, weil ein größerer Andrang erwartet wurde. Man glaubte, daß eine starke Militärkette die Menge auf dem großen Felde zurückhalten und erst dann in drei Abteilungen vorlassen werde. Bei jenen Budenreihen, die vom Centrum weiter entfernt waren und im Osten und Westen des Chodinkaturmes lagen, vollzog sich die Verteilung anstandslos, es entstand kein Gedränge, kein Unglück, wiewohl auch hier hundertfünfzigtausend Menschen beteilt wurden. Im Jahre 1883 waren vielfach dieselben Bodenverhältnisse wie heute. Der Graben in der Mitte erwies sich damals als ein Wall gegen das zu große Vordrängen. Freilich stand Militär neben ihm und er war frei von den tiefen Löchern, die seither, und zwar in den allerletzten Tagen, zur Sandentnahme gegraben wurden. Seine Abgründe waren damals auch noch nicht durch die Entfernung der französischen Ausstellungsbauten vermehrt, die bis zum April dieses Jahres hier standen, ordnungsmäßig umzäunt waren und erst jüngst nach Nischni übergingen."

„Man hat uns Treibereien, Unregelmäßigkeiten und unredliches Gebahren vorgeworfen, das angeblich die Herbeiführung des Unglücks nötig macht; auf solche Insinuationen sollte man gar nicht antworten. Nach jeder Krönung werden ähnliche Behauptungen laut; man vergißt, daß Rußland sich in dieser Richtung geändert hat. Gewisse Korruptionsstücke sind nicht mehr möglich. Von den Krönungsgeschenken wurde jedes Päckchen viermal kontrolliert, ob es das richtige Gewicht habe. Bei der Firma Malkil wurden die kleinen Säcke geschlossen und dann in Kisten gelegt, die auf dem Ausstellungsplatze einer neuerlichen Kontrolle unterzogen

wurden. Die vierzigtausend Bierfässer wurden in Chamowniki, der größten und solidesten Brauerei Rußlands bestellt, ihre Manipulanten sind durchweg Ausländer. Mit der Verteilung der Geschenke waren Artelschtschks der Gesellschaft Tschischefski betraut. Welches Einverständnisses vieler Tausende hätte es bedurft, um irgend welche Machenschaften zu ermöglichen. Es ist auch unrichtig, daß die Bierverteilung Schuld an dem Unglücke getragen habe. Anfangs trank die Menge ruhig was sie erhielt, erst als später das elendeste Volk auf das Chodinkafeld kam, wurden die Fässer zerschlagen. Menschenleben ging keines hiebei verloren."

„Ich war auf dem Platze — seit Mitternacht. Ich sah die Gefahr kommen, ich telephonierte der Polizei nicht einmal — sondern zehn-, zwanzigmal. Die Abschriften meiner Meldung liegen durch Zeugen erhärtet vor. Regelmäßig erhielt ich die Antwort, daß rechtzeitig Hilfe kommen werde. Als die Menschenmasse so dicht wurde, daß kein Kopf, keine Achsel, ja keine einzelne Figur mehr zu unterscheiden war und alles nur eine schwarze Masse schien, in der Lebende und Tote hin und her schwankten, als über allem ein Dunstnebel schwebte und mit fürchterlichem Geschrei der Bittruf um Beginn der Verteilung sich erhob, habe ich das Zeichen durch das Lüften meiner Kappe gegeben. Mit dem Schnupftuche zu winken, wie es meine Ordre vorschrieb, war keine Zeit mehr. Jammer und Unglück waren schon zu hoch gestiegen. Ein wüstes Geschrei erfüllte die Lüfte, aus dem ich nur die wehmütigen Worte hören konnte: „Macht einen Anfang, wir Alle bitten darum!" Ich dachte, „dies Volk ist wirklich gut, es fleht, während es ihm so leicht wäre, die Erfüllung seines Wunsches mit Gewalt zu erzwingen. Ich hatte keine Zeit ähnlich weiter zu reflektieren und viel zu überlegen". In diesem Augenblicke hatte man mir — ich stand knapp vor der Masse zwischen den Buden — die Leichen zweier Greise vor die Füße geworfen!"

„Sieh her," schrie man mir weinend zu, „du bist ja nicht bloß des Kaisers, du bist auch Gottes Diener, hilf uns, indem du die Verteilung zuläßt!"

„Ich lüftete verzweifelt meine Kappe. Ich gab das Zeichen zum Beginne. Wenn das unter solchen Umständen ein Verbrechen war — dann bin ich schuldig!“ — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach diesen widersprechenden Darstellungen der gegnerischen Amtsleiter besuchte ich nochmals die Stätte, wo jene ruhen, welche nichts mehr mitzuteilen und zu erzählen haben. . . . . .

Der Friedhof zeigt wieder seinen mildstillen Charakter. Was zu diesem nicht stimmen will, ist nur die lange Gräberreihe am äußersten Ende — dort, wo man sonst die Selbstmörder zu begraben pflegt.

Eng aneinander steht hier Kreuz an Kreuz.

Diese glattgehobelte Symmetrie hat ihr Entsetzliches.

Sonst ist die letzte Spur der Opfer, die hier begraben sind, entfernt; ihre Kleider wurden auf einen Riesenhaufen geschichtet, mit Petroleum begossen und angezündet. Nach diesem Autodafé wurde der Friedhof desinfiziert. Der Karbolgeruch und der Duft des Flieders kämpfen um die Oberhand.

Auf den Grabhügeln stolzieren alte Raben; sie picken in den Boden und ziehen erstaunt die Schnäbel zurück, weil sie nur Erde und heißen Sand zu finden vermögen.

Das schwarze Geflügel des Todes ist offenbar unwillig, daß es nicht täglich Chodinkafeste giebt.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Wort über die Armee. — Schlußbetrachtung.

Die Chodinka-Katastrophe ist kein Unglück wie andere mehr. Ihr Verlauf wie ihre Vorgeschichte sind für das Volk so bezeichnend wie für alle, die zur Abwehr der Gefahr berufen waren.

„Was war die Ursache des Unheils?“ fragte ich einen der Geretteten.

„Wir selbst,“ antwortete er, „wir sind gute Menschen für uns allein; im Haufen, in der Masse werden wir wie toll.“

Die Kosaken, welche in der verhängnisvollen Nacht die Wache bildeten, sind der Meinung, daß vieles von dem Schrecklichen abzuwenden war.

„Wir blieben,“ erklärte einer von ihnen ganz ungescheut den neugierigen Fragern „viel zu lange auf einem Punkte. Die Leute hatten unterdessen Zeit, sich auf dem Felde am Petrowskipark auszubreiten und festzusetzen. Gegenüber und in nächster Nähe war Raum genug für alle; daran dachte Niemand. Infolgedessen wurden wir bis an die Buden gedrängt, wo wir Befehl hatten zu bleiben. Wir wichen auch nicht von hier und wir hätten uns eher erdrücken lassen, bevor wir weiter zurückgegangen wären.“

Das ist ganz wörtlich zu nehmen, der Gehorsam ist in keiner Armee größer wie in der russischen *).

„Unser Soldat thut was ihm befohlen wird", sagte mir ein Offizier, „ohne jegliche Widerrede und ohne Kritik. Wir haben Mühe die Leute abzurichten, weil vielfache Vorbedingungen: Auffassung, Intelligenz, eine gewisse Schulbildung fehlen, aber einmal vorwärts gebracht, ist unser Mann tüchtig, ausdauernd und seine Subordination unübertrefflich. Ohne diese Eigenschaften war es im letzten Kriege nicht möglich den Schipkapaß gegen eine gewaltige Übermacht zu behaupten und eine Heldenthat zu vollführen, die größer war als unser dekorativer Marsch über den Balkan. Die Kraft unseres Heeres liegt in der bedingungslosen Tüchtigkeit des Mannes — in den Massen, über die wir verfügen. „Man kann die Russen schlagen", sagt ein türkisches Sprichwort, „aber man wird doch nicht fertig mit ihnen, sie kommen immer in neuen Zügen."

Der gemeine Mann erfüllte auch auf der Chodinka seine volle Pflicht. Der Offizier war minder rühmenswert. Er versäumte nicht den allzuleichtfertigen Polizeimeister an seine Schuld zu mahnen, er ließ es nicht an geräuschvollen Versuchen der Abhilfe fehlen, aber hatte er nicht mehr zu thun? War der Platzkommandant im Lager nicht gerechtfertigt, wenn er über sein Verfügungsrecht hinaus auf eigene Gefahr Verordnungen gab, die das Unheil abwenden mußten?

General Beer, ein gewissenhafter Bureaumann, erschien mit

---

*) „Der Russe ist von Natur gutmütig und friedfertig. Nie sieht man die Leute sich prügeln oder boxen. Er kennt keine Stiergefechte oder Hahnenkämpfe. Aber der Befehl seines Obern macht ihn, zwar gegen Wunsch und Neigung, zum hingebendsten Soldaten. Bei der Überschwemmung in Petersburg ertranken Posten, weil sie nicht abgelöst wurden. Als das Winterpalais abbrannte, rettete ein Priester die geweihten Gefäße aus der Schloßkapelle. Auf dem Korridor fand er eine Schildwache und machte den Posten auf die drohende Gefahr des längeren Verweilens aufmerksam. „Prikas" (Befehl), sagte der Mann, erhielt die Absolution und verbrannte." (Feldmarschall Graf Moltke, Briefe aus Rußland.)

einem zweiten General, Iwanow, in der Nacht auf dem Unglücksfelde. Als der Morgen graute, begannen beide das Ärgste zu fürchten.

„Ich sah eine ungeheure Menge", erzählte Iwanow, „Kopf an Kopf, zusammengepreßt, schwarz wie Caviar." — „Das giebt ein großes Unglück. Es ist alles vorbei," meinte General Beer zu mir, „in diese Masse Ordnung zu bringen ist nicht möglich!"

Warum vergaßen beide Offiziere, die allerdings für die Ordnung nicht verantwortlich waren, statt sich diesem verhängnisvollen Fatalismus hinzugeben, die Vorsichtsmaßregeln, welche man bei der Krönung Alexanders II. traf? Kein Zweifel, der Ukas über die Ursachen der Chodinkaereignisse nennt die Dinge bei dem wahren Namen. Mangel an Initiative, das Fehlen einer ineinandergreifenden behördlichen Thätigkeit ließen die Katastrophe mächtig anwachsen.

Zu welcher Gefahr für Rußland können so schwere Unterlassungssünden in ernsten Augenblicken im Krieg und Frieden werden!

Sind diese Erscheinungen vereinzelt? Treten sie nicht überoft in dem gewaltigen Reiche hervor, dessen Entwicklung durch die Mängel der Verwaltung unabläßig gehemmt und unterbunden wird?

Trotz dieser und ähnlicher dunkler Punkte könnte es verhängnisvoll sein, die Kraft des russischen Staatswesens zu unterschätzen. Während der Krönung Alexanders II. weilte Moltke in Rußland. Die Übelstände von heute bestanden damals in größerem Maße; das Reich stand unmittelbar unter dem Eindrucke der Niederlagen des Krimkrieges. Dennoch sah das scharfe Auge dieses urteilssicheren Beobachters neben dem Fremdartigen und Abstoßenden viel Rühmliches. Die Armee „mit ihrer zähen, kaum für möglich gehaltenen Willenskraft und ihrer bedingungslosen Subordination, die ungewöhnliche Treue und Vaterlandsliebe des Volkes, die mächtige Unterstützung aller staatlichen Forderungen durch eine dem Kaiser gehorchende Geistlichkeit" fesselten seine Aufmerksamkeit. „Diese Züge," schreibt er,

„bezeichnen das Volk. Wenn man bedenkt, daß der Kern dieser Nation, die Großrussen, sechsunddreißig Millionen Menschen einer Abstammung, eines Glaubens, einer Sprache, die größte homogene Masse Menschen in der Welt bilden, so wird man nicht zweifeln, daß Rußland eine große Zukunft vor sich hat."

Möchten diese Worte jenen im Ohre tönen, die auf russischen Schlachtfeldern leichte und mühelose Erfolge erwarten.

Ist es unerläßlich, sie anzustreben?

„Den Krieg," hörte ich in Petersburg wiederholt bemerken, „will niemand von uns. Ihn wünschen nur drei Elemente: die Ultramontanen, welche die weltliche Herrschaft des Papstes wieder aufrichten möchten; die Polen, die von der Neubelebung ihres Königreiches träumen, und die Engländer, welche so gerne Zuschauer europäischer Händel sind. Der Staatsmann, der diesen Bestrebungen Folge leistet, wird den Fluch der Nachwelt ernten!"

Verdient die Wahrheit dieser Worte nicht Beachtung?

Es giebt Politiker, welche, wie die Brüder des Deutschen Ordens, das Anwachsen der Macht Rußlands als eine Gefahr der europäischen Kultur betrachten.

„Die Russen," meinte der rumänische Minister Bratiano vor Jahren mir gegenüber „wollen unsere ganze Civilisation vernichten, um an ihre Stelle neue Kulturbegriffe zu setzen."

In Rußland selbst empfängt man solche Eindrücke, die nur den Prahlereien slavophiler Hitzköpfe entsprechen, nicht. Im Gegenteil, die Kulturwelt erscheint hier vom europäischen Geiste beherrscht, dessen Heroen auch für Rußland lebten; die Civilisation, die sich nur später einwurzelte, ist nicht wesentlich von der unsern verschieden. Die Intelligenz wächst unablässig, allerdings bleibt trotzdem das Mißverhältnis ihrer Zahl zu der des ungebildeten Volkes erschreckend genug; so lange es fortbesteht, ist die Erstickung jeder ernsten Bestrebung des Fortschrittes nur zu leicht möglich.

Wird er auf die Dauer zurückzuhalten sein?

In diesem Fragezeichen liegt Rußlands Zukunft.

Seine besten Fürsten haben die Einführung der Kultur mit gewaltsamen Mitteln versucht, wahllos griffen sie nach den verschiedensten Bildungselementen, um sie in die Masse zu werfen. An ihr war es, das Unverstandene aufzunehmen und ihrer Eigentümlichkeit anzupassen. Die nächste große Reform wird aus dem Innern des Volkes zu entwickeln sein. Eine Aufgabe, die mehr als guten Willen — die einen Mann von unbeugsamer Kraft, das Genie Peters I. und Katharinas II., den Zeitraum eines Jahrhunderts erfordert.

Ein Werk von unabsehbarer Bedeutung, dem der sichere Lorbeer winkt!

In der Eremitage, dieser Schatzkammer von Kunstwerken aller Zeiten, sieht man die besten russischen Skulpturen. Groß, gigantisch, himmelstürmend streben sie in gewaltigen Formen die Aufgaben der Kunst zu lösen. Unter ihren Gebilden weckt vornehmlich eines Aufmerksamkeit. Es zeigt eine mächtige, an die Decke reichende Figur: die Civilisation; zu ihren Füßen ein Knabe, der mit Maschinen spielt, die den Fortschritt veranschaulichen: Rußland.

„Dies Kind zur Stufe männlicher Kraft emporzuführen," will der Künstler sagen, „ist die Arbeit kommender Jahrhunderte."

Möchte er Gehör finden!

Nur die Civilisation vermag den Fortschritt Rußlands in die richtige Bahn zu führen, sie allein kann das Übermaß seiner Kräfte regeln und das größte Reich der Welt an die Seite jener Staatengebilde der Zukunft stellen, deren Zweck und Ziel nicht in der Förderung eines bevorzugten Machtfaktors, sondern darin bestehen wird, Glück und Wohlfahrt aller Menschen zu erstreben!

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

YC 72236

U. C. BERKELEY LIBRARIES

C047133842